

ELISABETH H. DEBAZI

# ELSE FELDMANN

SCHREIBEN VOM RAND

JOURNALISTIN UND SCHRIFTSTELLERIN  
IM WIEN DER ZWISCHENKRIEGSZEIT



böhlau





Elisabeth H. Debazi

# **Else Feldmann: Schreiben vom Rand**

Journalistin und Schriftstellerin im Wien  
der Zwischenkriegszeit

**BÖHLAU VERLAG WIEN KÖLN WEIMAR**

Veröffentlicht mit der Unterstützung des Austrian Science Fund  
(FWF) : PUB 715-G

Open Access: Wo nicht anders festgehalten, ist diese Publikation lizenziert unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung 4.0; siehe <http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

Die Publikation wurde einem anonymen, internationalen Peer-Review-Verfahren unterzogen.

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

© 2021, Böhlau Verlag Ges.m.b.H. & Co. KG, Zeltgasse 1/6a, A-1080 Wien

Umschlagabbildung: Wien, Judengasse. © Pichler, Wien / ÖNB Bildarchiv / picturedesk.com  
Umschlaggestaltung: Michael Haderer, Wien  
Korrekturat: Robert Kreusch, Leipzig

Satz: le-tex publishing services GmbH, Leipzig

**Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | [www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com](http://www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com)**

ISBN: 978-3-205-21213-3

Für Josef, Ilai und Lea



# Inhalt

Einleitung.....	9
1. Schreiben zwischen Aufbruch und Untergang .....	11
Erst seit kurzer Zeit „zu den Problemen der Realität zugelassen“ – Frauen in Literatur und Journalismus.....	19
Motivation des Schreibens .....	25
Doppelte Ausgrenzung als Jüdin und Frau?.....	39
2. Anfänge auf dem Theater – Der Schrei, den niemand hört!.....	47
Zwischen Ghettogeschichte und ‚Trauerspiel‘ .....	49
Die Frau auf der Bühne – Theaterautorinnen an der Schwelle zum 20. Jahrhundert .....	64
Der Schrei, den niemand hört! im Spiegel der zeitgenössischen Kritik.....	67
3. Journalistische Arbeiten .....	79
Publikationsplattformen .....	79
Erste Versuche .....	84
Sozialreportage – Spiegel der Gesellschaft .....	92
„Mehr tränenreiches Mitleid als soziale Anklage“? – Schwierigkeiten der Selbstbehauptung in einem männlich dominierten Umfeld .....	111
„Das Leben dichtet, wir schreiben es auf.“ – Neusachliche Tendenzen .....	125
4. Romane.....	131
Löwenzahn. Eine Kindheit (1921) .....	131
Roman oder Autobiographie? .....	132
Der unverstellte, ‚kindliche Blick‘ – subtile Möglichkeit der Sozialkritik.....	139
Leib der Mutter (1924).....	144
Gefühl versus Ratio – „seelische Entwurzelung“ in der Großstadt .....	148
Selbsterstörerisches Mitleid – Laich, der ‚moderne Anti-Held‘ .....	168
Mutterliebe – „eine Macht so groß wie die Welt“ – Ideal und Wirklichkeit .....	180



Martha und Antonia (1934).....	184
Der zeitgenössische Prostitutionsdiskurs – An- und Ablehnungen .....	186
Wladimir der (Be-)Freier? .....	205
5. Poetik des Schreibens vom Rand .....	213
Raum als „klarste Dokumentierung realer Kräfte“ .....	216
Von der Gesellschaft abgeschnittene, ‚andere Räume‘ – Heterotopien... ..	253
„Aber was ist am Schluß aller dieser neuen Dinge? Ach, nichts ...“ .....	275
Literaturverzeichnis .....	279
Personenregister .....	303

## Einleitung

Die Zeit der ausgehenden Habsburgermonarchie, des darauffolgenden Ersten Weltkriegs sowie die 1920er Jahre, an deren Ende sich das kommende Inferno des Zweiten Weltkriegs bereits anzukündigen beginnt, ist geprägt von Aufbrüchen, Umbrüchen und Abbrüchen, die im Leben und Schreiben Else Feldmanns sichtbar werden.

Die vorliegende Arbeit befasst sich mit dem lange Zeit in Vergessenheit geratenen Werk der Schriftstellerin und Journalistin, der es – selbst aus ärmlichen Verhältnissen stammend – in Anbetracht der erst später zu schreiben beginnenden Autorinnengeneration(en) der 1920er Jahre schon verhältnismäßig früh gelungen ist, als Frau und Jüdin in Journalismus und Literatur Fuß zu fassen.

Im Eingangskapitel werden demnach generelle Schwierigkeiten, Anforderungen, aber auch Chancen in diesem für Frauen noch relativ neuen Umfeld aufgezeigt, wobei auch die Frage nach der Motivation für das Schreiben von Frauen aufgeworfen und auf die ‚Sonderstellung‘ Feldmanns als Schriftstellerin, Sozialistin und Jüdin eingegangen wird.

Daran schließt sich die Beschäftigung mit Feldmanns einzigem erhalten gebliebenem und 1916 an der Volksbühne uraufgeführtem Stück *Der Schrei, den niemand hört!* an, der eine Auseinandersetzung mit der Rolle von Theaterautorinnen im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert vorangestellt ist. Das Stück selbst wird in Hinblick auf seine gattungsspezifische Zwischenstellung sowie seine Resonanz unter zeitgenössischen Kritikern untersucht.

Der dritte Teil der Arbeit widmet sich dem journalistischen Werk Feldmanns, wobei sowohl die verschiedenen Publikationsplattformen und ihre Ausrichtung als auch Feldmanns Art der Umsetzung des im Zeithorizont noch relativ jungen Genres der Sozialreportage im Vordergrund stehen.

In diesem Kontext werden konkrete Schwierigkeiten der Selbstbehauptung der Autorin in einem männlich dominierten Umfeld sowie ihre Partizipation an dem literarischen Programm der ‚Neuen Sachlichkeit‘ behandelt.

Im vierten Teil rücken die drei Romane *Löwenzahn* (1921), *Der Leib der Mutter* (1924) sowie der, Fragment gebliebene, Roman *Martha und Antonia* (1934) in den Fokus der Auseinandersetzung. Sie werden unter je spezifischen Aspekten, wie dem der Zwischenstellung zwischen Roman und Autobiographie, der Möglichkeit subtiler Sozialkritik durch die eingenommene Kinderperspektive, des Phänomens der „seelischen Entwurzelung“ in der modernen Großstadt, des ambivalent konnotierten Gefühls des Mitleids, der Kritik an dem zeitgenössischem Mutterideal sowie der zeitgenössischen Prostitutionsdebatte diskutiert.

Der fünfte und letzte Teil nimmt abschließend Feldmanns Gesamtwerk aus der Perspektive der darin zahlreich enthaltenen Raumbeschreibungen unter Bezug auf Simmels sowie Foucaults raumtheoretische Auseinandersetzungen in den Blick und zeigt deren sozialkritisches Potential auf.

Rechercheergebnisse aus meiner Mitarbeit an dem *FWF-Projekt 20er-Jahre – Transdisziplinäre Konstellationen in österreichischer Literatur und Kultur*, geleitet von Prof. Primus-Heinz Kucher, in den Jahren 2008–2012 sind in die vorliegende Arbeit mit eingeflossen.

# 1. Schreiben zwischen Aufbruch und Untergang

„Aber was ist am Schluß aller dieser neuen Dinge? Ach, nichts ...“

*Else Feldmann*

„Die Zwanzigerjahre“, das ist die Zeit zwischen den Dämmerungen. Sie begann nach dem Bruch des Ersten Weltkrieges und endete in Deutschland am 30.01.1933. Ihre Morgendämmerung kam wie ein Frühlingsgewitter, geladen von Hoffnungen, Erwartungen und erzeugte einen Wirbel der angestauten Kräfte. Als sie 1926 ihren Höhepunkt erreicht hatte, kündigte sich bereits das Ende an. Und als das Ende kam, verstummten die lebendigen Kräfte und traten in den Hintergrund.<sup>1</sup>

Teil dieser „lebendigen Kräfte“ war die 1884 in Wien geborene, jüdische Schriftstellerin, Journalistin und Sozialistin Else Feldmann, deren Leben und Werk die historischen Koordinaten der letzten Jahre der Habsburgermonarchie, des Ersten Weltkriegs, der Zwischenkriegszeit im Roten Wien und dem Ständestaat sowie des beginnenden Zweiten Weltkriegs eingeschrieben sind.

Es ist ein Leben, das sich in einer Zeit großer Umbrüche, entlang von auch in ihrem Schreiben sichtbar werdenden gesellschaftlichen Bruchlinien und Rändern, vollzieht und 1942 mit der Deportation in das nationalsozialistische Vernichtungslager Sobibor gewaltsam abbricht.

Zusammen mit vier Geschwistern wächst Else Feldmann in zumeist ärmlichen Verhältnissen auf. Der Vater, ein Händler und Kaufmann aus Ungarn, ist häufig arbeitslos, die Mutter, geboren in Deutschkreuz, trägt durch Heimarbeit zum Erhalt der Familie bei. Else Feldmann ist Armenschülerin und besucht, so man dies aus einem ihrer autobiographisch gefärbten Feuilletons schließen kann, für kurze Zeit eine Lehrerbildungsanstalt, die sie aber wegen der schlechten wirtschaftlichen Situation der Familie abbrechen muss.<sup>2</sup>

Orte der Kindheit und zugleich Schauplatz vieler ihrer literarischen und journalistischen Arbeiten sind die Leopoldstadt, das Ghetto der Stadt Wien, und die Arbeiterbezirke, deren Beengtheit und Abgeschlossenheit von der großbürgerlichen Welt in ihren Texten spürbar werden. In den „Steinhäusern und Steingassen“ der Großstadt lernen die Kinder „aus Büchern nach Abbildungen, hingemalten Blumen und Schmetterlingen ...“, ohne je selbst welche gesehen zu haben.<sup>3</sup>

---

1 Bruno E. Werner: Die Zwanziger Jahre. München. Bruckmann 1962. S. 8.

2 vgl.: Else Feldmann: Erster Tag in der Fabrik. In: Arbeiter Zeitung (im Folgenden abgekürzt: AZ) Nr.: 361. 31.12.1929. S. 4–5.

3 Vgl.: Else Feldmann: Als ich zum ersten Mal den Frühling sah. In: AZ Nr.: 200. 23.07.1922. S. 7.

Schlägt in ihren Romanen, den meisten ihrer Erzählungen sowie dem 1916 an der Volksbühne uraufgeführten Theaterstück *Der Schrei, den niemand hört!* der Ausbruchsvorstoß aus Begrenztheit und gesellschaftlicher Marginalisierung fehl, so gelingt es der Autorin selbst, sich – trotz des schwierigen sozialen und politischen Umfelds – durch ihr Schreiben davon zu emanzipieren und sich in dem Literatur- und Kulturbetrieb der Zwischenkriegszeit als Journalistin und Schriftstellerin zu positionieren.

Als Frau erst seit kurzer Zeit „zu den Problemen der Realität zugelassen“, wie Gina Kaus 1929 in Zusammenhang mit der Zunahme weiblicher Autorenschaft formuliert hat, gelingt es Feldmann demnach – noch bevor in Deutschland und Österreich durch den Umsturz der Boden für veränderte Literaturproduktion und -rezeption bereitet wird – schon sehr früh, in dem bis dahin männlich dominierten Umfeld Fuß zu fassen und mit Auswahl und Art der Umsetzung ihrer Themen den Typ der Schriftstellerin gewissermaßen zu antizipieren, der Erika Mann 1931 „für den Augenblick der aussichtsreichste zu sein scheint“:

Die Frau, die Reportage macht, in Aufsätzen, Theaterstücken, Romanen. Sie bekennt nicht, sie schreibt sich nicht die Seele aus dem Leib, [...] die Frau berichtet, anstatt zu beichten. Fast ist es, als übersetze sie: Das Leben in die Literatur, in keine ungemein hohe, aber doch in eine brauchbare, anständige, oft liebenswerte.<sup>4</sup>

Feldmann bezieht in ihren journalistischen Texten ungeachtet der von Egon Erwin Kisch im Sinne der ‚Neuen Sachlichkeit‘ für die Reportage geforderten „unbefangenen Zeugenschaft“<sup>5</sup> zwar dezidiert Stellung, rechtfertigt und bekennt sich zur Tendenz – ein Merkmal, das die Sozialreportage von der Reportage im üblichen Sinn unterscheidet –; trotzdem müssen ihre Arbeiten aber auch im Kontext der neusachlichen Bewegung untersucht werden.

So konstituiert sich in Else Feldmanns „präzise[n] Erkundungen eines literarisch bis dahin unbekanntem, geradezu verbotenen Geländes“ ein „von den entzündeten Rändern [...], Spitälern, Waisenhäusern, Bordellen“<sup>6</sup> aus in den Blick genommenes Bild der modernen Großstadt, wobei der Beschreibung des Raumes nicht nur im Sinne von Foucaults Heterotopien – ‚anderen Räumen‘, die sich zugleich innerhalb und außerhalb der Gesellschaft befinden –, sondern

4 Erika Mann: Frau und Buch. (1931) In: Irmela v. der Lühe, Uwe Naumann (Hg.): Erika Mann: Blicke überm Ozean. Aufsätze, Reden, Reportagen. Reinbek. Rowolth 2000. S. 84ff. Hier: S. 84.

5 Egon Erwin Kisch: Der rasende Reporter (Vorwort). In: Anton Kaes (Hg.): Weimarer Republik. Manifest und Dokumente zur deutschen Literatur. Stuttgart. Metzler 1983. S. 319–321. Hier: S. 319.

6 Karl-Markus Gauß: Neu entdeckt. Else Feldmann: Leib der Mutter. In: Die Zeit online <http://www.zeit.de/1993/46/Vorstadtengel> (Stand: 30.10.2009).

auch eines soziologischen Raumverständnisses, wie bei Simmel, eine wichtige Bedeutung zukommt. Eine Reihe von in der Zwischenkriegszeit virulent werdenden Themen, wie die Wirtschaftskrise, Arbeitslosigkeit, Berufsleben, Freizeit, Abtreibung, Geschlechterverhältnisse, gesellschaftliche Missstände, Erziehungsprobleme oder auch Kriegsverarbeitung und Militarismus, die Sabina Becker als kennzeichnend für die Neue Sachlichkeit festgemacht hat, finden in Feldmanns Texten ihre Umsetzung, sind den Kennzeichen neusachlicher Literatur folgend, gegenwartsnah, der zeitgenössischen Realität verpflichtet, von Sachlichkeit, Wahrheit, Objektivität, Realismus, Naturalismus, Berichtform, Funktionalisierung und – auch wenn Feldmann manchmal ins Sentiment kippt – Entsentimentalisierung geprägt.

Hingegen ist Feldmanns Teilnahme an ihren Personen, wie das Marieluise Fleißer in Bezug auf Kleists Novellen angemerkt hat, trotz sachlicher Berichtform „weit eher als eine von außen betrachtende eine sehr mitbeteiligte, von innen nachspürende“.<sup>7</sup> Auch der Grund für die vielfache Verbundenheit der um 1930 mit dem Schreiben beginnenden Schriftstellerinnengeneration mit der neusachlichen Bewegung, nämlich der, dass sie sich im Gegensatz zu ihren männlichen Kollegen von keinen literarischen Programmen oder ästhetischen Richtlinien trennen mussten, trifft auf Else Feldmann nicht zu.

Ihr mutmaßlich erster Roman, *Der Leib der Mutter* – die Aussparung des Kriegs sowie Verweise auf historische Ereignisse<sup>8</sup> lassen darauf schließen, dass er in den Jahren nach 1912 verfasst worden ist – trägt noch vereinzelt expressionistische Züge, was Feldmann als Autorin in das Spannungsfeld zweier gegenläufiger literarischer Strömungen stellt.

Protagonist dieses 1938 von den Nationalsozialisten auf die Liste des unerwünschten Schrifttums gesetzten Buches ist der Journalist Absalon Laich, dem seine starke Empathie für die Ausgegrenzten in den Elendsvierteln der Großstadt zum letalen Verhängnis wird.

Eine Figur, die – betrachtet man die wenigen existierenden Auskünfte zu Else Feldmann von Seiten ihrer Zeitgenossen – zum Teil auch Züge der Autorin selbst trägt. In einem Artikel im *Morgen* urteilt Carl Colbert, der 1917 als Herausgeber des *Abend* Bruno Frei mit einer Erhebung der Wohnverhältnisse in der Wiener Vorstadt beauftragt hatte – Serien die 1917 bis 1919 neben den *Bildern vom Jugendgericht* von Else Feldmann im Blatt erschienen –, in eher despektierlicher Art und Weise über das soziale Engagement der Autorin, deren

---

7 Marieluise Fleißer: Der Heinrich Kleist der Novellen (1927). In: Günther Rühle, Eva Pfister (Hg.): Marieluise Fleißer. Gesammelte Werke. Bd. 4. Frankfurt am Main. Suhrkamp 1989 S. 403-407. Hier: S. 407.

8 Es werden darin der Untergang der Titanic, der Raub der Mona Lisa sowie der Tod des Mikado erwähnt.

Theaterstück er allerdings ein Jahr zuvor gegen die nicht nur von Seiten der antisemitischen Presse geäußerte Kritik in Schutz genommen hatte.<sup>9</sup>

Meine Freundin Else Feldmann hat einen starken Drang, sich sozial zu betätigen, aber sie ist nicht recht geeignet dazu; sie hat zwar die scharfen Augen, die die Ursachen des Elends erspähen, mögen sie sich auch in die dunkelsten Winkel verstecken, aber ihr Herz ist noch zu weich und sie weint zu leicht, und dann meint sie auch immer, gerade der Jammer, den sie eben sieht, sei von allen der himmelschreiendste.<sup>10</sup>

Differenzierter, wenngleich in der Tendenz ähnlich, äußert sich Felix Salten in der *Neuen freien Presse*:

Seit etlichen Jahren kennt man Else Feldmann in Wien als die Fürbitterin für arme Kinder, für arme Mütter, für verlorene Existenzen, die sie überall aufspürt und zu deren Rettung sie sich dann an die Öffentlichkeit wendet. Weichmütig, aber voll Beharrlichkeit, beständig in einem leisen Klagen, manchesmal sogar verknautscht, aber im Wesensgrund doch von einer zähen Energie, aus deren unablässiger Bemühung für so viele schon lebendige Hilfe wurde. Das schwesterliche Walten dieses stillen und bescheidenen Mädchens hatte einen Schimmer von Poesie, wobei zweifelhaft, aber auch nebensächlich blieb, ob sie wirklich so still und bescheiden war, wie man dachte.<sup>11</sup>

Über diese, von Colbert als Larmoyanz belächelte, von Salten als „schwesterliches Walten“ gewürdigte, starke Affinität zu allen Leidenden schreibt Else Feldmann selbst in einem Text über ‚ihre‘ Jugendliebe zu einem kranken Dichter, der noch auf der Fahrt ins Sanatorium gestorben ist, nicht ohne Selbstironie:

Ich muß gestehen, daß mein Gefühlsleben damals die Anfänge jener schwärmerischen Eigentümlichkeit zeigte, die mir bis heute geblieben ist, und die von robusten Naturen als Anomalie bezeichnet wird: diese heftige Hingezogenheit für Unglückliche und Leidende.<sup>12</sup>

Ein weiterer Roman, *Löwenzahn* (1921), beschreibt, zeitlich in den letzten Jahren der Monarchie angesiedelt, eine Kindheit in der Leopoldstadt. Aus Sicht des Mädchens wird in dieser kaleidoskopartigen Schilderung des Ghettos ein großes Figurenpanorama eröffnet, das ihr eigenes schmales Leben mit den Schicksalen des Vaters, der Mutter, des Dienstmädchens, der Nachbarskinder

9 vgl.: Carl Colbert: Der Schrei, den niemand hört! In: Der Abend (im Folgenden abgekürzt: DA) 14.02.1916. S. 4.

10 Alpheus (= Carl Colbert): Wiener Kinder aufs Land. In: Der Morgen (im Folgenden abgekürzt: DM) 28.05.1917. S. 5–6. Hier: S. 5.

11 Felix Salten: Else Feldmann. Löwenzahn. Eine Kindheit. In: Neue Freie Presse (im Folgenden abgekürzt: NFP) 20611. 05.01.1922. S. 31.

12 Else Feldmann: Gedenkblatt. In: Österreichischer Arbeiter-Kalender. Wien. 1925. S. 56–58.

und deren Eltern verknüpft. Die durchwegs aus dem Blickwinkel des Kindes modellierte Berichtform rückt den Roman, der auch als eine Art Entwicklungsroman gelesen werden kann, bereits von seinem Ansatz her in die Nähe der Neuen Sachlichkeit. Er endet als einziger mit einem optimistischen Schluss.

Nicht so ihr letzter, in Fortsetzung in der *Arbeiter Zeitung* erschienene Roman *Martha und Antonia*, der die Geschichte zweier ungleicher Schwestern erzählt. Martha verkauft sich nach dem Tod der Mutter als Prostituierte, um das Überleben der Familie zu sichern. Der anderen Schwester Antonia gelingt trotz der Geburt eines unehelichen Kindes die Reintegration in die Gesellschaft, ein Weg, der Martha verschlossen bleibt: Nach einem Gefängnisaufenthalt ist sie endgültig an den Rand gestellt. Der Roman, der mit dem Verbot der *Arbeiter Zeitung* im Februar 1934 abbricht, endet mit dem, auch für die letzten Lebensjahre der Autorin paradigmatischen Satz: „Aber was ist am Schluß aller dieser neuen Dinge? Ach, nichts ...“<sup>13</sup>

Neben den Romanen liegt der Erzählband *Liebe ohne Hoffnung* vor, der eine Sammlung bereits in verschiedenen Zeitungen erschienener Texte enthält und als Neuauflage unter dem Titel *Melodie in Moll* (1930) in einem der noch zur Zeit der Inflation gegründeten und bald auch wieder von der Bildfläche verschwundenen Verlage, bei Rothbart (Leipzig), erschienen ist.

Im Gloriette Verlag gibt Feldmann gemeinsam mit der Übersetzerin und Journalistin Anna Nußbaum, Mitarbeiterin bei der *Neuen Freien Presse*, eine Sammlung von Briefen heraus: *Das Reisetagebuch des Wiener Kindes* (1921). Dabei handelt es sich um Briefe von Kindern, die nach dem Krieg zum Zweck der Erholung nach Holland, Dänemark und in die Schweiz geschickt worden waren.

1922 erscheint Feldmanns Erzählung *Ein Märchen, das wahr ist* im Rahmen einer Sammlung von Texten und Bildern namhafter Künstler und Literaten dieser Zeit,<sup>14</sup> die – konzipiert als „eine Gabensammlung bedeutender, lebender westeuropäischer Autoren und Künstler für die sterbenden Kinder Rußlands“<sup>15</sup> – von dem Polarforscher und Friedensnobelpreisträger (1922) Fridtjof Nansen herausgegeben wurde.

Mit dem Verbot der *Arbeiter Zeitung* im Februar 1934, das dem Wegfall ihrer Haupteinnahmequelle gleichkommt, gelingt es Feldmann – selbst kränkelnd

---

13 Dies.: *Martha und Antonia* Wien. Milena 1997. S. 370.

14 Unter ihnen Hermann Bahr, Henri Barbusse, Albert Ehrenstein, Knut Hamsun, Hermann Hesse, Hugo von Hofmannsthal, Käthe Kollwitz, Else Lasker-Schüler, Selma Lagerlöf, Heinrich Mann, Alfons Petzhold, Arthur Schnitzler und Stefan Zweig – um nur einige der prominenten Namen der Sammlung zu nennen.

15 Fridtjof Nansen (Hg.): Für unsere kleinen russischen Brüder! Gaben westeuropäischer Schriftsteller und Künstler für die notleidenden Kinder in den Hungersnotdistrikten Rußlands. Hohes Kommissariat Genf 1922. S. 3.



und durch die Sorge für ihre kranke Mutter und ihren kriegsversehrten Bruder zusätzlich belastet – nur mehr selten, in einem der verbliebenen Publikationsforen zu veröffentlichen.

In den letzten acht Jahren ihres Lebens erscheinen insgesamt nur mehr 24 Artikel,<sup>16</sup> bei denen es sich um unverfängliche, nur mehr hintergründig sozialkritisch konnotierte Tier- und Kindergeschichten handelt.

Der Februaraufstand von 1934 markiert damit auch den Anfang des persönlichen Abstiegs der Autorin Else Feldmann, die in den letzten Jahren ihres Lebens in immer größere finanzielle Bedrängnis gerät, wovon erhalten gebliebene Mahnungen sowie das Kündigungsschreiben des Wohnungsamtes infolge chronischer Mietrückstände Zeugnis geben.

1935 stirbt der Vater Else Feldmanns, der unter Fürsorge der Gemeinde Wien stand. 1938 wird sie aus ihrer Gemeindefwohnung in der Währingerstraße, die sie gemeinsam mit der kranken Mutter und dem kriegsinvaliden Bruder bewohnt, delogiert. In den darauffolgenden Jahren wechselt sie, gemeinsam mit ihrer 78-jährigen Mutter, mehrmals die notdürftigen Untermietzimmer.<sup>17</sup> 1940 stirbt ihre Mutter im Altersheim der Israelitischen Kultusgemeinde. 1941 wird ihr Bruder Heinrich nach Riga deportiert und dort ermordet. Else Feldmann selbst wird am 14. Juni 1942 mit dem Transport Nr. 27 in das Generalgouvernement Polen verbracht, wo sie nicht, wie zunächst vorgesehen, in das Durchgangslager Izbica, sondern direkt in das Vernichtungslager Sobibor verbracht wird, in dem die Massenvernichtung bereits im März 1942 begonnen hat.<sup>18</sup>

Wie aus einem Brief von Frida Meinhardt an Professor J. Prokopp hervorgeht, hat sie der Freundin ihre Manuskripte kurz vor ihrer Deportation übergeben:<sup>19</sup>

Als Else ahnte, sie werde bald fort müssen, brachte sie mir die Manuskripte, und wenn ich auch nicht mehr wortgetreu weiss [sic!], welche Worte sie sprach, der Sinn aber war klar, wenn sie nicht zurück käme, würde ich sicher was in meiner Macht steht tun, um in ihrem Sinn zu handeln. Und das tue ich, wenn ich es ihnen übergebe.<sup>20</sup>

16 Diese finden sich 1938 in: der *Bunten Woche*, dem *Arbeiter Sonntag* und dem *Neuen illustrierten Familienkalender*.

17 Von Juni 1938 bis Mai 1939 wohnte sie im 1. Bezirk, Salzgries 16, von Mai 1939 bis November 1939 in der Werdertorgasse 7, von November bis Februar 1940 im 9. Bezirk, Pramergasse 6, vom Februar 1940 bis Juni 1942 im selben Bezirk, in der Ingenhouzgasse 4. Vgl.: <http://theodorkramer.at/archiv/exenberger/mitglieder/else-feldmann> (Stand: 13.04.2017)

18 Vgl.: Adolf Opel; Marino Valdéz (Hg.): Else Feldmann. Arbeiten für das Theater. Gedenkbuch zum 65. Todestag von Else Feldmann. Berlin. LiDi 2007. S. 18.

19 In dem Schreiben vom 04.04.1974 merkt Meinhardt an, dass es im Sinne Feldmanns sei, den Erlös einer allfälligen Wiederveröffentlichung ihrer Werke an notleidende Kinder zu spenden.

20 Antwortbrief Frida Meinhardts auf J. Prokopps Anfrage, ob Else Feldmann ggf. noch am

Erhalten geblieben ist auch ein Theaterstück *Der Schrei, den niemand hört! Trauerspiel aus dem Ghetto*. Das am 12. Februar 1916 an der Wiener Volksbühne uraufgeführte Stück erhält gemischte Rezensionen, darunter einen Verriss in der *Reichspost*, die das Stück als „hysterisch, erregt und schwerfällig in Fluß geratend beschreibt“,<sup>21</sup> aber auch ganz anders lautende, wie zum Beispiel im *Abend*, wo von „der Entdeckung einer sehr großen Begabung“<sup>22</sup> zu lesen ist.

Im Zuge der Auseinandersetzung mit Else Feldmann soll nicht der Anspruch erhoben werden, die lückenhafte und über weite Strecken einer Landkarte mit großen weißen Flecken gleichenden Biographie der Autorin zu rekonstruieren, wiewohl die enge Verwobenheit von Leben und Werk im Falle Feldmanns mit einbezogen werden muss. Denn wie Max Lesser Else Feldmann attestiert, bemüht sich die Autorin in ihren Texten „gar nicht sonderlich, sich von dem, was sie schildert, abzuheben“, sondern ist vielmehr sich selbst „ein Gegenstand der gelassen realistischen Schilderungen“.<sup>23</sup>

Feldmanns Werk ist gekennzeichnet durch das immer wiederkehrende Thema der Unzugehörigkeit, des Dazwischen, des Schreibens entlang von historischen, gesellschaftlichen, topographischen, aber auch literarischen Bruchlinien.

Historische Bruchlinien, die ihr Leben und Werk geprägt haben, sind schon eingangs genannt worden (Monarchie – Erster Weltkrieg – ‚Rotes Wien‘ – Ständestaat – Zweiter Weltkrieg – Shoah). Und so trifft, was Alfred Andersch in Bezug auf die Situation der Exilautoren gesagt hat, nämlich dass für sie kein einheitlicher Lebensentwurf mehr möglich sei, auch auf Else Feldmann zu.

Als junge Autorin beginnt sie in einem noch eher an bürgerlichen Themen orientierten literarischen Umfeld zu schreiben, tendiert aber bald in die Nähe der Sozialkritik, die für ihr gesamtes Werk prägend werden sollte. Ausgehend von ihrem Theaterstück über das Leben im Ghetto, in dem Feldmanns jüdische Herkunft noch deutlich zum Tragen kommt, entwickelt sie sich mit den *Bildern vom Jugendgericht* während des Ersten Weltkriegs sowie in der Folge mit zahlreichen Beiträgen für die *Arbeiter Zeitung* in den 1920er und frühen 1930er Jahren zu der „sozialen (Tages)schriftstellerin“<sup>24</sup> als die sie sich auch selbst begriffen hat.

In ihren Reportagen hebt Feldmann die Grenzen zwischen öffentlich und privat auf, sie nimmt den Leser bei der Beschreibung ihrer Gänge durch die

---

Leben sei vom 04.04.1974. In: Theodor Kramer Archiv: [http://theodorkramer.at/site/assets/files/1050/efe\\_v\\_2.pdf](http://theodorkramer.at/site/assets/files/1050/efe_v_2.pdf) (Stand: 01.06.2017).

21 Volksbühne. *Der Schrei, den niemand hört! Ein Ghetto-Schauspiel von Else Feldmann*. (N. gez.) *Reichspost* 13.02.1916. S. 13.

22 A...s (Alpheus = Carl Colbert): *Der Schrei, den niemand hört! Schauspiel aus dem Ghetto*. In: DA Nr.: 35. 14.02.1916. S. 4.

23 Max Lesser: Löwenzahn. In: *Neues Wiener Abendblatt* 14.03.1922. S. 4.

24 Else Feldmann: Kondensmilch. In: *NWJ* Nr.: 9137. 10.04.1919. S. 4.

Elendsviertel – sei es nun das Ghetto oder die Arbeiterbezirke – mit in die Wohnungen der Menschen und entwirft damit ein kontrapunktisches Wien-Bild, schreibt sozusagen an und von der Unterseite der Gesellschaft. Dabei kommt dem Begriff der Grenze, im Sinne von Simmels Raumtheorie, verstanden nicht als eine „räumliche Tatsache mit soziologischen Wirkungen“, sondern als „eine soziologische, die sich räumlich formt“,<sup>25</sup> eine wichtige Bedeutung zu, indem sie den Zusammenhang zwischen sozialer Ordnung und Raum deutlich macht. Mit der Beschreibung des begrenzten Lebensraumes derjenigen, die am Rand der Gesellschaft leben, gelingt es Feldmann, direkte und indirekte Sozialkritik zu üben. Sie zeigt sowohl die Wechselwirkungen zwischen Raum und Gesellschaft als auch die Auswirkungen des Politischen im Privaten und umgekehrt auf, wobei der unterschiedlichen qualitativen Aufladung von Orten eine wichtige Bedeutung zukommt.

So kann z. B. das Wiener Ghetto, die Leopoldstadt mit dem Nordbahnhof, als eine Art Zwischenort für die Ankommenden aus dem Osten aufgefasst werden, die bei ihrer Ankunft noch nicht wissen, ob der Nordbahnhof nur Durchgangs- oder Endstation ist.<sup>26</sup>

Seltsam bedeutungsschwer liest sich in Anbetracht der letzten Station von Feldmanns Leben – des Vernichtungslagers Sobibor – ihre Assoziation zu Bahnhof als Durchgangs- oder Endstation:

Wieder Bahnhof. Bahnhof ist etwas Merkwürdiges in meinem Leben, schon als Kind, wenn wir vom Bahnhof lernten, dachte ich daran, wie an ein großes Rätsel. Ein Riesengebäude, von dem aus man wegfahren kann. Und was ist, wenn man wegfuhr? Da lernte man ganz andere, neue Dinge kennen. Aber was ist am Schluß aller dieser neuen Dinge? Ach, nichts ...<sup>27</sup>

Soziale Bruchlinien treten sowohl in der Beschreibung dieser Randzonen als auch in ihrer eigenen Biographie, der Zwischenstellung zwischen Eingebundenheit in kulturell-religiöse, ethnische Traditionen jüdischer Identität einerseits und gesuchter Mitwirkung an sozialen, politischen und kulturellen Wandlungs- und Modernisierungsprozessen andererseits, zu Tage.

25 Georg Simmel: Soziologie des Raumes. In: Rüdiger Kramme; Angela Rammstedt u. a. (Hg.): Georg Simmel. Aufsätze und Abhandlungen 1901–1908. Bd. 1. Frankfurt am Main. Suhrkamp 1995. S. 132–183. Hier: S. 141.

26 Vgl.: Lisa Silverman: Zwischenzeit und Zwischenort. Veza Canetti, Else Feldmann, and Jewish writing in Interwar Vienna. 2006. [http://www.accessmylibrary.com/coms2/summary\\_0286-30123558\\_ITM](http://www.accessmylibrary.com/coms2/summary_0286-30123558_ITM) (Stand: 29.07.2007).

27 Else Feldmann: Martha und Antonia. Wien. Milena 1997. S. 370.

Im Literarischen ergibt sich nicht nur aus dem Changieren zwischen unterschiedlichen Genres wie Sozialreportage, Feuilleton, Erzählung, Roman und Theater, sondern auch aus Feldmanns Partizipation an unterschiedlichen literarischen Strömungen wie Expressionismus, Naturalismus und Neuer Sachlichkeit eine Art Zwischenstellung, die sich auch auf das Gebiet von Literatur und Journalismus sowie großem sozialem Engagement<sup>28</sup> einerseits und der ihren literarischen Texten fast durchwegs eingeschriebenen Ahnung um dessen Vergeblichkeit andererseits ausweiten lässt.

### **Erst seit kurzer Zeit „zu den Problemen der Realität zugelassen“<sup>29</sup> – Frauen in Literatur und Journalismus**

Verfolgt man den Befund der Zwischenstellung weiter, ergibt sich ein solcher auch für die Verortung Feldmanns innerhalb der Generation(en) von Journalistinnen und Schriftstellerinnen ihrer Zeit. Zwar fällt ein Großteil von Feldmanns Produktion in die 1920er Jahre, in denen es, wie Fähnders und Karrenbrock in Hinblick auf die Weimarer Republik formuliert haben, zu einem „fulminanten Aufbruch schreibender Frauen“<sup>30</sup> gekommen ist; mit ihren ersten Veröffentlichungen noch in den Jahren der Monarchie, der Uraufführung ihres Theaterstückes und dem Erscheinen ihrer Sozialreportagen während des Kriegs ist sie aber nicht zu der um die Jahrhundertwende geborenen bzw. mit Ausrufung der Republik zu publizieren beginnenden Autorinnengeneration zu zählen. Vielmehr kommt die Feststellung des u. a. biographisch bedingten Dazwischenstehens auch in diesem Kontext zum Tragen.

### **Wandel der literarischen Öffentlichkeit**

In Hinblick auf die literarische Öffentlichkeit in Österreich im Zeitraum der letzten Jahre der Monarchie, des Ersten Weltkriegs über die Zwischenkriegszeit bis hin zum beginnenden Faschismus ergibt sich ein heterogenes Bild. Die zahlreichen strukturellen, politischen und sozialen Veränderungen innerhalb dieser

28 Else Feldmann ist Mitbegründerin der Wiener Gruppe der 1922 gegründeten, von Henri Barbusse ins Leben gerufenen internationalen Vereinigung „Clarté“, einer Vereinigung zur „Bekämpfung des Krieges und seiner Folgen“, zu der neben Alfred Adler, Leonhard Frank, J. L. Stern, B. Balázs, O. M. Fontana, Otto Neurath und Anna Nußbaum gehörten. Vgl.: Rudolf Jeremias Kreutz: Der Neue Mensch. Die Ziele der Clarté. In: Der Aufstieg Nr.: 17/18 Leipzig, Wien. Anzengruber Verlag 1920.

29 Erika Mann: Frau und Buch. (1931) In: Irmela von der Lühe, Uwe Naumann (Hg.): Erika Mann: Blitze überm Ozean. Aufsätze, Reden, Reportagen. Reinbek. Rowohlt 2000 S. 84–85. Hier: S. 85.

30 Walter Fähnders; Helga Karrenbrock: Vorwort. In: dies. (Hg.): Autorinnen der Weimarer Republik. Bielefeld. Aisthesis 2003. S. 7.

Periode bedingen einen stetigen Wandel der Voraussetzungen für literarische Produktion und Rezeption.

In seiner Untersuchung über die *Literarische Öffentlichkeit* geht Rusell A. Berman von einer Demokratisierung und Politisierung der literarischen Öffentlichkeit aus, wie sie sich im Zuge der Emanzipation des Bürgertums im 18. Jahrhundert vollzogen hat, und differenziert diese weiter in verschiedene Öffentlichkeiten: Die liberale, linksbürgerliche, die antidemokratische, die konservative bzw. rechtskonservative, die rechtsradikale sowie die proletarische, parteigebundene Öffentlichkeit, unter die er noch die proletarische Öffentlichkeit im Umfeld der KP subsumiert. Die proletarische Öffentlichkeit im Umfeld der KP bezeichnet Berman als Alternative zur bürgerlichen, wofür auch spricht, dass viele Juden, die sich vormals dem Bürgertum assimiliert hatten, in diesem Umfeld vertreten sind.

Auch Else Feldmann findet zunächst in der dem Kommunismus und der Sozialdemokratie nahestehenden Wiener Zeitung *Der Abend* sowie später in der sozialdemokratischen *Arbeiter Zeitung* ihre Hauptpublikationsorte, wohingegen in liberalen Zeitungen wie *Der Tag* und der *Neuen Freien Presse* erscheinende Artikel zahlenmäßig unterlegen sind.

Berman fokussiert vor allem auf die Auswirkungen, die die Umstrukturierung der Öffentlichkeit durch das Ineinander-Übergehen der in der Monarchie getrennten Bereiche von Literatur und Politik für Schriftsteller und Publikum hat.

Neben den von Berman behandelten Öffentlichkeiten formiert sich in der Zwischenkriegszeit eine weitere Gesellschaftsschicht: die der Angestellten, die auch Feldmann immer wieder zum Thema ihrer Erzählungen und Reportagen macht. Ihnen widmet sich Siegfried Kracauer in seinem 1929 in der *Frankfurter Zeitung* erschienenen Essay *Die Angestellten*, in dem er sie der literarischen, wissenschaftlichen Öffentlichkeit bewusst macht und sie so schlagartig in das Rampenlicht der öffentlichen Aufmerksamkeit rückt.

Der durch politische, ökonomische und habituelle Veränderungen herbeigeführte Wandel der Gesellschaft prägt demnach die literarische Öffentlichkeit der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in dem Politik und wirtschaftliche Dominanz im kulturellen Sektor Autoren dazu zwingt, „sich und ihr Selbstverständigungsmittel, die Literatur, (neu) zu definieren und zu positionieren“.<sup>31</sup>

Gravierende Auswirkungen auf die literarische Öffentlichkeit hat die Kulturpolitik der Nationalsozialisten z. B. durch Indexierung unerwünschten Schrifttums (wie im Falle von Feldmanns Roman *Leib der Mutter*), das Verbot von

---

31 Hildegard Atzinger: Gina Kaus: Schriftstellerin und Öffentlichkeit. Zur Stellung einer Schriftstellerin in der literarischen Öffentlichkeit der Zwischenkriegszeit in Österreich und Deutschland. Frankfurt am Main. Peter Lang 2008. S. 51.

Zeitungen, Zeitschriften und Verlagen und letztendlich durch die Vertreibung und Ermordung von Autoren und Autorinnen.

Berman verweist auf die Heterogenität der literarischen Öffentlichkeit, die ab 1933 „trotz der Ideologie der Gleichschaltung [...] von einem Wirrwarr entgegengesetzter Interessen und rivalisierender Instanzen beherrscht“<sup>32</sup> ist und insbesondere nach 1935 „jeglichen Schein einer Unabhängigkeit“<sup>33</sup> verliert.

Nach dem Anschluss sind Erneuerung und Opposition nur mehr in der Illegalität des Untergrundes, durch Öffentlichkeitsverweigerung und innere Emigration oder im Exil möglich.<sup>34</sup>

### Die Rolle der schreibenden Frau in der neuen Öffentlichkeit

Wie situieren sich nun schreibende Frauen in diesen sich neu formierenden literarischen Öffentlichkeiten?

In ihrer Literaturgeschichte österreichischer Schriftstellerinnen zeichnet Sigrid Schmid-Bortenschlager ein heterogenes Bild der Autorinnengeneration(en) von der Jahrhundertwende bis in die 1920er Jahre. Neben Frauen, die in den um künstlerische und intellektuelle Erneuerungen bemühten Zirkeln eine „nach wie vor sehr traditionelle Rolle der Muse“<sup>35</sup> spielen, sie nennt Ea von Allesch (1875–1953), Lou Andreas-Salomé (1861–1937), Elsa Asenijeff (1867–1941), Veza Canetti (1897–1963), Milena Jesenská (1896–1944), Marta Karlweis (1889–1965), Gina Kaus (1893–1985), Maria Lazar (1895–1948), Lina Loos (1882–1950), Marie Roda Roda (1875–1955), die alle Geliebte, Frau oder Schwester bedeutender Autoren<sup>36</sup> waren, treten um 1900 auch Schriftstellerinnen aus dem Umfeld der Frauenbewegung publizistisch hervor, die sich in eigens gegründeten Frauenzeitschriften, wie den *Dokumenten der Frau*<sup>37</sup> sowie *Neues Frauenleben*<sup>38</sup> auf bürgerlicher sowie in der *Arbeiterinnen Zeitung*<sup>39</sup> auf sozialdemokratischer Seite, zu Fragen der Emanzipation zu Wort melden. Hier sind für Österreich vor allem Rosa Mayreder (1858–1938), Marianne Hainisch (1839–1936), Therese Schlesinger (1863–1940) sowie Adelheid Popp (1869–1939) zu nennen.

32 Rusell A. Berman: Literarische Öffentlichkeit. In: Alexander Bormann; Horst Albert Glaser (Hg.): Weimarer Republik – Drittes Reich: Avantgardismus, Parteilichkeit, Exil 1918–1945. S. 51–60. Hier: S. 60.

33 Ebd.: S. 58ff.

34 Vgl.: ebd.: S. 58ff.

35 Sigrid Schmid-Bortenschlager: Österreichische Schriftstellerinnen 1800–2000. Darmstadt. WGB 2009. S. 76.

36 Broch, Rilke, Klinger, Canetti, Kafka, Wassermann, Blei, Strindberg, Loos sowie Roda Roda.

37 Auguste Fickert; Marie Lang; Rosa Mayreder (Hg.): Dokumente der Frau. Wien 1899–1902.

38 Auguste Fickert: ‚Neues Frauenleben‘. Wien 1902–1918.

39 Arbeiterinnen Zeitung: Sozialdemokratisches Organ für Frauen und Mädchen. (1892–1942) ab 1924 unter dem Titel: ‚Die Frau‘.

Aus dem Umfeld der Wiener Moderne sind anzuführen: Carola Bruch-Stein (1853–1911), Aloisia Kirschner (1854–1934), Emilie Mataja (1855–1934), die in Austausch mit Karl Emil Franzos, Maximilian Harden, Paul Heyse und Leopold von Sacher-Masoch stand und vor allem vom Salon- und Gesellschaftsleben ihrer Zeit berichtete, Marie Herzfeld (1855–1940) – auch sie nahm aktiv am künstlerischen Leben ihrer Zeit teil und unterhielt Kontakte zu Marie von Ebner-Eschenbach, Rainer Maria Rilke, Emil Franzos, Gustav Klimt und Hugo von Hofmannsthal –, die Musik- und Literaturkritikerin Helena Maria Druschkovich (1856–1918), Gräfin Maria Theresia Ledóchowska (1863–1922), die sich im katholischen Umfeld gegen die Sklaverei in Afrika engagierte, Marie Weyr (1864–1903), eine der prominentesten Schriftstellerinnen um 1900, Marie Eugénie delle Grazie (1864–1949), die Bühnenautorin Elsa Bernstein (1866–1949), die völkisch-national gesinnte Enrica Handel-Manzetti (1871–1955) sowie die dem Umfeld der Frauenemanzipation zuzuordnende Grete Meisel-Hess (1879–1942).<sup>40</sup>

Der vor dem Hintergrund politischer wie sozialer Veränderungen erstarkenden Frauenbewegung kommt, wie Klaus/Wischermann betonen, zentrale Bedeutung zu, indem sie den Boden für eine veränderte Öffentlichkeit bereitet, in der zunehmend auch die Stimme der Frau Gehör findet. Generell gehen sie davon aus, „dass die schrittweise Erweiterung der Handlungsmöglichkeiten von Frauen mit gesellschaftlichen Umbruchsphasen zusammenhängt“.<sup>41</sup>

Im Umfeld der Frauenbewegung taucht auch der Name Else Feldmanns auf, die bei der Eröffnung des ‚Kaiser Franz Joseph-Arbeiterinnen-Erholungsheimes des Wiener Vereines Frauenhort‘ am 6. Juni 1909 im niederösterreichischen Seebenstein einen „selbstgedichteten Prolog“ vorgetragen und der „trefflichen Direktrice“<sup>42</sup> Rosa Zifferer den Dank ausgesprochen hat.

Der ‚Israelitische Frauen-Wohltätigkeitsverein im Bezirk Alsergrund in Wien‘, 1893 von Rosa Zifferer, Rosa Feigenbaum und Regine Klopstein gegründet, war einer der erfolgreichsten Frauenwohltätigkeitsvereine, dessen Mitgliederzahl im Ersten Weltkrieg weiter anstieg. Zunächst auf Bezirksebene widmete sich der Verein armen Frauen und Kindern, dehnte seine Aktivitäten aber später

40 Vgl.: Rosa Marta Gómez Pato: Schriftstellerinnen der Wiener Moderne auf der (literarischen) Bühne: eine vergessene Tradition. In: Dolores Sabaté Planes; Jaime Feijóo (Hg.): *Apropos Avantgarde. Neue Einblicke nach einhundert Jahren*. Berlin. Frank & Timme 2012. S. 99–116. Hier: S. 99ff.

41 Elisabeth Klaus; Ulla Wischermann: *Journalistinnen. Eine Geschichte in Biographien und Texten 1848–1990*. Münster. LIT Verlag 2013. S. 11.

42 Eröffnung des Kaiser Franz Joseph-Arbeiterinnen-Erholungsheimes des Wiener Vereines ‚Frauenhort‘. In: Dr. Blochs *Österreichische Wochenschrift* Nr.: 24. Jg.: 21. 11.06.1909. S. 419–420. Hier: S. 419.

darüber hinausgehend aus.<sup>43</sup> Ihm gehörten führende jüdische Wohltäterinnen dieser Zeit wie z. B. Regine Bettelheim, Marie Elbogen, Paula Landau und Clothilde Benedikt an.

Sowohl in Deutschland als auch in Österreich versuchte man der Arbeiterschaft im Laufe des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts durch sozialpolitische Programme, wie unter anderem die Einführung des allgemeinen Männerwahlrechts in Österreich 1907, ein Stück weit entgegenzukommen, das allgemeine Erstarren der Arbeiter- sowie der Frauenbewegung war aber nicht mehr aufzuhalten und die Mobilisierung nahm trotz Restriktionen wie Vereinsverboten und Sozialistengesetzen zu.

In den zwei Jahrzehnten vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs kommt es zu einer „Blütezeit der Frauenbewegung“<sup>44</sup> bürgerlich-gemäßigter, radikaler, proletarischer sowie konfessioneller Ausrichtung, die entscheidend zur Formierung einer neuen Öffentlichkeit beitragen, indem sie sich in eigenen Medien artikulieren sowie ihre Anhängerinnen mit Versammlungen, Tagungen und großen Kongressen mobilisieren. Hauptthemen der Frauenbewegung dieser Zeit sind der Zugang zu Bildung und Studium, Erwerbsarbeit von Frauen, die Arbeitsbedingungen von Proletarierinnen, die rechtliche Gleichstellung der Frau, die Forderung nach dem Frauenstimmrecht sowie Fragen zu Sittlichkeit und vorherrschender Sexualpolitik.<sup>45</sup>

So verzeichnet man auch im Österreich der Jahrhundertwende einen Anstieg junger Schriftstellerinnen, die das bisherige Tabu weiblicher Sexualität aufbrechen und damit ambivalente Reaktionen in der Öffentlichkeit hervorrufen. Auf großes Echo stieß *Aus dem Tagebuch eines Mädchens*, das 1902 zum Skandalbuch des Jahres avancierte und in dem die Verfasserin Vera, in Hinblick auf die geltende gesellschaftliche Doppelmoral, von jungen Männern wie Frauen die gleiche sexuelle Enthaltensamkeit vor der Ehe fordert. Else Jerusalem (1877–1942) erregte mit ihrer Novellensammlung *Venus am Kreuz* (1899), der *Komödie der Sinne*, in denen sie sich mit dem damals tabuisierten Thema der Prostitution auseinandersetzt, sowie ihrer theoretischen Schrift zur Sexualerziehung *Gebt uns die Wahrheit* (1902) großes Aufsehen. Ihr in einem Bordell spielendes Hauptwerk *Der heilige Skarabäus* (1909) erzielte mehrere Auflagen.

---

43 Aufgabe des Vereins war: „Die materielle Aushilfe bei eventuell sich ergebender Notlage armer Wöchnerinnen oder durch Krankheit oder sonstige Unglücksfälle erwerbsunfähig Gewordener; die alljährliche Bekleidung armer, schulpflichtiger Kinder zu Beginn der Winterszeit.“ Zit. nach: Ilse Korotin (Hg.): *biografA. Lexikon österreichischer Frauen*. Bd. 1. Wien, Köln, Weimar. Böhlau S. 292.

44 Ute Gerhard: *Unerhört. Die Geschichte der Frauenbewegung*. Reinbek. Rowolth 1990. Zit. nach: Elisabeth Klaus; Ulla Wischermann: *Journalistinnen*. O. a.: S. 104.

45 Vgl.: Elisabeth Klaus; Ulla Wischermann: *Journalistinnen*. O. a.: S. 104.



Die Erscheinung kann nicht mehr übersehen werden: das moderne Mädchen schreibt, und was es schreibt, ist Fieberhitze und Sonnenglut, [...] alles im freiesten Ton des rücksichtslosesten Selbstbekenntnisses niedergeschrieben.<sup>46</sup>

Dies konstatiert ein Feuilletonist in der Osterbeilage der *Neuen Freien Presse* von 1902. Er gesteht den „heutigen Mädchen“ zwar „etwas mehr Ellbogenfreiheit“ zu, befürwortet die Forderung nach Bildung und Ausbildung: „an den Quellen des Wissens, die bisher der Mann allein besetzt, erhalte es seinen berechtigten Platz“, sein Urteil über den weiblichen Vorstoß in ‚delikatere‘ Bereiche der Literaturproduktion fällt in dem Feuilleton *Der zerrissene Schleier* hingegen restriktiver aus:

„[...] in Gottes Namen schreibe es auch Bücher, wenn es Tinte zu seinem Glück braucht. Nur eines wünschen wir, und es ist gewiß wenig genug, dieses Eine nur: daß unsere Töchter Bücher schreiben, die unsere Söhne lesen können.“<sup>47</sup>

Auch Feldmann thematisiert in ihrem allerdings erst sehr viel später (1934) veröffentlichten Roman *Martha und Antonia* das Thema der seit dem Ersten Weltkrieg stark ansteigenden Prostitution. Aufgrund ihrer vornehmlich sozialkritischen Auseinandersetzung, die plakative Schilderungen des Metiers ausklammert, sowie angesichts des späten Erscheinungsdatums ist ihr Roman aber nicht im Umfeld der oben angeführten, ehemals skandalträchtigen Veröffentlichungen zu sehen.

Im Zuge der ‚Umwertung aller Werte‘ während und nach dem Ersten Weltkrieg verändert sich die Position der Frau in der Öffentlichkeit stark. Die durch die Frauenbewegung unterminierten patriarchalen Grundstrukturen der Gesellschaft geraten ins Wanken, womit sich für die Frau neue Räume in der Öffentlichkeit erschließen. Das Aufbrechen der traditionellen Rollenzuschreibung während des Kriegs gewährt ihr eine neue Stellung im politisch sozialen System: „Die ‚Neue Frau‘ wird zum Prototyp der Modernisierung.“<sup>48</sup>

Ihr widmen sich Schriftstellerinnen, die den neuen sozialen Status der Frau, die ihr neu zugewachsenen Chancen und Möglichkeiten, aber auch die damit verbundenen Hindernisse und Schwierigkeiten thematisieren und reflektieren. Das in Medien der Zeit zum Teil plakativ vermittelte Bild der selbstbewussten, unabhängigen und gleichberechtigten ‚Neuen Frau‘ und die realen Gegebenheiten klaffen allerdings stark auseinander. Denn die Arbeitswelt gestaltet sich

46 W.: *Der zerrissene Schleier*. In: NFP 30.03.1902. S. 1–3.

47 Ebd.: S. 1–3.

48 Hilke Veth: *Literatur von Frauen*. In: Bernhard Weyengraf (Hg.): *Literatur der Weimarer Republik 1918–1933*. S. 446–482. Hier: S. 460.

realiter vielmehr sachlich, unmenschlich und diskriminierend, sodass Frauen vielfach sexueller Ausbeutung durch Vorgesetzte, unsicheren Anstellungsverhältnissen und ungleicher Bezahlung im Vergleich zu Männern, die ihre Machtposition gefährdet sehen, gegenüberstehen: „Veraltete Vorstellungen und unterbewußte Wünsche von der ‚Minderwertigkeit der Frau‘ hemmen noch immer die Lebensmöglichkeiten der Frau im Beruf“;<sup>49</sup> konstatiert Susanne Suhr, Verfasserin einer Broschüre über die Situation der weiblichen Angestellten aus dem Jahr 1930.

Frauen haben zwar männlich konnotierte Berufsfelder wie Politik, Wissenschaft und Kunst für sich erobert, „die typische erwerbstätige Frau der Masse“<sup>50</sup> ist aber die Angestellte, die, ob bürgerlicher oder proletarischer Herkunft, ihr eigenes Geld verdient, eigenständig und unabhängig sein will. Ihre Zahl steigt im Zuge der Ausweitung des Handels, der Konzernbildung sowie Rationalisierung nach amerikanischem Vorbild Mitte der 1920er Jahre zunächst stark an. Mit aufkommender Weltwirtschaftskrise ist in den 1930er Jahren aber ein konservativer Rollback zu verzeichnen, in dem Frauen vermehrt wieder in traditionelle Rollen als Gattin, Hausfrau und Mutter zurückgedrängt werden.<sup>51</sup>

## Motivation des Schreibens

Die gesellschaftlichen Veränderungen müssen auch bei der Frage nach der Motivation der Autorinnen für das Schreiben in Betracht gezogen werden, wobei im Falle Feldmanns, deren frühe Schriften noch in das beginnende 20. Jahrhundert fallen, andere Voraussetzungen gelten als für die jüngere Autorinnengeneration der Zwischenkriegszeit.

Im 19. Jahrhundert verändern die gesellschaftlichen Umbrüche infolge der Industrialisierung vor allem die Situation der Frauen aus dem Bürgertum nachhaltig: späteres Heiratsalter, höhere Lebenshaltungskosten und stagnierende Gehälter sowie die Verarmung des Beamtenstandes zwingen Frauen aus bürgerlichen Familien, selbst für ihren Lebensunterhalt aufzukommen. War die Rolle der Frauen dieser Schicht bis dahin fast ausschließlich auf die der Hausfrau und Mutter beschränkt, so ergibt sich im ausklingenden 19. Jahrhundert für Frauen die Notwendigkeit einer beruflichen Erwerbstätigkeit.

---

49 Susanne Suhr: Die weiblichen Angestellten. Berlin 1930. S. 5. <http://library.fes.de/pdf-files/bibliothek/bestand/a-12366.pdf> (Stand: 15.07.2013).

50 Ebd.: S. 3–4.

51 Vgl.: Elisabeth H. Debazi: Wandernde Geschlechter. Diskurse über das Aufbrechen von Geschlechterrollen im Feuilleton der 20er Jahre. In: Primus-Heinz Kucher; Julia Bertschik (Hg.): „baustelle kultur“. Diskurslagen in der österreichischen Literatur 1898–1933/38. Bielefeld. Aisthesis 2011. S. 217–249.

Bei der Suche nach neuen Perspektiven kommt der Frauenbewegung wiederum eine entscheidende Rolle zu, wobei primär nicht die Suche nach Versorgungsmöglichkeiten für unverheiratete Frauen, sondern das Ziel einer prinzipiellen Gleichstellung von Frauen im Berufsleben sowie im damit verbundenen Zugang zur Bildung im Vordergrund steht.<sup>52</sup>

Ungeachtet der Tendenz einer Liberalisierung gegenüber Frauenerwerbstätigkeit bleibt die traditionelle Rolle der Frau als Ehefrau und Mutter aber fest verankert, sodass Frauen vorerst nur Berufe offenstehen, die ihrer ‚natürlichen Bestimmung‘ nahekommen. Der materielle und zeitliche Aufwand für eine Berufsausbildung soll im Fall einer Verheiratung – die dem Aus für eine weitere berufliche Betätigung gleichkommt – nicht vergeudet werden.

Mögliche Berufe sind: Kunstgewerblerin, Lehrerin, Ärztin für Frauen sowie Schriftstellerin, den Amalie Baisch in ihrem populären Ratgeber für Mädchen aus dem Bürgertum von 1902 als die „beliebteste unter allen geistigen Tätigkeiten, die der Frauenwelt offensteht“,<sup>53</sup> bezeichnet. Gründe dafür sind die Ortsunabhängigkeit, die Möglichkeit der Anonymität durch Verwendung eines Pseudonyms – was ein Schlaglicht auf die Stellung von Frauen in der Literaturproduktion wirft –, der Wegfall von ‚Ausbildungskosten‘ sowie die Möglichkeit, jederzeit in den Beruf einsteigen und ihn in jedem Alter ausüben zu können. Das Einverständnis des Gatten vorausgesetzt, kann die Frau zudem auch in der Ehe schriftstellerisch tätig sein.

Hacker weist bei ihrer Aufarbeitung von Frauenbiographien auf eine Diskrepanz in der Forschung über schreibende Frauen im 19. Jahrhundert hin, in der vor allem Frauenrechtlerinnen sowie Frauen, die sich mit ihrem Schreiben gegen bestehende Normen aufzulehnen versuchen, in den Mittelpunkt gestellt würden, dabei aber übersehen werde, dass es eine Vielzahl an schreibenden Frauen gegeben habe, „die sich in dem *vorgegebenen* [Hervorh. v. L. H.] gesellschaftlichen Rahmen bewegten“.<sup>54</sup> Wie zum Beispiel, um einige Beiträgerinnen aus der *Neuen Freien Presse* zu nennen: Hermine Cloeter, Blanche Kübeck, Elisabeth Janstein oder Claire Patek, die als Musik- und Kunstkritikerinnen sowie als Reise- und Modeberichterstatteerinnen arbeiteten.

Neben den von Bortenschlager angeführten Autorinnen aus dem künstlerisch-intellektuellen sowie dem Umfeld der Frauenbewegung wären für ein vollständiges Bild der Autorinnengeneration demnach die unverheirateten oder geschiedenen Schriftstellerinnen aus dem Bürgertum,

52 Vgl.: Lucia Hacker: *Schreibende Frauen um 1900: Rollen – Bilder – Gesten*. Münster. LIT Verlag 2007. S. 40.

53 Amalie Baisch: *Aus der Töchterschule ins Leben*. 1902. S. 428. Zit. nach: Lucia Hacker: *Schreibende Frauen um 1900*. O. a.: S. 43.

54 Lucia Hacker: *Schreibende Frauen um 1900*. O. a.: S. S. 44.

für die das Schreiben eine Möglichkeit des Broterwerbs darstellt, mit zu berücksichtigen.

In der Zwischenkriegszeit rückt das Motiv des Geldverdienens allmählich in den Hintergrund. Vor allem die Schriftstellerinnen der jüngeren Generation verfügen nun über eine Berufsausbildung oder ein abgeschlossenes Studium, das ihnen ein unabhängiges Leben ermöglicht. Für Schriftstellerinnen, die das Schreiben zum Beruf gemacht und ihre Existenz darauf gegründet haben, bleibt der finanzielle Aspekt aber nach wie vor wichtig. Diejenigen, die nicht durch Verträge mit Verlagen abgesichert sind, arbeiten als Journalistinnen oder Redakteurinnen, um ein regelmäßiges Einkommen zu haben.

So sehen zum Beispiel Autorinnen wie Veza Canetti (1897–1963) und Vicki Baum (1888–1960) ihre journalistische Tätigkeit als Mittel, ihre literarische Arbeit zu finanzieren, Alice Schalek widmete sich nach ersten schriftstellerischen Versuchen ganz der Kriegsberichterstattung und, wie viele ihrer Kolleginnen, später dem Foto- und Reisebericht, Gabriele Tergit wiederum schrieb neben ihrer Arbeit als Journalistin an ihren Romanen.<sup>55</sup>

Obwohl das Geldverdienen nach wie vor einen wichtigen Aspekt darstellt, ist es aber nicht mehr wie im 19. Jahrhundert Haupttriebfeder des Schreibens. Zentrales Motiv ist vielmehr die Partizipation am öffentlichen Diskurs – der Wunsch, Gedanken, Erfahrungen, Beobachtungen und Reflexionen mitzuteilen. Und so verschiebt sich der Fokus weiblichen Schreibens, der im 19. Jahrhundert noch fast ausschließlich auf der Unterhaltung liegt, in den 1920er Jahren hin zur Auseinandersetzung mit der Gesellschaft.

Ausgehend von den neuen Gesellschafts-, Frauen- und Männerbildern entwerfen schreibende Frauen unterschiedlicher Herkunft und Weltanschauung u. a. alternative Lebensmodelle, die in ihrer Vielfalt, Unterschiedlichkeit und Widersprüchlichkeit eines gemeinsam haben: die Frage der Realisierbarkeit. Die Herausforderungen und Schwierigkeiten, denen sie sich dabei gegenübersehen, werden thematisiert, wobei zwischen Fakt und Fiktion eine Kluft bestehen bleibt: „Die Divergenz zwischen fiktionalen Entwürfen und deren Realisierung ist ein Symptom für die Situation der schreibenden Frau und für ihre Literatur.“<sup>56</sup>

Vor allem Autorinnen der Neuen Sachlichkeit gestalten Protagonistinnen vielfach als scheiternde Antiheldinnen, deren Umsetzung ihres Lebensentwurfes an weiterhin bestehenden patriarchalen Denkkategorien, Moralvorstellungen und etablierten Strukturen zerbricht. Auszumachen ist aber auch die

---

55 Vgl.: Elisabeth Klaus; Ulla Wischermann: Journalistinnen. O. a.: S. 354.

56 Hildegard, Atzinger: Gina Kaus: Schriftstellerin und Öffentlichkeit. Zur Stellung einer Schriftstellerin in der literarischen Öffentlichkeit der Zwischenkriegszeit in Österreich und Deutschland. Frankfurt am Main. Peter Lang 2008. S. 52.

gegenläufige Tendenz der stark positiven Überzeichnung der Heldinnen, wie das Gürtler und Bortenschlager für das Genre des weiblichen Entwicklungsromans kritisch anmerken.

Autorinnen schreiben gegen die tradierte Erwartungshaltung an Literatur von Frauen an, beziehen mit fiktionalen – in teils traditionellem, teils innovativem Erzählstil gehaltenen – Texten sowie journalistischen und publizistischen Texten Position im literarischen Diskurs von Modernisierung und Demokratisierung der Literatur und beteiligen sich an literaturtheoretischen Debatten über die Möglichkeit der Wirksamkeit von Literatur in der Gesellschaft sowie über das Verhältnis von Literatur und Gesellschaft.

### Literarische Formen

Was die literarische Form betrifft, werden sämtliche Gattungen wie Lyrik, Roman, Drama sowie Reportage, Drehbuch und Essay bedient.

Mittels fragmentarischen Erzählens, sozialkritischer Reportagen, gesellschaftskritischer Erzählungen und Romane begegnen sie Krisen und Umbrüchen in der Gesellschaft, wobei versucht wird, das reale, alltägliche Leben möglichst authentisch darzustellen. So werden anhand von Alltagsproblemen die Symptome von Zerfall und Auflösung gesellschaftlich-sozialer Strukturen aufgezeigt, die in Feuilletons, Essays oder Kommentaren kritisch reflektiert werden.<sup>57</sup> Sozialkritische Erzählungen, Reportagen und Romane, die sich mit Leben und Schicksal der Arbeiterschaft oder dem von sozial Ausgegrenzten auseinandersetzen finden sich – wie auch bei Else Feldmann – in großer Zahl.

Indem Autorinnen sich der Reportage, dem fragmentarischen und panoramatischen Erzählen zuwenden, partizipieren sie auch an einer ästhetisch avancierten Literaturform, gehen allerdings auch Kompromisse ein, wenn sie z. B. die Ich-Form wählen oder aber eine Erzählerin als Identifikationsfigur einführen; wie z. B. Lilli Körber, die in *Eine Frau erlebt den roten Alltag* (1932) den subjektiven Standpunkt mit dem objektiven der Reportage verbindet. Ähnlich verfährt Else Feldmann, die, wie im Kapitel über ihre journalistischen Arbeiten noch zu zeigen sein wird, objektive und subjektive Berichterstattung in ihren Sozialreportagen ineinanderfließen lässt.

Fast gleichberechtigt neben der Auseinandersetzung mit zeitgenössischen Themen ist der historische Roman, mit dem die Autorinnen der Tendenz, sich dem Mythos, der Ganzheit und der Vergangenheit zuzuwenden, nachkommen.

---

57 Vgl. ebd.: S. 51ff.

Wie z. B. Sir Galahad: *Mütter, Die Kegelschnitte Gottes*, Paula Grogger: *Das Grimmingtor* oder Alma Johanna König: *Der jugendliche Gott*.<sup>58</sup>

### Verdrängungswettbewerb?

Innerhalb des Literaturbetriebes müssen Frauen ihre Stellung erst behaupten – so spricht zum Beispiel Joseph Roth von „oft schädliche[m] Zuwachs weiblicher Intellektualität“<sup>59</sup> – und sind mit patriarchalen Strukturen konfrontiert. Die Schriftstellerin, stellen Gürtler/Bortenschlager fest, „ist zwar keine Abnormität mehr in den 1920er Jahren, sie ist im Literaturbetrieb aber noch immer auf Männer angewiesen.“<sup>60</sup>

Um ihre Position am Markt zu erlangen, bedürfen sie vielfach der Fürsprache männlicher Kollegen, wobei sie gegen festgefahrene Frauenbilder, Denkmuster und bestimmte Erwartungshaltungen an weibliches Schreiben anzukämpfen haben. Intellektuelles Niveau und ein Anspruch an Literatur, der über den der akzeptierten Unterhaltung hinausgeht, werden ihnen vielfach nicht zugetraut. Auch macht sich eine Verunsicherung der Männer, die ihre Vorrangstellung im Literaturbetrieb gefährdet sehen, bemerkbar, was mitunter dazu führt, dass Schriftstellerinnen in die Rolle der Muse und Handlangerin gedrängt werden.<sup>61</sup>

Bis zu einem gewissen Grad ermöglicht es die Neue Sachlichkeit, dieses Vorurteil gegenüber weiblichem Schreiben zu umgehen, indem man sich im Zuge dieser ab Mitte der 1920er Jahre dominanten literarischen Strömung Wandlungen in der Gesellschaft sowie neuen gesellschaftlichen Phänomenen zuwandte und sie mittels sozial und politisch engagiertem, beobachtendem und dokumentarischem Schreiben abzubilden versuchte.

Die Neue Sachlichkeit verpflichtete sich einer unpathetischen und distanzierten Schreibweise, der Gesellschafts-, nicht der Individualanalyse. Dies bot für Autorinnen zum einen die Möglichkeit, für Zeitungen und Zeitschriften zu arbeiten, zum anderen die, den Vorwurf des mit persönlichen Themen und Emotionalität verbundenen ‚weiblichen Schreibens‘ zu umgehen, dem sich, wie noch zu zeigen sein wird, auch Feldmann ausgesetzt sieht.<sup>62</sup>

Neben Ablehnung und Skepsis gibt es aber auch entgegengesetzte Haltungen von Männern, die Autorinnen Zuspruch, Anerkennung und Respekt entgegenbringen und ihnen gegenüber die Rolle des Entdeckers, Förderers und

58 Vgl.: Christa Gürtler; Sigrid Schmid-Bortenschlager: *Erfolg und Verfolgung. Österreichische Schriftstellerinnen 1918–1945*. Salzburg, Wien. Residenz 2002. S. 17–19.

59 Joseph Roth: *Der Reaktionäre Akademiker*. In: *Der Neue Tag* 01.02.1920.

60 Christa Gürtler; Sigrid Schmid-Bortenschlager: *Erfolg und Verfolgung*. O. a.: S. 8.

61 Vgl.: wie bei Bortenschlager angeführt: Ea von Allesch, Lou Andreas-Salomé, Elsa Asenijeff, Veza Canetti, Milena Jesenská, Marta Karlweis, Gina Kaus, Maria Lazar, Lina Loos, Marie Roda Roda.

62 Vgl.: Elisabeth Klaus; Ulla Wischermann: *Journalistinnen*. O. a.: 2013. S. 184.

Mentors einnehmen, wobei auch diese mitunter Ambivalenzen birgt; dann nämlich, wenn zu großer Einfluss auf den Schreibstil genommen wird und die Autorinnen gezwungen sind, sich in einem oft sehr desillusionierenden Prozess abzunabeln, um zu einem Selbstverständnis als Schriftstellerin zu gelangen. Trotzdem sind sie aber auf Protektion angewiesen und verdanken ihrem Mentor und Förderer, im literarischen Betrieb Fuß gefasst zu haben.

Zusätzlich zu literarischen Kreisen und Zirkeln, in denen Autorinnen, wie bereits erwähnt, zumeist noch in der traditionellen Rolle der Freundin berühmter Männer Rückhalt finden, bieten vor allem Publikationsorgane der linken und liberalen Presse Autorinnen die Möglichkeit zum Veröffentlichlichen.

Verglichen mit dem Anteil männlicher Autoren sind Frauen zwar nach wie vor unterrepräsentiert, in Hinblick auf die Weimarer Republik sprechen Fähnders und Karrenbrock dennoch von einem „fulminante[n] Aufbruch schreibender Frauen in den zwanziger Jahren“.<sup>63</sup>

Dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs waren verstärkte soziale und politische Gegensätze vorangegangen, die nicht nur die demokratischen und sozialistischen Tendenzen, sondern auch die Frauenbewegung in der Monarchie erstarken ließen. Die damit einhergehende Infragestellung traditioneller Geschlechterverhältnisse hatte während des Kriegs einerseits einen zunehmenden Konservatismus, andererseits aber auch die Eröffnung neuer Handlungsspielräume zur Folge. Es kam zur Ausweitung sozialer Rechte von Frauen, wie zum Beispiel im Zuge ihrer Tätigkeit im Fürsorgewesen das Zugeständnis des Vormundschaftsrechts, von dem Feldmann 1916 im *Abend* berichtet.<sup>64</sup> Mit der Einführung des allgemeinen Wahlrechts für Männer und Frauen nach dem Kriegsende war die „grundsätzliche Gleichberechtigung“ von Männern und Frauen in den Verfassungen der neuen Republiken verankert.<sup>65</sup>

Die veränderten Lebens- und Existenzbedingungen in der Republik tragen zum Anstieg weiblicher Autorschaft bei: „Wir begegnen Frauen in allen Verlagskatalogen, allen Buchauslagen, in Zeitungen, Zeitschriften, Magazinen“, schreibt die österreichische, zeitweilig in Berlin lebende Schriftstellerin Gina Kaus 1929 in der *Literarischen Welt* und setzt – damit „implizit eine ironische Theorie über die Entfesselung der Produktivität schreibender Frauen“<sup>66</sup> entwerfend – hinzu:

63 Walter Fähnders; Helga Karrenbrock: Vorwort. In: dies. (Hg.): *Autorinnen der Weimarer Republik*. O. a.: S. 7.

64 Vgl.: Else Feldmann: Die Vormundschaft der Frauen. In: DA Nr.: 69. 24.03.1916. S. 4.

65 Vgl.: Elisabeth Klaus; Ulla Wischermann: *Journalistinnen*. O. a.: S. 143ff.

66 Helga, Karrenbrock: „Das Heraustreten der Frau aus dem Bild des Mannes“. Zum Selbstverständnis schreibender Frauen in den zwanziger Jahren. In: Walter Fähnders; Helga Karrenbrock (Hg.): *Autorinnen der Weimarer Republik*. O. a.: S. 21–38. Hier: S. 26.

Ich mag hier nicht nachprüfen, was die Ursache, was die Wirkung ist, ob die gesteigerte Produktivität der Frauen das Mißtrauen besiegt hat, oder ob das allgemeine Nachlassen des männlichen Widerstandes seit dem Kriege die Produktivität der Frauen entfesselt hat –, das hängt vielleicht mit den Schwierigkeiten zusammen, sich in solideren Berufen durchzusetzen, vielleicht auch bloß mit dem Abflauen des Analphabetismus.<sup>67</sup>

Mit dem Aufkommen der Massenpresse, die sich an ein neues, nun auch weiblich geprägtes Publikum wendet, verändert sich das Selbstverständnis schreibender Frauen, die als Teil der veränderten Lebenswelt wahrgenommen werden. In Zeiten veränderter Produktionsbedingungen, Karrenbrock spricht vom „Herabsteigen des ‚Dichters‘ vom bildungsbürgerlichen Podest auf Augenhöhe mit dem Leser“<sup>68</sup> (zu ergänzen wäre: der Leserin), ist nicht nur das „Geschlechtssvorurteil“<sup>69</sup> aufgehoben, es entstehen auch neue Publikationsplattformen, die Frauen die Teilnahme am öffentlichen Diskurs ermöglichen.

### Frauen im Journalismus

Stellte der Roman früher die Hauptdomäne weiblichen Schreibens dar, so bieten seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert der Aufschwung der Tagespresse sowie die Ausdifferenzierung der Medienlandschaft durch eine rasch anwachsende Zahl verschiedener Wochen- und Monatszeitschriften – nicht zu vergessen die an das weibliche Publikum adressierten Frauenzeitschriften – sowohl in Deutschland als auch in Österreich nun ein breiteres Betätigungsfeld.

„Es blüht [...] der Journalismus, die Tendenzschriftstellerei verschiedener Parteirichtungen“, konstatiert Gertrud Herzog-Hauser in einem Aufsatz über *Die Schriftstellerin*, worin sie den Wandel dieses Begriffs ausgehend vom Ende des 19. Jahrhunderts, da es „den ‚Beruf‘ der Schriftstellerin noch gar nicht gab“,<sup>70</sup> bis in die Gegenwart des Jahres 1930 nachzeichnet.<sup>71</sup>

67 Gina Kaus: Die Frau in der modernen Literatur. Die Literarische Welt 5. Nr.: 11. 15.03.1929. S. 1.

68 Vgl.: Helga Karrenbrock: „Das Heraustreten der Frau aus dem Bild des Mannes“. O. a.: S. 27.

69 Gina, Kaus: Die Frau in der modernen Literatur. O. a.: S. 1.

70 Gertrud, Herzog-Hauser: Die Schriftstellerin. In: Martha Brauen u. a. (Hg.): Frauenbewegung, Frauenbildung und Frauenarbeit in Österreich. 1930. S. 327–332. Hier: S. 328.

71 Herzog-Hauser gibt darin einen Überblick über weibliches Schaffen. Unter den österreichischen Autorinnen führt sie u. a. an: Betti Paoli, Marie v. Ebner-Eschenbach, Marie Eugenie-delle Grazie, Alma Johanna König, Dora v. Stockert-Meynert, Maja Löhr, Lina Loos, Ida Coudenhove; von den Journalistinnen: Anna Aurednicek, Helene Richter, Irene Kafke, Helene Scheu-Riesz, Marie Franzos, Marianne Trebitsch, Berta Zuckerandl sowie unter den Literatinnen: Enrica v. Handel-Manzetti, Dolores Visèr und Paula Schlier. Weiters nennt sie: Gisela Berger, Oda Schneider, Hilda Bergmann, Käthe Braun-Prager, Rosa Mayreder, Hermine Cloeter, Auguste Groner, Ann Tizia Leitich, Grete v. Urbanitzky, Alice Schalek, Helene Tuschak, Gisela Urban, Josefine Widmar.



Von den österreichischen, auch journalistisch tätigen Autorinnen führt sie Hermine Cloeter, Auguste Groner, Ann Tizia Leitich, Alice Schalek (*Neue Freie Presse*), Grete v. Urbanitzky (*Der Tag*), Helene Tuschak, Gisela Urban, Maria Maresch und Josefine Widmar an, womit das Spektrum der in österreichischen Tageszeitungen präsenten weiblichen Stimmen bei Weitem noch nicht erschöpft ist.

Allein für den Bereich der Tageszeitungen wie die *Neue Freie Presse*, die *Arbeiter Zeitung*, *Der Abend*, *Der Tag*, die *Wiener Morgenzeitung* sowie das *Neue Wiener Journal*, aber auch das *Prager Tagblatt* sind für den Zeitraum von 1919 bis 1929 u. a. Elsa Tauber (*Neues Wiener Journal*), Marianne Pollak (*Arbeiter Zeitung*, *Das Kleine Blatt*), Paula Novotny (*Der Abend*), Anitta Müller-Cohen (*Wiener Morgenzeitung*), Klara Mautner (*Arbeiter Zeitung*), Ilse Arlt, Elisabeth Janstein, Martha Karlweis, Lilli Klaudy, Anna Nußbaum, Alice Schmutzer, Rose Silberer (*Neue Freie Presse*), Gina Kaus, Blanche Kübeck, Maria Lazar (*Der Tag*), Marie Stona sowie Marianne Trebitsch-Stein (*Prager Tagblatt*) zu ergänzen.

Viele dieser Namen sind, obwohl in der Zwischenkriegszeit regelmäßig publizistisch präsent, heute unbekannt oder wurden – wie der Else Feldmanns – erst in den 80er und 90er Jahren wiederentdeckt.<sup>72</sup> Wie Klaus und Wischermann anmerken, hat das in den 1920er Jahren noch vorhandene, zusammenhängende Fachwissen über Frauen im Journalismus eher ab- statt zugenommen, obwohl Frauen sich mittlerweile fest im Medienbetrieb etabliert haben.<sup>73</sup>

Dennoch darf die relativ große Anzahl weiblicher Journalistinnen nicht über die „Marginalität von Frauen im Journalismus“<sup>74</sup> dieser Zeit hinwegtäuschen. Eine Erhebung Mitte der 1920er Jahre in Wien ergab einen Frauenanteil von drei Prozent, wobei ein Großteil nicht über eine fixe Anstellung verfügte.<sup>75</sup> Die wenigsten von ihnen sind ausschließlich Berufsjournalistinnen, viele kommen aus der Frauenbewegung, wobei die aus dem bürgerlichen Milieu stammenden in der Regel über einen höheren Bildungsgrad verfügten und zusätzlich als Schriftstellerinnen arbeiteten.<sup>76</sup>

Wie bereits angesprochen, nahm der Aufschwung von Frauen im Journalismus in der Zeit um die Jahrhundertwende seinen Ausgang. Medienhistorisch

72 Vgl.: Sigrid Bortenschlager; Hanna Schnedl (Hg.): Totgeschwiegen. Texte zur Situation der Frau von 1880 bis in die Zwischenkriegszeit. Wien. Bundesverlag 1982; Christa Gürtler; Sigrid Schmid-Bortenschlager: Erfolg und Verfolgung. Österreichische Schriftstellerinnen 1918–1945. O. a.

73 Elisabeth Klaus; Ulla Wischermann: Journalistinnen. O. a.: S. 9.

74 Dieter J. Hecht: Nischen und Chancen – jüdische Journalistinnen in der österreichischen Tagespresse vor 1938. In: Medien und Zeit 2/2003. S. 31–39. Hier: S. 32.

75 Vgl.: Hedwig Derka: Zur Berufsgeschichte österreichischer Tageszeitungsjournalistinnen. Diplomarbeit. Univ. Wien 1995. S. 137ff.

76 Dieter J. Hecht: Nischen und Chancen. O. a.: S. 31.

kann für den Zeitraum um 1900 von einer „Entfesselung der Massenkommunikation hin zur Entstehung der modernen Presse“ gesprochen werden, „zu der die Liberalisierung der rechtlichen Rahmenbedingungen sowie weitere wirtschaftliche und technische Entwicklungen beitrugen“.<sup>77</sup> Die politischen und gesellschaftlichen Ausdifferenzierungen führten zur Expansion von Zeitungen und Zeitschriften sowie der Herausbildung einer Parteipresse. In Wien wurde das Zeitungswesen zudem durch die Entwicklung der Kaffeehauskultur, in der die Zeitung eine wichtige Rolle spielte, forciert. Klaus/Wischermann weisen zudem auf die Erfindung der Autotypie hin, die es möglich machte, Bilder und später Photographien in großen Auflagen zu drucken, was die Entstehung von Illustrierten, Frauen- und Familienzeitschriften sowie Boulevardzeitungen zur Folge hatte.

Unter den Frauenzeitschriften dieser Zeit finden sich in Österreich z. B.: die *Allgemeine Frauenzeitung*, die *Arbeiterinnen Zeitung* (1894–1933), die *Dokumente der Frau* (1899–1902), *Neues Frauenleben* (1902–1918) sowie die *Österreichische Frauenwelt. Monatsschrift für die gebildete Frau* (1911–1919).

Die Entwicklung hin zur Massenpresse zog die Ablösung des bislang vorherrschenden Typus des schriftstellerischen Journalismus durch den professionalisierten Journalismus nach sich, was sich unter anderem im Rückgang der Bedeutung des Feuilletons sowie fiktionaler Beiträge bemerkbar machte. Zudem kam es zu einer Differenzierung innerhalb der Redaktionen, was auch für Frauen neue Möglichkeiten bot.

Auf die zentrale Stellung der Frauenbewegung, der die Journalistinnen vielfach zuzuordnen sind, ist bereits hingewiesen worden. Neben den Frauenzeitungen und -zeitschriften, Familienjournalen und Frauenbeilagen fassten Frauen zunehmend auch in der Tagespresse Fuß.<sup>78</sup>

Für die Zeit um 1900 erhob Eliza Ichenhäuser, in der Frauenbewegung aktiv und selbst als Journalistin tätig, in ihrer Umfrage zu *Journalistik als Frauenberuf* (1905) nicht nur einen Anstieg des Frauenanteils in der Presse, sondern stellte auch fest, dass sich mögliche Betätigungsfelder erweitert hatten. Von den rund 100 befragten Journalistinnen arbeiteten demnach 3,5 Prozent der Frauen in der politischen und 18,5 Prozent in der sozialpolitischen Berichterstattung. Der Großteil war aber in der Mode- und Hausfrauenpresse, den Blättern der Frauenbewegung, in literarischen, pädagogischen und wissenschaftlichen Zeitschriften sowie immerhin 18 Prozent für die Tagespresse tätig. Trotz der für diese Zeit erfreulichen Bilanz spricht Ichenhäuser aber auch die „eklatanten Diskrepanzen in der Entlohnung von Journalisten und Journalistinnen“<sup>79</sup> an.

---

77 Elisabeth Klaus; Ulla Wischermann: *Journalistinnen*. O. a.: S. 105.

78 Elisabeth Klaus; Ulla Wischermann: *Journalistinnen*. O. a.: S. 105.

79 Ebd.: S. 105.

Kinnebrock weist in ihrer Auswertung des auf 1887/1888 datierten Lexikons *Frauen der Feder* 1.133 schreibende Frauen nach, deren Durchschnittsalter mit 47 relativ hoch ist, wobei sich Verheiratete und Alleinstehende nahezu die Waage halten. Davon lebten 70 Prozent in Deutschland, 22 Prozent in Österreich-Ungarn. Die Mehrheit von ihnen wohnte in der Großstadt, 79 Prozent entstammten dem gehobenen Bürgertum und 19 Prozent dem Adel. Aufgrund fehlender Bildungsmöglichkeiten waren Akademikerinnen unter ihnen noch die Ausnahme, fast jede Vierte gibt aber als Beruf Lehrerin an. Ungefähr ein Drittel der Frauen verfasste Sachbeiträge, wohingegen der Rest fiktionale literarische Genres oder Mischformen bediente. Die Palette der Publikationsplattformen war dabei weit gefächert und reichte von Kulturzeitschriften (15 Prozent) über allgemeine Frauenzeitschriften (13 Prozent) bis zu Tageszeitungen (34 Prozent).<sup>80</sup>

Unmittelbar vor Kriegsbeginn erreicht die Anzahl der Zeitungen und Zeitschriften sowohl in Deutschland als auch in Österreich-Ungarn einen noch nicht da gewesenen Höhepunkt, fällt gegen Ende des Kriegs aber wieder ab. In dem mittels hoch entwickelter Waffentechnik geführten Krieg, in dem erstmals fast ebenso viele Zivilisten wie Soldaten umkamen und dessen Verlauf der einzelne Soldat im Schützengraben weder einschätzen noch beobachten konnte, war das Bedürfnis der Bevölkerung nach Informationen groß. Der Krieg hatte naturgemäß Auswirkungen auf die Arbeitsbedingungen der Journalisten und Journalistinnen. Während des Kriegs war der Inhalt der Medien der Militärensensur unterworfen und stark von der bereits in der Vorkriegszeit entwickelten Kriegspropaganda beeinflusst, der sich nahezu alle Medien unterordneten.

Die Kriegsbegeisterung überwog unter den Journalistinnen und Journalisten, trotzdem kam es bei Kriegsausbruch zu weitreichenden Einschränkungen der Pressefreiheit und sowohl in Deutschland als auch in Österreich wurden den Medienvertretern strikte Anweisungen in punkto Kriegsberichterstattung erteilt. Einbrüche im Anzeigenwesen, Abbau des Personals sowie Rohstoffengpässe führten im Verlauf des Kriegs zu einem Rückgang der vor Kriegsbeginn in die Höhe geschellten Auflagen. Der Frauenanteil im Journalismus dieser Zeit hingegen erhöhte sich infolge der Einberufung der männlichen Kollegen zum Heer. Die Frage, ob sich für Frauen dadurch neue Arbeitsgebiete erschlossen, bleibt, so Klaus/Wischermann, aber bis dato noch unbeantwortet.<sup>81</sup> Die Pressefreiheit wurde erst mit Ausrufung der Republik in der Verfassung verankert.

In der Zwischenkriegszeit spiegeln sich die politischen Veränderungen infolge der neuen Staatsform in der Presse wider. Sowohl Deutschlands als auch

---

80 Vgl.: ebd.: S. 145ff.

81 Vgl.: ebd.: S. 105ff.

Österreichs Verfassung gewährt erstmals umfassende Presse- und Meinungsfreiheit, was zunächst eine rasante Entwicklung der Medien zur Folge hat. Ein neuer Zeitungstypus, die sogenannte Boulevard-, Sensations- oder Revolverpresse etabliert sich. Trotz großer Gebietsverluste, die den Markt für das Zeitungswesen empfindlich schrumpfen lassen, kommt es in Österreich in der Ersten Republik zu einer „ungeahnten Vielfalt des Pressewesens“,<sup>82</sup> in dem der Parteipresse eine wichtige Stellung zukommt.

Unter der Vielzahl der in den 1920er Jahren erscheinenden Printmedien, die sich dezidiert an ein weibliches Publikum wenden, finden sich für Österreich u. a. Zeitschriften zu einschlägigen Themen wie Haushalt, Erziehung, Körperpflege und Mode, darunter z. B.: die *Neue Frauenwelt. Zeitschrift für alle Mode, Haus-, Erziehungs- und Berufsfragen der Frau*, Berlin bzw. Wien (1925–1927), die *Mode der eleganten Frau*, Wien (1927–1942), *Mode und Kosmetik*, Wien (1926–1941), *Das Blatt für Körperkultur*, Wien (1926), *Die schöne Frau: eine Monatsschrift*, Wien (1926–1937), *Wiener Damenmode*, Wien (1926–1941), aber auch Zeitungen und Zeitschriften von Parteien, Berufsgruppen und kirchlichen Strömungen wie *Die Unzufriedene* (1923), *Frauen-Briefe. Österreichische Frauenzeitung* (1927–1938), *Mitteilungen der ‚Vereinigung der arbeitenden Frauen‘* (1920–1937), das *Rohö-Frauenblatt* (1921–1927), *Die Moderne Frau* (1926–1928), die *Akademischen Frauenblätter*, Graz (1926–1927), *Die Österreicherin*, Wien (1928), *Frauerl*, Wien (1925) sowie *Der Weg. Monatsschrift für den Erfolg berufstätiger Frauen*, Wien (1929).

Dieser Aufschwung in der Medienlandschaft der Zwischenkriegszeit flaut, beginnend 1933/34, mit dem Verbot der kommunistischen und sozialdemokratischen Presse sukzessive ab. Trotz Schlechterstellung gegenüber ihren männlichen Kollegen – Frauen waren mit stereotypen Rollenzuweisungen konfrontiert, die sie aus vielen journalistischen Arbeitsbereichen ausschlossen, und wurden zudem schlechter bezahlt – kam „Frauen im Journalismus der 1920er Jahre eine unübersehbare Bedeutung zu“.<sup>83</sup> Ende der 1920er Jahre, als

die gesellschaftliche Emanzipationsbewegung in vollem Gang ist, als die Frauen in der Literatur ihre Position neben den Männern selbstverständlich einnehmen und im Literaturbetrieb Erfolge verzeichnen, wird ihnen nicht nur die Rückkehr zu einem traditionellen Frauenbild, wie es der Faschismus propagiert, verordnet, sondern ganz konkret durch rassistische und politische Verfolgung die Möglichkeit des Sprechens im deutschen Sprachraum wieder genommen.<sup>84</sup>

---

82 Ebd.: S. 182.

83 Ebd.: S. 185.

84 Christa Gürtler; Sigrid Schmid-Bortenschlager: Erfolg und Verfolgung. O. a.: S. 22.

Bei Else Feldmann zeichnen sich die Auswirkungen des Austrofaschismus 1933 in einem deutlichen Rückgang ihrer Publikationen ab. Ein letzter Aufschwung ist bemerkenswerterweise in den Jahren nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten in Deutschland, 1934/35 zu verzeichnen, was vermutlich auf eine gesteigerte Wahrnehmung der Bedrohung zurückzuführen ist, infolgeder man sich – im Rückblick allerdings zu spät – zu Zusammenschluss und Gegenwehr entschließt.

Feldmann gehört neben Josef Luitpold SternStern, Josef Luitpold (Obmann), Fritz BrügelBrügel, Fritz (Stellvertreter), Theodor KramerKramer, Theodor, Rudolf BrunngraberBrunngraber, Rudolf, Hedwig Rossi, Fritz Bartl, Ernst FischerFischer, Ernst, Marmorek Schiller, Marianne PollakPollak, Marianne, Käthe Leichter, Willy Miksch, Alfred Weintraub, Max WinterWinter, Max, Edwin Zellwenker, Marie Jahoda sowie Adolf Ungar zu den Gründungsmitgliedern der am 22. Jänner 1933 ins Leben gerufenen ‚Vereinigung sozialistischer Schriftsteller‘, die sich zum Ziel gesetzt hat, „alle Schriftsteller, deren Weltanschauung der Sozialismus ist, zur geistigen und materiellen Förderung ihrer Arbeit“ zu sammeln „und eine Zusammenarbeit mit gleichgearteten künstlerischen Vereinigungen“<sup>85</sup> zu etablieren.

Das Bekenntnis zur sozialistischen Weltanschauung war Bedingung für die Aufnahme in die Vereinigung, was zwar eine Mitgliedschaft in der sozialistischen Partei Österreichs nicht zwingend voraussetzte, die Zugehörigkeit zu einer anderen Partei aber ausschloss. Vereinsmitglieder waren: Lili KörberKörber, Lilli (auch Lili), Hermynia Zur MühlenZur Mühlen, Hermynia, Benedikt Fanta, Klara Blum, Anton Pariser, Ernst WaldingerWaldinger, Ernst, Hans Leifehlm, Adele JellinekJellinek, Adele, Margarethe Petrides, Franz Trescher, Walter Lindenbaum, Inge Halberstam.

In der relativ kurzen Zeit ihres Bestehens von Jänner 1933 bis März 1934 veranstaltete die ‚Vereinigung sozialistischer Schriftsteller Österreichs‘ (VsSÖ) elf Autoren- und Diskussionsabende, bei denen Themen wie „Stil und Marxismus“, „Formfragen in der Kunst“, „Dichter in der Revolution und Konterrevolution“, „Die Gestaltung der Masse im Roman“, „Sozialistische Presse, sozialistische Schriftsteller“ und anderes diskutiert wurden, und Autoren und Autorinnen Einblick in ihre Arbeit gaben.

Auf dem XI. Internationalen P.E.N.-Kongress, der vom 25. bis 28. Mai 1933 in Ragusa/-Dubrovnik stattfand, trat die VsSÖ für verfolgte deutsche Autorinnen und Autoren ein, die offiziellen österreichischen Vertreter, angeführt von Grete von Urbanitzky und Felix Salten, hingegen schwiegen. Dies führte in der darauffolgenden Generalversammlung

85 Vereinigung Sozialistischer Schriftsteller (Mappe). In: Wiener Stadt- und Landesbibliothek im Rathaus. Dokumentationssammlung. Tagblattarchiv.

am 28. Juni 1933 in Wien aufgrund einer nachgereichten Resolution gegen die Unterdrückung des Individuums und des Geisteslebens in NS-Deutschland de facto zur Spaltung des österreichischen P.E.N.

Von den Mitgliedern der VsSÖ wurden mehrere Opfer der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik: neben Feldmann starben u. a. auch Käthe Leichter, Walter Lindenbaum und Heinrich Steinitz in NS-Konzentrationslagern. In Folge der Februarkämpfe wurde die VsSÖ am 2. März 1934 von den Behörden verboten.<sup>86</sup>

Infolge zunehmender Repression unter den Nationalsozialisten, die auch den Wegfall der bisherigen Publikationsplattformen und damit den Entzug der Existenzgrundlage mit sich bringt, versuchen viele Autoren ins Ausland zu fliehen. Diejenigen, denen die Flucht vor den Nazis gelingt, finden Aufnahme in Ländern wie Großbritannien – unter den genannten Autorinnen: Veza Canetti, Hermynia Zur Mühlen und Mela Hartwig –, den USA: Gina Kaus und Vicki Baum, die sich in Hollywood etablieren kann – sowie in Frankreich oder der Schweiz. Missliebige Autoren und Autorinnen, die keine Möglichkeit zur Flucht haben, sehen sich ihrer bisherigen Existenzgrundlage entzogen und geraten, wie Else Feldmann oder Alma Johanna König u. a., unter das Räderwerk der nationalsozialistischen Vernichtungsindustrie.

In Anbetracht dieser Ausgangslage ist es Feldmann demnach mit ihren ersten Veröffentlichungen 1908 sowie ihren Reportagen für den *Abend* während des Ersten Weltkriegs schon relativ früh gelungen, in Journalismus und Literaturbetrieb Fuß zu fassen. Innerhalb der Schriftstellerinnengenerationen ihrer Zeit nimmt sie, wie eingangs erwähnt, eine Zwischenstellung ein:

Weder ist sie der Generation im Umfeld der Frauenbewegung noch deren unter dem Schlagwort der ‚Neuen Frau‘ firmierenden Tochtergeneration zuzuordnen, sondern situiert sich thematisch und stilistisch – Feldmann partizipiert sowohl am Expressionismus als auch an der Neuen Sachlichkeit – zwischen der ‚alten‘ Frauenbewegung und der neuen „postfeministischen Generation“<sup>87</sup> (zu ihr zählen Autorinnen wie Erika Mann, Ann Tizia Leitich oder Milena Jesenská), die – obgleich an den politischen Anliegen der Frauenbewegung nicht mehr interessiert – von ihren Ideen dennoch stark beeinflusst war.<sup>88</sup>

Untypisch ist die Biographie Feldmanns auch, wenn man sie mit der ihrer schreibenden Kolleginnen vergleicht. So entstammt immerhin der Großteil von ihnen dem Adel oder dem gehobenen Bürgertum und verfügte über eine Ausbildung, was ihnen den Eintritt in die Öffentlichkeit erleichterte, der sowohl

86 Vgl.: Elisabeth Debazi: Vereinigung sozialistischer Schriftsteller Österreichs. <https://litkult1920er.aau.at/litkult-lexikon/vereinigung-sozialistischer-schriftsteller-oesterreichs/> (Stand: 17.06.2017).

87 Elisabeth Klaus; Ulla Wischermann: Journalistinnen. O. a.: S. 360.

88 Vgl.: ebd.: S. 360.

souveräne Sprachbeherrschung als auch gute Allgemeinbildung sowie großes Selbstvertrauen voraussetzte. Selbstvertrauen, das ob jahrhundertealten Standesbewusstseins besonders Autorinnen aus dem Adel eignete, die sich aufgrund zunehmender Verarmung im ausgehenden 19. Jahrhundert gezwungen sahen, ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen.

Eine Ausnahme ist Adelheid Popp, die aus einer Arbeiterfamilie stammend bereits mit acht Jahren durch Fabrikarbeit zum Unterhalt der Familie beitrug und sich das Lesen und Schreiben später erst selbst aneignen musste. Sie stellt einen „besonders bemerkenswerten Einzelfall dar“, zumal Pops journalistische Tätigkeit „nicht Selbstzweck, sondern ein Mittel, um ihre gesellschaftlichen Ziele, die Verbesserung der Lage der Arbeiterinnen, effektiver zu erreichen“,<sup>89</sup> war.

Auch Feldmann kommt aus bescheidenen Verhältnissen, besuchte, wie schon erwähnt, die Armenschule und – so man der Selbstauskunft in einem ihrer Feuilletons glauben darf – für kurze Zeit ein Lehrerinnenbildungsseminar. Nachdem ihr Vater seine Stelle als Handelsvertreter verloren hatte, arbeitete sie kurzzeitig in einer Fabrik.<sup>90</sup> Demnach nimmt sie, auch was ihre Herkunft und Ausbildung betrifft, eine Zwischenstellung unter ihren Berufskolleginnen ein.

Die meisten aus Bürgertum oder Adel stammenden Journalistinnen besuchten bereits vor der Jahrhundertwende Gymnasien sowie Lehrerinnenseminare und eigneten sich das literarische bzw. journalistische Schreiben autodidaktisch an. Die ersten, zu Beginn des 20. Jahrhunderts gegründeten außerkonfessionellen Frauenschulen brachten nicht wenige Schriftstellerinnen und Journalistinnen hervor, womit sich das bis dahin enge Spektrum möglicher Berufe für Frauen erweiterte. Gründe für die Wahl des Journalistenberufes als Alternative zu einer Vernunftehe waren zumeist „finanziell ungesicherte Lebensverhältnisse“<sup>91</sup> sowie der relativ leichte Berufseinstieg. Nichtsdestotrotz schrieben viele Frauen zunächst unter männlichem Pseudonym, was ein Schlaglicht auf die Akzeptanz von Frauen im Medienbetrieb dieser Zeit wirft und im Falle Feldmanns für ein ausgeprägtes Selbstbewusstsein spricht, da sie, soweit bis dato bekannt, immer unter ihrem eigenen Namen veröffentlichte.<sup>92</sup>

Klaus und Wischermann weisen allerdings darauf hin, dass die Vorstellung, Frauen hätten im Journalismus zunächst ein Nischendasein gefristet und erst allmählich in diesem Berufsfeld Fuß gefasst, irrig sei, da „Journalistinnen in

89 Ebd.: S. 351.

90 Vgl.: Else Feldmann: Erster Tag in der Fabrik. In: Arbeiter Zeitung (infolge abgekürzt: AZ) Nr.: 361. 31.12.1929. S. 4–5.

91 Elisabeth Klaus; Ulla Wischermann: Journalistinnen. O. a.: S. 351.

92 Pseudonyme u. a.: Irma von Troll-Borostýani (Leo Bergen und Veritas), Alice Schalek (Paul Michaelis), Gabriele Tergit (Christian Thomasius), Bertha von Suttner („Jemand“), vgl.: Elisabeth Klaus; Ulla Wischermann: Journalistinnen. O. a.: S. 351ff.

früheren Zeiten manchmal ausgesprochen einflussreich agieren konnten.“<sup>93</sup> So zum Beispiel Betty Paoli, deren Feuilletons an prominenter Stelle in der renommierten *Neuen Freien Presse* – wo auch Alice Schalek und Ann Tizia Leitich publizierten – erschienen.

Feldmanns Berufsbiographie überschneidet sich demnach in den 1920er Jahren sowohl mit einer für schreibende Frauen günstigen als auch mit einer für alle linken Autorinnen und Autoren fatalen historischen Zeitspanne: dem Austrofaschismus und dem darauffolgenden Nationalsozialismus, wobei ihre schriftstellerischen Anfänge noch der Avantgarde weiblichen Schreibens zugerechnet werden können.

### Doppelte Ausgrenzung als Jüdin und Frau?

Auffallend an Feldmanns Schreiben ist die weitgehende Aussparung des Jüdischen, obgleich viele ihrer Reportagen sowie zum Teil auch ihre Romane in dessen Umfeld angesiedelt sind. Nach der Veröffentlichung ihres Theaterstückes *Der Schrei, den niemand hört! Trauerspiel aus dem Ghetto* (1916), worin sie die Lebenssituation der von der Mehrheitsgesellschaft Ausgeschlossenen thematisiert, finden sich kaum mehr Verweise auf das Judentum oder die jüdische Identität der Autorin selbst.

Mit ein Grund dafür ist wohl der Umstand, dass Feldmanns Hauptpublikationsorgan ab 1920, die *Arbeiter Zeitung*, Frauen, die bis dahin von der Teilnahme am öffentlichen Diskurs weitgehend ausgeschlossen waren, zwar eine Plattform bietet, dies allerdings – in Hinblick auf mögliche antisemitische Anfeindungen – nur, wenn jüdische Themen ausgespart blieben.<sup>94</sup> So verweist z. B. der Kulturredakteur der *Arbeiter Zeitung* Otto König Feldmanns Kollegin Veza Canetti darauf, dass es nicht angehe, so viele Beiträge jüdischer Autorinnen zu veröffentlichen, auch wenn sie, wie er hinzufügt, die besten seien.<sup>95</sup>

Schlagenden Beweis für das Zutreffen seiner Einschätzung liefert ein Artikel Feldmanns, in dem sie, wenn auch nur implizit, auf die Situation der Ostjuden Bezug nimmt. Im Rahmen ihrer Reportagen vom Jugendgericht berichtet sie – darin allerdings das Vorurteil der kulturellen Rückständigkeit reproduzierend – von einem Fall von Kindesmisshandlung im Umfeld der „Vertriebene[n],

93 Ebd.: S. 353ff.

94 Vgl.: Lisa D. Silverman: *The Transformation of Jewish Identity in Vienna, 1918–1938*. Diss. 2004. UMI Dissertation Press 2005. S. 80.

95 Vgl.: Dagmar C. G. Lorenz: *Flucht- und Endpunkt Avantgarde. Zwei Städte, zwei Traditionen, zwei Autorinnen: Veza Taubner (Canetti) und Gertrud Chodziesner (Kolmar)*. In: Dolores Sabaté Planes (Hg.): *Apropos Avantgarde*. Berlin. Frank & Timme 2012. S. 117–133. Hier: S. 119.



Heimatlose[n] vom Balkan, Ungarn, Rußland, Polen“ und setzt sich für deren Kinder ein: „Sie sind vollständig mittellos! Zugrunde gehen kann man sie nicht lassen.“<sup>96</sup> Für diesen Artikel wird sie wenige Tage später von Seiten des rechten *Volkssturms* angegriffen, der einen Artikel mit dem Titel *Else Feldmann über unsere Ostjuden* veröffentlicht. Ihr Beitrag wird darin, unter ausdrücklichem Verweis auf die jüdische Identität der Autorin selbst, seziert:

In der ‚Arbeiter-Zeitung‘ vom 22. Februar charakterisiert die Jüdin *Else Feldmann* [Her- vorh. i. O.], also eine gewiß ganz unverdächtige Zeugin, den Zustrom von Ostjuden, um dessen Aufnahme in unseren Staatsverband unsere Rotjuden und ihre sozialdemokratische Partei sich so eifrig bemühen, folgendermaßen: [...]

und zum Anlass für den Vorwurf gegenüber den Sozialdemokraten genommen, aus der Masse der Zugezogenen parteipolitisches Kapital schlagen zu wollen:

In jeder Nummer der offiziellen Monatsschrift der Wiener sozialdemokratischen Parteiorganisation ‚Der Sozialdemokrat‘ und allwöchentlich in der ‚Arbeiter-Zeitung‘ werden diese entsetzlichen ‚Gäste aus dem Osten‘, die uns ausplündern, auswuchern, anstecken, verderben, dringlich, fast flehentlich aufgerufen, ja nicht zu vergessen, für die hiesige Staatsbürgerschaft zu optieren, [...] Rotjuda braucht mehr Wähler! Unser bodenständiges deutsches Christenvolk mag daran zugrunde gehen!<sup>97</sup>

Wie Wistrich in seinem Aufsatz über *Sozialdemokratie, Antisemitismus und die Wiener Juden* anmerkt, fürchteten die Sozialdemokraten den Ruf einer ‚jüdischen Partei‘ und blieben – „von klassischen linken Vorurteilen sowohl gegen Juden als auch gegen den Judaismus beeinflusst – in einem defensiven, weitgehend vergeblichen Kampf verstrickt, nur um zu beweisen, dass sie keine ‚Judenschutztruppe‘ seien“.<sup>98</sup>

Abgesehen von der beiläufigen Bemerkung in einer von Feldmanns Erzählungen aus der Kindheit, nämlich dass „Israelitinnen“ während des ‚Vater unser‘ in der Schule „stillzustehen [haben]“,<sup>99</sup> findet sich in der *Arbeiter Zeitung* keine weitere Erwähnung jüdischer Themen.

Im links orientierten *Abend* hingehend erzählt Feldmann, ebenfalls im Rahmen der *Bilder vom Jugendgericht*, die Geschichte eines Judenjungen, der vor

96 Else Feldmann: Verwehrte und mißhandelte Kinder. *Bilder vom Jugendgericht*. In: AZ Nr.: 53. 22.02.1922. S. 6.

97 Else Feldmann über unsere Ostjuden. (N. gez.) In: *Volkssturm* Nr.: 4. 28.02.1922. S. 15.

98 Robert S. Wistrich: *Sozialdemokratie, Antisemitismus und die Wiener Juden*. In: Gerhad Botz u. a. (Hg.): *Eine zerstörte Kultur. Jüdisches Leben und Antisemitismus im Wien seit dem 19. Jahrhundert*. Wien. Czernin 2002. S. 187–195. Hier: S. 187.

99 Else Feldmann: Keine Schuhe. In: AZ Nr.: 306. 03.11.1928. S. 3.

den Kosaken geflohen und in Wien argen Anfeindungen ausgesetzt ist.<sup>100</sup> Im *Morgen* nimmt sie Bezug auf den um sich greifenden Schleichhandel, wobei sie betont, dass „Juden und Christen [...] es in ganz gleicher Weise verstanden [haben], die unredlichen Geschäfte des Schleichhandels zu betreiben“, und, das antisemitische Vorurteil vom ‚wuchernden Juden‘ durch ein antikapitalistisches entkräftend, feststellt, dass es sich dabei nicht um ein jüdisches Phänomen, sondern vielmehr um Auswüchse der ungleichen Machtverteilung handle: „Die in den Kaffeehäusern sind die kleinen Schüler der großen Reichbeherrscher, die ja auch nichts anderes wollen als unredliche Geschäfte machen.“<sup>101</sup>

Am öftesten nimmt Feldmann im *Neuen Wiener Journal*, dessen Gründer Karl Lippowitz selbst jüdischer Abstammung ist, auf das Judentum Bezug, wo sie in einer Besprechung der Selbstbiographie Joseph Poppers deutlich hervorhebt, dass ihm „*seine Mittellosigkeit und sein Judentum* [Hervorh. E. F.]“<sup>102</sup> in seiner Karriere im Weg gestanden hätten. In einem weiteren Beitrag über Dostojewski äußert sie sich über sein „hell[es] Urteil über [...] die Judenfrage“<sup>103</sup> – was insofern verwunderlich ist, als dieser sich bekanntermaßen häufig antisemitischer Rhetorik bedient hat.<sup>104</sup> Hier ist auch Feldmanns Beitrag mit dem Titel *Bilder aus dem Wiener Ghetto*, auf den an anderer Stelle dieser Arbeit noch näher eingegangen wird, abgedruckt.<sup>105</sup>

Neben einem ihrer frühen Beiträge, *Sederabend im Allgemeinen Krankenhaus*<sup>106</sup> aus dem Jahr 1912 in *Dr. Bloch's Österreichischer Wochenschrift*, wo sie in Wohlstand lebende Juden dazu auffordert, für einen Krankenbesuchsverein zu spenden, findet sich im Jahr 1921 auch in der jüdischen *Wiener Morgenzeitung* ein Artikel, in dem sie auf die schlimme Situation insbesondere der Juden in Lainz aufmerksam macht.

Aber wenn alle Menschen in Lainz leiden, am schlechtesten geht es den Juden. Zu der täglichen Not des Körpers, ungenügend ernährt, ungenügend gepflegt zu werden, kommt noch der große Schmerz der Seele. Die Juden in Lainz werden gehaßt. Zu den Leiden

100 Vgl.: dies.: Bilder vom Jugendgericht. In: DA Nr.: 38. 18.02.1918. S. 3–4.

101 Dies.: Kaffeehausleben. In: DM Nr.: 51. 23.12.1918. S. 5.

102 Dies.: Joseph Popper-Lynkeus. Selbstbiographie. In: NWJ Nr.: 9200. 14.06.1919. S. 5–6. Hier: S. 5.

103 Dies.: Dostojewski. In: NWJ Nr.: 9147. 20.04.1919. S. 9.

104 Vgl.: Dostojewskis Aufsatz über *Die Judenfrage*, der in seinem *Tagebuch eines Schriftstellers* im März 1877 veröffentlicht wurde. Einige Jahre vor Erscheinen von Feldmanns Artikel findet sich der Beitrag auch in Kraus' *Fackel* abgedruckt. Vgl.: Fjodor M. Dostojewski: Die Judenfrage. In: Die Fackel F 413–417. Dez. 1915. S. 49–74.

105 Vgl.: S. 47 vorliegender Arbeit.

106 Else Feldmann: Sederabend im allgemeinen Krankenhaus. In: Dr. Bloch's Österreichische Wochenschrift Nr.: 14. 05.04.1912. S. 231.

ihres alten, kranken, verhungerten Körpers kommen noch die Qualen, Beschimpfungen anzuhören, Rohheiten zu erdulden, und ihr Martyrium ist ohne Grenzen.<sup>107</sup>

Wie diese Beispiele zeigen, passt sich Feldmann also der Ausrichtung ihres jeweiligen Publikationsorgans an und bezieht jüdische Themen zwar, so sie der Linie des Blattes entsprechen, sporadisch mit ein; ihre – in Hinblick auf ihr Gesamtwerk – generelle Zurückhaltung gegenüber der jüdischen Thematik korrespondiert aber mit der von Lisa Silverman ausgemachten Tendenz, dass viele Juden, für die der Sozialismus nach dem Zerfall der Habsburgermonarchie die einzige mögliche Alternative zu anderen politischen Strömungen darstellte (unter ihnen viele passionierte Anhänger des Roten Wien), ihr Judentum entweder herunterspielten oder verleugneten.<sup>108</sup>

Die jüdische Angst vor einer nationalen Identifikation angesichts nach dem Zerfall der Habsburgermonarchie zunehmender antisemitischer Tendenzen sowie die Hoffnung, in der Sozialdemokratie eine universelle, weniger ausgrenzende Kultur zu finden, die Raum für unterschiedlich stark ausgeprägte Verbundenheit mit der jüdischen Tradition ließe, macht Silverman als treibende Kraft hinter dem sozialdemokratischen Reformprogramm aus, an dem Juden in großer Zahl beteiligt sind:

Many Jews transformed their post-Habsburg doubts and confusion about their new precarious position in the nation into a passion for Austrian Social Democracy, hoping it would provide a universal, inclusive culture, that could overlap with the varying degrees of adherence to a Jewish background that its members sought.<sup>109</sup>

Demnach ist wohl auch Else Feldmanns Begeisterung für die Sozialdemokratie u. a. auf ihre jüdische Identität zurückzuführen.

Schwerpunkt in der sozialdemokratischen (Kultur-)Politik der 1920er Jahre ist das Konzept der ‚Bildung‘, dem im Judentum nicht nur im Hinblick auf die Religion, sondern aufgrund seiner Klassen- und nationale Unterschiede überwindenden Kraft unter säkularen, akkulturierten Juden ein bedeutender Stellenwert zukommt. Dieses wird von den Sozialdemokraten, wo Juden in der Zwischenkriegszeit nicht nur auf Mitgliederebene, sondern vor allem in führenden Positionen eine wichtige Rolle spielen,<sup>110</sup> als Mittel zur Volkserziehung und Emanzipation der Arbeiterklasse hochgehalten und in ihr Reformprogramm implementiert. Unter ihnen auch der Mitbegründer der ‚Sozialdemokratischen Kunststelle‘, die sich die künstlerische Volkserziehung zum Programm gemacht

107 Dies.: Die Juden in Lainz. In: Wiener Morgenzeitung Nr.: 895. 24.07.1921. S. 4–5. Hier: S. 4.

108 Vgl.: Lisa D. Silverman: The Transformation of Jewish Identity in Vienna. O. a.: S. 40.

109 Vgl.: ebd.: S. 41.

110 Z. B.: Otto Bauer, Victor Adler, Hugo Breitner, Julius Tandler.

hat: David Josef Bach, der seine Rolle als Lehrer und „Erzieher“<sup>111</sup> immer wieder betont. Wie Feldmann schrieb er für die *Zeit*, war ab 1904 zunächst Redakteur, später Feuilletonchef (1918–1922) bei der *Arbeiter Zeitung* – und damit Vorgesetzter Feldmanns.

Silverman, die die Möglichkeit der kulturellen Transformation durch den Sozialismus für die Juden nach dem Zerfall der Habsburgermonarchie hervorhebt, konstatiert auch „a definite influence of Jewish traditions of *Bildung* in socialist politics and culture“<sup>112</sup> und weist in diesem Zusammenhang auf eine Sonderstellung jüdischer Frauen im Umfeld des Sozialismus hin. Als Frauen und Jüdinnen in zweifacher Hinsicht ausgegrenzt und vormalig von der traditionellen Vorstellung von Bildung, wie sie nun von den Sozialdemokraten für die Arbeiterschaft adaptiert und teilweise idealisiert wird, ausgeschlossen, seien sie in der Lage, eine kritische Perspektive einzunehmen und neue Wege, sozialistische Vorstellungen zu vermitteln, zu gehen.<sup>113</sup> Mittels realistischen Schreibens übten sie z. B. implizite Kritik an sozialdemokratischer Politik, insofern sie darin aufzeigten, dass Ausgrenzung von Frauen, Kindern, Armen und Benachteiligten (wie z. B. alten Menschen) weiterbesteht.<sup>114</sup>

Wichtigen Einfluss nehmen jüdisch-sozialistische Frauen, so Silverman, auch durch Projekte im Rahmen der Wohlfahrts- und Erziehungsreform: „Jewish women made ideals of socialism workable for those they felt remained excluded from [... education and welfarereform].“<sup>115</sup> Auch Feldmann engagiert sich neben ihrer schriftstellerischen Tätigkeit im kultur- wie sozialpolitischen Umfeld des ‚Roten Wien‘.

In Hinblick auf Else Feldmann argumentiert Silverman, dass anhand der Texte der selbst aus ärmlichen Verhältnissen stammenden Autorin deutlich werde, wie besonders jüdische Frauen zwar an sozialistischen Reformbewegungen beteiligt seien, gleichzeitig aber auch deren Beschränkungen aufzeigten: „The texts of Else Feldmann, an impoverished writer with little power, illustrate how Jewish women in particular simultaneously participated in and exposed the limitations of socialism for societal reforms.“<sup>116</sup>

So zeigen ihre Texte u. a. die Kluft zwischen der Wirklichkeit und der Art und Weise, in der aus dem Bildungsbürgertum stammende Kulturpolitiker und

111 Andreas F. Kienzl: David Joseph Bach (1874–1947). Journalist und Organisator der Arbeiterkulturbewegung. Dissertation. Univ. Wien 1986. S. 112, 138.

112 Lisa D. Silverman: *The Transformation of Jewish Identity in Vienna*. O. a.: S. 6.

113 Vgl.: ebd.: S. 74.

114 Vgl.: ebd.: S. 45.

115 Vgl.: ebd.: S. 74. Silverman führt u. a. Käthe Leichter, Marie Jahoda, Mitautorin der Studie über die Arbeitslosen von Marienthal, Marianne Pollak und Therese Schlesinger, geb. Eckstein an.

116 Vgl.: ebd.: S. 45.

Publizisten die Arbeiterschaft betreffenden Themen in der sozialdemokratischen Presse behandelt sehen wollen, auf. Als (jüdische) Autorin ist Feldmann zwar auf die Protektion arrivierter männlicher Kollegen angewiesen, besitzt aber auch das Selbstbewusstsein, ihre eigenen poetologischen Anschauungen ihnen gegenüber zu vertreten, wie das aus einem Brief an den Kulturredakteur der *Arbeiter Zeitung*, Otto König, hervorgeht:

Sehr geehrter Genosse Dr. König.

Anbei ein kleiner Aufsatz. Die Novelle und ihren Brief habe ich bekommen und danke Ihnen sehr für die wertvolle Erklärung. Ich werde über Alles, was Sie sagen, nachdenken. Über Ihren Satz die Prüderie des Publikums betreffend wunderte ich mich. Diese Novelle ist ja gar nicht so arg, wie im Roman, sondern mehr verschleiert. Aber ich verstehe es wirklich nicht, ein Arbeiterpublikum erlebt ja täglich selbst die krassesten und fürchterlichsten Dinge, so kraß konnte nicht einmal ein Zola sie schildern, als sie den Tatsachen entsprechen, und diese Dinge ernsthaft behandelt zu sehen, sollten sie abschrecken – ich glaube, das müßten dan [sic!] meist solche sein, die insgeheim noch Betschwestern sind, und die sollten erst recht aufgerüttelt werden. Ich bin unbedingt für das Marx-Wort: das Volk muß vor sich selbst erschrecken! Nochmals wärmsten Dank und Gruß Ihre Else Feldmann.<sup>117</sup>

Silverman sieht Feldmann gerade wegen ihres biographischen Hintergrundes in der Lage, die tatsächlichen Lebensumstände von Frauen, Kindern und Benachteiligten in der Drastik zu beschreiben, wie sie das in ihrem Werk tut, und damit die zum Teil abgehobenen Ideale sozialistischer Kulturpolitiker, wie z. B. die Bachs, zu kritisieren.<sup>118</sup>

Als Beweis für diese Annahme führt Silverman in ihrer Dissertation ein kurzes Schreiben Feldmanns an Bach anlässlich seines 50. Geburtstags an, das hier aufgrund der Unzugänglichkeit des deutschsprachigen Originals, in der englischen Übersetzung von Silverman wiedergegeben werden soll:

To Dr. J. Bach [...] Art to them all! What the best created to them! Art to all the workers! And we should go even further, we should reach down even deeper: for the unemployed, who are not allowed to work, and who are therefore even more deeply humiliated, for the street girls, even to those who have been imprisoned or are still there, bring them art. They're too uneducated and couldn't understand it? O who could better receive and understand as the sorry heart? Art should revolutionize all these people! It must always be about that: about revolution! Else Feldmann<sup>119</sup>

117 Brief Else Feldmann an Otto König, 15.07.1925 in der Handschriftensammlung der Österreichischen Nationalbibliothek 1026/44-2.

118 Vgl.: Lisa D. Silverman: *The Transformation of Jewish Identity in Vienna*. O. a.: S. 87.

119 Beitrag von Else Feldmann zu der ‚Geburtstags-Kassette‘ anlässlich Bachs 50. Geburtstag 1924, für die zahlreiche Zeitgenossen aus Kunst, Politik und Kultur wie Alban Berg, Ernst Fischer, Hugo von Hofmannsthal, Karl Kraus, Lina Loos, Oskar Kokoschka, Arthur Schnitzler

Auf subtile Weise wird hier die Vorstellung, dass durch Vermittlung von Hochkultur an die Arbeiterschaft die Gesellschaft egalisiert werden könnte, in Frage gestellt, indem Feldmann all diejenigen aufzählt, die nach wie vor davon ausgeschlossen bleiben.

Auch in ihrem autobiographischen Roman *Löwenzahn* (1921), in dem sie Frauen aus allen möglichen Berufen und Schichten porträtiert, setzt sich Feldmann u. a. mit dem Thema der nicht für alle gleichermaßen zugänglichen Bildung auseinander.<sup>120</sup> Im Unterschied zu ihrem Bruder, dem die Eltern unter großen Opfern den Besuch des Gymnasiums ermöglichen, wird der Ich-Erzählerin Marianne eine nur lückenhafte Schulbildung zuteil. Gleiches gilt für die Protagonistin in *Martha und Antonia*, die das Schulgeld für ihren jüngeren Bruder durch Prostitution verdient. Beide Brüder sind als negative Charaktere gestaltet, die sich – damit die eigene, auf Kosten der Schwestern überwundene Ausgrenzung perpetuierend – von ihrer Herkunft distanzieren:

Mein Bruder Alexander ging an uns vorbei, ohne Freundlichkeit. Er hatte viel Herrschsucht und Gewaltsamkeit in sich. [...] Er hatte keinen glücklichen Charakter. [...] Aber er sah immer so nett aus mit den stets sauberen weißen Händen, dem anmutigen Knabenkopf in der verblichenen Samtbluse, vom weißen Kragen belebt.<sup>121</sup>

Feine Kleidung und ein gepflegtes Erscheinungsbild als äußere Distinktionsmerkmale tauchen auch in der Beschreibung von Gustav, des Bruders von Martha aus dem Roman *Martha und Antonia*, auf:

Er steht da als Herr vor mir. Sein Scheitel glänzt, jedes Härchen sorgsam am Platz, wie eben aus dem Friseurladen gekommen sieht er aus; sein Hemd ist von einer Weiße, eine feine Arbeit. Ach, kleiner Gustav, denkst du daran, wie wir dein einziges Hemd über Nacht wuschen, Antonia oder ich, wie ich das Geld für die Seife verdiente, damit du sauber zur Schule kämst? Ach, würdest du daran denken, aber das tust du nicht.<sup>122</sup>

In *Leib der Mutter* sieht Silverman in der Gestalt des Protagonisten Laich Feldmanns Kritik an zwar wohlmeinenden, aber für die tatsächlichen Probleme der Unterschichten blinden Sozialisten aus dem Bildungsbürgertum verkörpert.<sup>123</sup>

---

und viele andere Beiträge verfasst haben. In: David Joseph Bach Archiv, Gonville and Gaius College, Cambridge University. Zit. nach: Lisa D. Silverman: *The Transformation of Jewish Identity in Vienna*. O. a.: S. 87.

120 Vgl.: Lisa D. Silverman: *The Transformation of Jewish Identity in Vienna*. O. a.: S. 88.

121 Else Feldmann: *Löwenzahn. Eine Kindheit*. Wien. Milena 2003. S. 96; dies.: *Martha und Antonia*. Wien. Milena 1997.

122 Dies.: *Martha und Antonia*. Wien. Milena 1997. S. 369.

123 Vgl.: Lisa D. Silverman: *The Transformation of Jewish Identity in Vienna*. O. a.: S. 93.

In ihren Texten zeigt Feldmann demnach ungeachtet der eigenen Begeisterung für den Sozialismus auch die Grenzen sozialistischer Reformen auf und war, so Silverman, aufgrund ihrer Herkunft und ihres Geschlechts mehrfach ausgegrenzt, in der Lage, eine gesunde Distanz gegenüber einigen unter Juden ihrer Zeit populären Ideen einzunehmen.<sup>124</sup>

---

124 Vgl.: ebd.: S. 97.

## 2. Anfänge auf dem Theater – Der Schrei, den niemand hört!

Feldmanns Theaterstück *Der Schrei, den niemand hört! Trauerspiel aus dem Ghetto* galt zunächst als verschollen, wurde von Herbert Exenberger, der in Zusammenarbeit mit mehreren Bibliotheken und Archiven das Werk Feldmanns gesichert hat, aber wieder aufgefunden und stellt bislang neben einem Entwurf für Jazzmusik, *Ballett der Straße*,<sup>125</sup> sowie einer Szene, *Der Mantel*,<sup>126</sup> nach einer Erzählung Gogols die einzige abgeschlossene Arbeit für das Theater dar. Else Feldmann dürfte allerdings noch an einem weiteren Theaterstück gearbeitet haben, das, wie sie in einem Feuilleton schreibt, von Dienenden handelt:

Ich habe in dieser Woche versucht, ein dramatisches Werk zu beginnen, und ich sehe mit Freude, daß es wächst. [...] Auf die erste Seite habe ich die Worte geschrieben: ‚Allen Dienenden gewidmet.‘ Und von Dienenden soll es handeln. Von armen Dienstboten. Und eine Tragödie des Hasses soll es sein. Die Tragödie eines Menschen, dem alle seine Liebe in Hass gewandelt wurde. [...] Denn das gerade ist der Kernpunkt jeden Dramas. Der Mord als die letzte Konsequenz des Hasses.<sup>127</sup>

In *Schrei, den niemand hört! Trauerspiel aus dem Ghetto*<sup>128</sup> wird die scheinbare Vergeblichkeit von Ausbruchsversuchen aus diesem Milieu der räumlichen und geistigen Enge – sei es durch Bildung, Heirat oder Anschluss an eine politische Bewegung – thematisiert.

Ein Versuch, der auch in dem Feuilleton *Bilder aus dem Wiener Ghetto*<sup>129</sup> – da aber mit positivem Ausblick – anklingt, in dem die überzeugte Sozialistin Feldmann einem jungen Burschen, der den kranken Freund seiner Mutter, einen jüdischen Religionslehrer, pflegt und, anstatt sich in der spärlichen frei bleibenden Zeit mit Gleichaltrigen abzugeben, in Goethes *Wilhelm Meister* liest, versprechen zu können glaubt:

---

125 Else Feldmann: Ballett der Straße. Ein Entwurf für Jazzmusik. Kunst und Volk. 09.05.1930. Wien. In: Adolf Opel; Marino Vadéz (Hg.): Else Feldmann. Arbeiten für das Theater. Berlin. LiDi 2007. S. 186–190. Hier: S. 186.

126 Dies.: Der Mantel. Eine Szene aus einer Komödie Else Feldmanns nach der Erzählung gleichen Namens von Gogol. In: AZ 16.10.1927.

127 Dies.: Von Dienenden. In: NWJ Nr.: 9086. 18.02.1919 S. 3–4. Hier: S. 3.

128 Else Feldmann: Der Schrei, den niemand hört! Trauerspiel aus dem Ghetto. Hg. v. Eckhart Früh. Wien. 2005. [http://theodorkramer.at/site/assets/files/1050/else\\_feldmann\\_schrei.pdf](http://theodorkramer.at/site/assets/files/1050/else_feldmann_schrei.pdf) (Stand: 08.06.2017). Im Folgenden abgekürzt: DS direkt im Text mit nachfolgender Seitenangabe.

129 Dies.: Bilder aus dem Wiener Ghetto. In: Neues Wiener Journal (im Folgenden abgekürzt: NWJ) Nr.: 9163. 07.05.1919. S. 6.



Du wirst kein Schneider, wenn es dich zum Lernen zieht. [...] Heute in einem Jahr trittst du aus der Schule aus. Bis dahin muss die Bildung frei sein und Jungen wie dir, Menschen wie dir, muss es ermöglicht werden, aus der qualvollen Armut einer Kindheit in eine bessere, glücklichere Jugend zu einem frohen, tüchtigen Menschentum emporzukommen.<sup>130</sup>

In diesem Text scheint implizit auch Kritik an der ostjüdischen Tradition, an einem mitunter unter Zwang fortgesetzten, ausschließlichen Talmudstudium der Knaben auf, das „keinen Gedanken an die Vorbereitung [...] auf einen späteren Broterwerb zuließ“,<sup>131</sup> wie sie von Feldmann auch an anderer Stelle formuliert wird, wo sie einen alten Juden aus dem Ghetto der Leopoldstadt beschreibt: „Wie alle armen alten Juden, die in der Jugend außer Talmud nichts gelernt haben, handelte er mit alten Kleidern.“<sup>132</sup> In den *Bildern aus dem jüdischen Ghetto* müht sich die Frau, als Hausiererin den Lebensunterhalt für die Familie zu verdienen.

*Der Schrei, den niemand hört!* spielt laut Regieanweisung im Ghettoviertel einer Großstadt. Wie aus Ortsnennungen und eingestreuten dialektalen Ausdrücken hervorgeht, handelt es sich um Wien, Zeit ist die ‚Gegenwart‘ – d. h. die letzten Jahre vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs, der noch nicht erwähnt wird.

Schauplätze des Stückes in vier Akten sind: der Kramladen von Frau Geize Markstein, beliebter Treffpunkt der Ghettobewohner, ein Zimmer in der Wohnung des Uhrmachers Fleck sowie seine auf eine schmale Gasse hinausgehende Werkstatt.

Die Handlung beginnt im Herbst und endet, bezeichnend für den Gedanken von Aufbruch und Neubeginn, im Frühjahr (DS 5, 33). Handlungstragende Personen sind neben der zweimal verwitweten Frau Geize Markstein ihre 15-jährige Tochter Pamela, der skrupellose Kaufmann Emanuel Feuer sowie das Ehepaar Fleck. Weiters deren Kinder: Hanna, Simon, Jakob und Heinrich sowie Adrian Banin, ein junger, mit den Anarchisten sympathisierender Student, der bei Frau Geize zur Untermiete wohnt, Rosalinde, ein lebenslustiges junges Mädchen, das sich immer wieder als Kindermädchen verdingt, aber nie lange in einer Stellung bleibt, und das nach einer gescheiterten Auswanderung aus Amerika zurückgekehrte Ehepaar Brown. Außerdem treten Daniel Schefer, ein umherziehender Händler, Therese und Bertha Gestrig, beide wechselnde Geliebte des Leon Wottich, zwei Arbeiterfrauen und der Agent Schmeier auf.

130 Ebd.: S. 6.

131 Kenneth H. Ober: Die Ghettogeschichte. Entstehung und Entwicklung einer Gattung. Göttingen. Wallstein 2001. S. 108.

132 Else Feldman: Jahrestag. In: NWJ Nr.: 9252. 06.08.1919. S. 4.

Abgesehen von mehreren indirekt erzählten Geschichten dreht sich der Hauptteil des Geschehens zum einen um die Rückkehr Hannas, der Tochter des Ehepaares Fleck, die wegen ihrer Liebe zu einem ‚Fürsten‘ vor Jahren die Familie verlassen hatte. Nachdem sich dieser aber als Hochstapler und Falschspieler erwiesen hat, möchte sie nun ihre Familie wiedersehen. Zum anderen geht es um den verheimlichten Tod Heinrichs, eines der drei Söhne der Flecks, der in Amerika an Malariafieber verstorben ist. Um den Eltern, vor allem der Mutter, den Schmerz über diesen Verlust zu ersparen, schreibt Simon, der jüngste der drei Brüder, der das Telegramm mit der Todesnachricht abgefangen hat, mit Hilfe von Emmanuel Feuer fingierte Briefe aus Amerika. Ein angekündigter Besuch des Ehepaares Brown, das mit Heinrich in Amerika war, droht das Täuschungsmanöver aber auffliegen zu lassen, was Simon in große Aufregung versetzt. Er leidet nicht nur unter der Bürde der Geheimhaltung, sondern auch unter dem vom despotischen Vater verschuldeten Auseinanderbrechen der Familie. Simons älteren Bruder Jakob, der eine vom Vater missbilligte Ehe eingegangen ist, hat Fleck bereits aus der Familie ausgeschlossen.

Das über der Szenerie schwebende Verhängnis nimmt seinen Lauf: Hanna findet nicht, wie von Mutter und Bruder insgeheim erhofft, Wiederaufnahme im Schoß der Familie, sondern wird vom Vater wegen ihres ‚Fehltritts‘ verstoßen und der Tod Heinrichs wird offenbar. Infolgedessen erleidet Simon, der mit seinem Freund Adrian, der sich den Anarchisten angeschlossen hat, den Ausbruch wagen und mit ihm in die Schweiz gehen wollte, einen Nervenzusammenbruch, weil er sich von Rosalinde verführen lassen und dafür den eigenen Vater bestohlen hat.

Am Ende brechen Adrian und Hanna, die als Liebespaar zusammengefunden haben, allein auf und lassen die verzweifelte Pamela, die die Hoffnungslosigkeit ihrer Schwärmerei für Adrian erkennen muss, bei dem gebrochenen Simon zurück.

## Zwischen Ghettoesgeschichte und ‚Trauerspiel‘

Die Gattung betreffend stellt der Zusatz zum Titel, „Trauerspiel aus dem Ghetto“, das Stück bereits in zwei unterschiedliche Bezugsrahmen: den der Ghettoesgeschichte einerseits sowie den des Trauerspiels andererseits, womit schon der Titel des Stückes auf den von Glasenapp/Horch in Hinblick auf Gattungsmerkmale der Ghettoesgeschichte getroffenen Befund der Hybridität des Genres verweist.<sup>133</sup>

---

133 Gabriele von Glasenapp; Hans Otto Horch: Ghettoliteratur. Eine Dokumentation zur deutsch-jüdischen Literaturgeschichte des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. 2 Teile in 3 Bänden (Conditio Judaica. 53–55). Tübingen. Niemeyer 2005.

Hybridität nicht nur in formaler Hinsicht streicht auch Kucher als „zentrale Kategorie“<sup>134</sup> der ‚Ghetto-Literatur‘ heraus, unter die er (anders als Ober, der den Rahmen der ‚Ghettogeschichte‘ in seiner Gattungsgeschichte enger fasst) ein über den semantischen Begriff ‚Ghetto‘ hinausreichendes, breiteres Textspektrum (v. a. im böhmisch-mährischen sowie galizisch-bukowinischen Raum zu verortender) fiktional gestalteter lebensweltlicher und kultureller Erfahrungen subsumiert.<sup>135</sup>

Im Folgenden soll *Der Schrei, den niemand hört!* zunächst in Hinblick auf die Tradition der Ghettogeschichte, die sich „wie alle anderen Gattungen [...] auch aus einer begrenzten Anzahl struktureller Elemente zusammensetzt“<sup>136</sup>, untersucht werden.

Für den deutschsprachigen Raum gilt Leopold Kompert (1822–1886), der dem Genre mit seiner Erzählammlung *Aus dem Ghetto* (1848) auch seinen Namen gegeben hat, als Begründer der Ghettogeschichte, einer Gattung, die seit ihrem Entstehen sowie dem zeitweiligen Verschwinden in der Zeit des aufkommenden Nationalsozialismus bis zu ihrer Wiederentdeckung in den 1980er Jahren eher ein Schattendasein in der deutschen Literaturgeschichte geführt hat.

Kucher verweist auf eine „verschwiegene europäische Rezeption und Wertschätzung“<sup>137</sup> der Ghettogeschichte, die sich, neben ihrem Ausschluss aus der Literaturgeschichtsschreibung, in Form von Übersetzungen ins Englische, Französische und Italienische in den 1860er Jahren vollzieht, sowie auf eine vielschichtige Ausdifferenzierung der Textlandschaft in den darauffolgenden Jahren bis zur Jahrhundertwende. Der Auffassung, dass es in Hinblick auf sich auch im innerjüdischen Diskurs formierende Skepsis gegenüber dem Genre 1896 zu einem Abschluss des Kanons der Ghettoliteratur gekommen sei, hält er entgegen, dass „die Ghetto-Thematik bzw. das Genre“ im Umfeld der Moderne sowie der Zwischenkriegszeit implizit wie explizit weitere Ausdifferenzierungen [...], dies allerdings z. T. durch Autoren, die primär meist in anderen Zusammenhängen rezipiert werden“<sup>138</sup>, erfahren habe.

---

134 Primus-Heinz Kucher: Ghetto-Literatur. Zwischen Kanon-Sehnsucht und Kanon-Ausschluss. In: Jürgen Struger (Hg.): Der Kanon – Perspektiven, Erweiterungen und Revisionen. Tagung österreichischer und tschechischer Germanistinnen und Germanisten, Olmütz/Olomouc. 20.–23.09.2007. Wien. Präsens 2008. S. 271–288. Hier: S. 278.

135 Vgl.: ebd.: S. 273f.

136 Kenneth H. Ober: Die Ghettogeschichte. O. a.: S. 107.

137 Primus-Heinz, Kucher: Ghetto-Literatur. O. a.: S. 275.

138 Ebd.: S. 275.

In den Ghettoesgeschichten werden, so Ober, Lebensformen, Gebräuche und Traditionen der sich im späten 19. Jahrhundert in allmählicher Auflösung befindlichen jüdischen Gegenden – vor allem in den östlichen Teilen Europas – bewahrt und unter Aspekten beschrieben, die zwischen Nostalgie, Sentimentalisierung, Verklärung der Armut, Hervorkehrung des Komischen und des Außenseitertums sowie auch deutlich negativ-pessimistischen und brutalen Darstellungen divergieren.

Der Gattungsbeschreibung Obers folgend ist die Ghettoesgeschichte über Kennzeichen wie Form, Herkunft des Autors oder der Autorin, Sprache sowie vorauszusetzende persönliche Kenntnis der Verhältnisse in einem Ghetto definiert. Der Begriff ‚Ghetto‘ ist dabei nicht nur auf tatsächliche Ghettos, wie sie in Prag oder Frankfurt existierten, beschränkt, sondern bezieht sich auch auf die Shtetl in Osteuropa sowie auf überwiegend von Juden bewohnte Viertel einer Stadt.

Typische Formen der Ghettoesgeschichte sind, nach Definition Obers, die der Kurzgeschichte oder Novelle, es existieren aber auch Romane, die zu dieser Gattung zu zählen sind. Weiters müssten Autoren oder Autorinnen selbst jüdischer Herkunft und die Ghettoesgeschichte in der der nichtjüdischen Mehrheit vertrauten Sprache – d. h. in diesem Fall vor allem auf Deutsch – verfasst sein. Autorinnen oder Autoren sollen mit der Lebenswelt in einem Ghetto persönlich vertraut und in der Lage sein, diese authentisch zu schildern.<sup>139</sup>

Der Zeitraum, in dem Ghettoesgeschichten spielen, erstreckt sich von der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg, und sie richten sich, wie das Kriterium der Abfassung in einer der Mehrheitsbevölkerung bekannten Sprache nahelegt, vor allem an ein nicht-jüdisches Publikum.<sup>140</sup>

Wie Kucher betont, ist das „Verhältnis zwischen jüdischer Emanzipation und deutscher ‚Referenzkultur‘“ dabei genauso Thema der Ghettoerzählung wie der „innerjüdische Diskurs über Teilhabe an Modernisierungsprozessen durch Assimilation an die deutschsprachige Kultur“.<sup>141</sup>

Folgt man den Kriterien Obers, kann Feldmanns *Schrei, den niemand hört!*, abgesehen von der Form, nämlich der eines Theaterstückes, dem Genre der Ghettoesgeschichte, zugerechnet werden: Ort der Handlung ist ein Ghettoviertel in der Großstadt, Feldmann ist jüdischer Herkunft, mit der jüdischen Lebens-

---

139 Dies würde, nach dem Dafürhalten Obers, pseudohistorische Darstellungen wie z. B. Heines *Rabbi von Bacherach* ausschließen. Dieser findet sich aber in den meisten kanonischen Aufstellungen wieder. Vgl.: Primus-Heinz Kucher: *Ghetto-Literatur*. O. a.: S. 275.

140 Vgl.: Kenneth H. Ober: *Die Ghettoesgeschichte*. O. a.: S. 12.

141 Primus-Heinz Kucher: *Ghetto-Literatur*. O. a.: S. 275.

welt vertraut; das an ein nicht-jüdisches Publikum gerichtete sowie auf Deutsch abgefasste Stück fällt in den von Ober gesteckten zeitlichen Rahmen und auch weitere von ihm für die Ghetto-Geschichte als charakteristisch ausgemachte Merkmale ließen sich anführen: so zum Beispiel die Einflechtung von Jargon durch den Gebrauch jiddischer Ausdrücke, die auch bei Feldmann, der Tradition der ersten Ghetto-Erzähler entsprechend, dem nicht-jüdischen Publikum erläutert werden.<sup>142</sup>

Die meisten Autoren von Ghetto-Geschichten versahen [...] ihre Werke, gewöhnlich in Fußnoten, mit Erklärungen und Übersetzungen jüdischer Begriffe und Ausdrücke, auf die nichtjüdische Leser angewiesen waren, um den Intentionen des Verfassers wirklich folgen zu können.<sup>143</sup>

Wie der Titel des Stückes nahelegt, erfolgt die Darstellung des Lebens im Ghetto bei Feldmann weder nostalgisch, sentimentalisierend noch in karikierender Form, sondern ist eindeutig negativ pessimistisch konnotiert, was für zu Beginn des 20. Jahrhunderts entstandene Ghetto-Geschichten als folgerichtig erscheint:

Die Jahrzehnte nach 1900 [zeigen] immer klarer, daß ihre emotionale Bindung [die der AutorInnen, Anm. v. m.] an das Leben im Ghetto sich lockert. Das ist angesichts der unvermeidbaren allmählichen Auflösung des Ghettos als einer abgeschlossenen Gesellschaft nur natürlich und so nimmt denn auch die unmittelbare, emotionale und heime-  
weherfüllte Bindung des Schriftstellers an die Gesellschaft ab.<sup>144</sup>

Bei Feldmann wird die im Ghetto vorherrschende Armut nicht beschönigt, geistige Enge, latente Triebhaftigkeit, Gewalt und patriarchale Unterdrückung werden schonungslos beschrieben und das „Harte, Grausame und Furchtbare des Ghettolebens“<sup>145</sup> findet seine mitunter plakative Darstellung.

Als Bertha Gestrig, ein „recht erbärmliches, großes, mageres Mädchen von 34 Jahren in einem abgetragenen hellbraunen Kleid“ (DS 44), am Beginn des Stückes den schmutzigen Kramladen von Frau Geize betritt, wird ihr von Pamela ein wackeliger Stuhl, den sie erst von darauf abgelegten Gegenständen befreien muss, angeboten, der noch von dem ersten Mann ihrer Mutter stammt: „[...] mit dem hat er sie immer gehauen. Er war ja ganz vollgesoffen.“ (DS 5) Die Atmosphäre ist damit von Anfang an deutlich negativ aufgeladen, Gewaltausübung aber nicht auf Männer beschränkt, sondern geht, ob tatsächlich

142 Vgl.: DS: S. 14, 16, 19, 30, 31, 44.

143 Kenneth H. Ober: Die Ghetto-Geschichte. O. a.: S. 19ff.

144 Ebd.: S. 89.

145 Ebd.: S. 92.

oder verbal, auch von Frauen aus: „Die Mutter [...] wird [...] mich höchstens schlagen [...]“, verliert ob ihrer Allgegenwärtigkeit aber an Bedeutsamkeit: „soll sie mich schlagen ...“ (DS 5). Trotz Aufbegehrens von Seiten der Frauen – „Manchmal könnt’ man schon so einen Kerl zusammenschlagen.“ – bleibt das Machtgefälle unumkehrbar: „Ein Mann ist immer stärker als eine Frau.“ (DS 5)

Im ersten Akt blitzt zudem sexuell aufgeladener Chauvinismus auf, als Emanuel Feuer der 15-jährigen Pamela unter den Augen ihrer eigenen Mutter nachstellt: „Ein ganzes klanes Weiberl bist du scho – meiner Seel! Du kannst einen schon heiß machen. Mechst mir einen Kuß geben? [...] (Hält sie an beiden Händen)“, was von der Mutter nur mit einer lapidaren Bemerkung – „Machen Sie ka große Freundschaft mir der da, die is dann frech!“ – und einer Zurechtweisung in Richtung Pamela – „Marsch, setz dich hinter die Pult und stick die Monogrammer.“ (DS 7) – quittiert wird.

Umgekehrt bietet sich Pamela in unverhohlener, die strengen Keuschheitsgebote des orthodoxen Judentums scharf kontrastierender Aufdringlichkeit dem studentischen Untermieter an: „Warum küßt du mich nicht? Hier ist mein Mund! – Ich finde keine Ruhe, wenn ich weiß, du sitztest da drinnen. [...] bin ich dir zu häßlich? ... warte ... sie nestelt an ihrem Kleid. [...] Ich will, daß du mich ganz siehst.“ (DS 6)<sup>146</sup> Sie legt eine Frühreife an den Tag, der die Enge ihres Umfelds, die keine Abgrenzung einzelner Sphären zulässt, Vorschub leistet:

Is es auch ä Wunder? Was sie da alles hört und sieht den ganzen Tag du wie sie zu all’n die Augen aufreist? [...] Wissen Sie, was Sie neulich gesagt hat? Ich soll ihr auch ä Mann verschaffen; ihr liegt nix dran, Sie heirat’ scho heut’ [...]. (DS 44)

Das Konzept der Liebesheirat ist in diesem Umfeld romantische Illusion, der in *Der Schrei, den niemand hört!* das in Ghettoesgeschichten vertretene Motiv der Zwangsheirat und der arrangierten Ehen gegenübergestellt wird, bei dem hier in erster Linie ökonomische Aspekte zum Tragen kommen.

So betätigt sich die vorzeitig gealterte Frau Geize, eine zwar vom Leben geprüfte (DS 44), aber nichtsdestotrotz eigenständige „Geschäftsfrau“ (DS 5), nach dem Tod ihrer beiden gewalttätigen Männer auch als skrupellose Kupplerin:

GEIZE: [...] da wär’ ä Mädln mit Geld. 31 Jahr’. [...]

FEUER: Wieviel Geld hat sie?

GEIZE: Es is da ä Haus. [...] Schuldenfrei – no wenn ich Ihnen garantier’! Dazu sind da vier Kinder – nu warten sie, der Alte leidet an Krebs.

FEUER: Der kann noch ä scheene paar Jahr’ leben.

GEIZE: Dann is da – Bargeld! (DS 8)

146 Die Punktlinie kennzeichnet Eingriffe des Sensors.

Der Warencharakter von Frauen wird nicht nur anhand der Figur Hanna aufgezeigt, die von zu Hause fortgeht, weil sie nicht „wie die Kuh dem Stier zugeführt werden [wollte]“ (DS 25), sondern ist auch am Schicksal der Frau Fleck ablesbar, die seit dem Tag ihrer Hochzeit unter der Feindschaft ihres Mannes zu leiden hat, weil er von ihren Eltern um die versprochene Mitgift geprellt wurde:

FRAU FLECK: [...] Deswegen is es ganze Unglück. Vom Tag der Hochzeit, 28 Jahr' schlepp' ich das mit mir herum.

FEUER: Und die Kinder aber?

FRAU FLECK: Ich weiß, was Sie meinen. (Glauben Sie, er ist zu mir kommen aus Lieb. Er is zu mir gekommen ...)

FEUER: Ä so? Ich versteh' scho. (DS 20)

Damit führt Feldmann ihrem Publikum die zum Teil tragischen Folgen der im traditionellen Judentum gängigen Praxis arrangierter Ehen vor Augen.

Als emblematisch für die Vergeblichkeit jeglichen Versuchs, dem Milieu des Ghettos zu entkommen, kann aber auch die Verbindung zwischen Hanna und Adrian, dem – im Kontrast zu den „bärtig[en] und schwarz[en]“ (DS 10) Männern im Ghetto – „groß[en], schlank[en], blond[en] jung[en] Menschen“ (DS 6), gelesen werden, die unter dem Vorzeichen, des verzweifelt-Rauschhaften stehend, als ebenfalls zum Scheitern verurteilt gesehen werden muss (vgl.: DS 40).

Patriarchale Unterdrückung ist ein typisches Motiv in den Ghettogeschichten und die Verführung der Tochter durch einen Christen bzw. Nichtjuden ein häufig behandeltes Thema.<sup>147</sup> Sie zieht unweigerlich entweder den Tod des Vaters oder aber, wie hier bei Feldmann, die Verstoßung der Tochter nach sich:

FLECK: Ich wart' hier – hier wer' ich stehn, und wenn sie [Hanna, Anm. v. m.] kommt, werd' ich mich hier vor die Türe stellen und wer' zu ihr sagen: ‚von hier schau, daß du fortkommst! Da ist kein Platz für dich! Du könntest jetzt sein die Ehefrau von ein' reichen achtbaren Mann. Du hast das ausgeschlagen und nicht nach meinem Willen gehandelt – jetzt geh weiter!‘ Hast dich herumgetrieben zwei Jahre lang, was weiß ich, wo überall. Weiß ich, wie oft du dich betrunken durch die Lokale hast geschleppt – (lachend) kommt sie daher, die Fräul'n Geliebte von ein' Fürst! (DS 23)

Der Despotismus des Vaters wird von seiner gleichzeitigen Larmoyanz kontrastiert: „[...] sie [Hanna, A. v. m] hat mich ja so bitter gekränkt, daß ich weinen könnt, jeden Tag und alle Nächte“ (DS 23), was die Ambivalenz in der Figur des tyrannischen Familienoberhauptes verdeutlicht, das mit seinem Verhalten

147 Vgl.: Kenneth H. Ober: Die Ghettogeschichte. O. a.: S. 108.

nicht nur die Tochter, sondern auch zwei der Söhne, Heinrich und Jakob, aus der Familie ausgeschlossen hat: „das Haus war aber auch danach, daß man es hassen mußte“ (DS 26).

Zu den grundlegenden, in der Ghettoesgeschichte vertretenen strukturellen Elementen zählt Ober neben dem Motiv der arrangierten Heiraten mit ihren regelmäßig verheerenden Auswirkungen und der Verführung der Tochter durch einen Christen auch das der „Verführung des Sohnes aus frommem jüdischen Hause durch eine ‚deutsche‘ Bildung“, die – wie hier bei Feldmann – „die gleichermaßen tragischen Konsequenzen: das verpfuschte Leben aller beteiligten Juden, mit oder ohne Nervenzusammenbruch des Sohnes“,<sup>148</sup> nach sich zieht.

Simon, der jüngste Sohn Flecks, schließt sich eng an den Studenten Adrian an und wird dafür von seinem Vater vor den anderen Ghettoesbewohnern bloßgestellt:

FLECK (zu Simon): Bist ä so ä niederträchtiger Hund! Wenn de möchtest aufpassen wollen, wie man macht Geschäfte! Aber na! Wenn so was vorkommt, schaut er weg oder er schaut in ä Buch hinein! [...] (zieht unterm Sitz Simons ein aufgeschlagenes Buch hervor, hält es Feuer hin) [...] Mit solchem Unsinn füllt er sich sei Kopf an!

Hinter der Drastik dieser Schmähung verbirgt sich die Angst des Vaters vor der latenten ‚moralischen Gefahr‘, die für ihn von dem Bildungsverlangen seines Sohnes ausgeht: „Draußen is scho das Studentl, wird noch dei Schochet,<sup>149</sup> die schlechte Gesellschaft!“ (DS 31)

Adrian plant, sich den Anarchisten in der Schweiz, wo sich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts das Zentrum der Bewegung befand, anzuschließen. Simon, der seinem engen Freund hatte folgen wollen, bringt es eingedenk des Schmerzes seiner Mutter und seiner eben erst wieder aus der Fremde zurückgekehrten Schwester im entscheidenden Moment aber nicht über sich, dafür mit seiner Familie zu brechen: „Ich fühle nicht Kraft und Mut in mir.“ (DS 32)

In diesem Loyalitätskonflikt erweist sich die, wenngleich unheilvolle, Bindung an die Familie als stärker, auch wenn Adrian Simon die Unfähigkeit, sich aus ihren Banden zu lösen, als Emanzipationsverweigerung vorwirft: „Was? Daran denkst du? Willst du eine Larve bleiben all dein Leben lang?“ (DS 32) Simon, als zwischen Ausbruchsbestreben und Angst vor dem Preis der Loslösung Zerrissener ist nicht fähig, mit den „Gefühlen auf[zuräumen“, wie Adrian von ihm fordert. Ihm fehlen Kraft und Entschlossenheit, gegen den eigenen Vater aufzubegehren, und so kommt Simon, in dem Stück als von Zweifeln

148 Ebd.: S. 108.

149 Autorisierter jüdischer Schlachter.



Zermarterter neben seinem strahlend selbstbewussten Konterpart Adrian zu stehen:

Ich bin ein zu schwacher, leidender Mensch. Wenn ich groß wäre, groß und herrlich wie du! – Hassen kann ich nicht! Vieles konntest du mich lehren, das nicht! (DS 32)

Nicht ohne Folgen bleibt die Freundschaft mit Adrian auch in Hinblick auf den für die Ghettogeschichte essentiellen Konflikt zwischen „Aufklärung“ und Assimilation auf der einen und fundamentalistischen, orthodoxen Ansichten unterschiedlichen Grades auf der anderen Seite,<sup>150</sup> der für Simon nicht, wie für die Ghettogeschichte typisch, zur Konversion zum christlichen Glauben – oder, wie hier auch möglich, zur Übernahme einer politischen Ideologie – führt, sondern im Glaubensverlust kulminiert:

SIMON: Eins hast du doch erreicht: ich kann nicht mehr an Gott glauben. Früher dachte ich mir, seinen Gott müsse jeder in sich tragen; den könne einem niemand nehmen! Und dann merkte ich eines Nachts, als ich mich vom Lager erhob in einer tiefen Angst und beten wollte, Gott anrufen – da war Gott nicht mehr in mir. Und ich konnte ins Dunkle starren – da merkte ich, daß einem von den Menschen auch Gott genommen werden kann ... (DS 32)

Die Auswirkungen konservativer jüdischer Tradition auf einen wissensdurstigen jungen Menschen, wie sie schon in früheren Ghettogeschichten thematisiert wurden, gestalten sich bei Feldmann tragisch. Die starke emotionale Bindung an die Familie führt zur Verzweiflungstat Simons: „Ich kann nicht leben!“ (DS 46) Er versucht sich mit dem Revolver seines Freundes zu erschießen, was Adrian im letzten Moment noch verhindern kann.

Seinen finalen Zusammenbruch kann aber auch die späte Erkenntnis des Vaters, dass er neben dem nach Amerika ausgewanderten Heinrich auch sein letztes Kind aus eigener Schuld zu verlieren droht, nicht mehr aufhalten:

FLECK: [...] Also tot is er! [Heinrich, A. v. m] – Das Fieber hat er gekriegt. – Ich hab' ihn fortgejagt mit einem Fluch – weggetrieben hab ich'n [...] – tot is er ... [...] – mei Simon – wo is er hingelaufen? (Schreit es heraus.) Hat ihn niemand geseh'n? ... Mei Simon ... (DS 39)

Simon zerbricht an dem Konflikt zwischen Treue zu Familie und Herkunft und seinem Ausbruchsverlangen: „Diesmal hab' ich [Adrian] ihn gerettet. [...] Trotzdem ist er eine Leiche! Eine lebende Leiche! Sieh, er hat sich schon bläulich verfärbt.“ (DS 46)

150 Kenneth H. Ober: Die Ghettogeschichte. O. a.: S. 107.

Nicht ganz so dramatisch gezeichnet ist die Figur der Pamela, eines neugierigen jungen Mädchens, das gerne liest (vgl.: DS 5) und sich durch Bildung und Vorstellungsgabe aus ihrem als langweilig und beengend empfundenen Umfeld zu emanzipieren versucht: „Geh Pamela, erzähl etwas! Du weißt ja immer so viele Geschichten.“ (DS 28) Damit gibt Feldmann impliziten Verweis auf die jüdischer Erzähltechnik innewohnende „Tendenz zur Oralität“,<sup>151</sup> die Kucher neben der der Anverwandlung zeitgenössischer Formen als ‚hybrides‘ Moment der Ghettoliteratur ausmacht.

Obwohl mit mehr Durchsetzungskraft und Abgrenzungsvermögen als Simon ausgestattet – gegen die unverhohlenen Avancen des deutlich älteren Kaufmanns Feuer setzt Pamela sich ungeachtet der Zurechtweisung von Seiten der Mutter selbstbewusst zur Wehr: „Und wenn ich nicht will? [...] Sie können so reich sein wie Rothschild – für mich sind Sie ein schmutziger, durch und durch schmieriger ...“ (DS 44) –, lasten dennoch Dumpfheit und Enge des Ghettos sowie die Ahnung um die vergebliche Hoffnung auf ein besseres Leben drückend auf ihr. Gefühle, die sich im Stück in Form von Lethargie: „Es ist so schön, faul zu sein! [...] Das Leben ist hier fad!“ (DS 14ff), Ekel: „Pfui! Pfui! Pfui! Wie ekelhaft ist das Leben!“ (DS 43), sowie unumwundener Verzweiflung Bahn brechen:

PAMELA: Ich kann nicht gut sein! Mir ist auch niemand gut. (Weint heftiger) So kann ich auch niemand gut sein. [...] Gott, ich hab' eine Angst, daß ich so klein und häßlich bleib'! [...], weil mein Vater ein Trunkenbold war. [...], wenn ich dann alt bin und meine Mutter tot und ich ganz allein auf der Welt steh', so ein kleines, altes, verhutzelttes Weiberl, dem die Kinder nachlaufen – nein, da möchte ich gleich lieber tot sein! [...] So traurig ist das Leben! (DS 28)

Demgegenüber steht die Vorstellung von einem besseren Leben fernab des Ghettos. Projektionsfläche für derlei Utopien bieten neben der Schweiz, wohin Adrian mit Simon gehen will, Orte wie Paris, Shanghai oder das klassische Auswanderungsland Amerika.

PAMELA: Ich bin so klein und häßlich! Paris stell' ich mir so vor: Dort sind die aller schönsten und die allerglücklichsten Menschen und es sind dort lauter reiche, feine Herren – Kavaliere, und jeder hat eine Geliebte und das sind wieder wunderschöne Damen, groß und schlank – majestätisch – [...] Aber Kinder, schmutzige, barfüßige wie hier und häßliche alte Weiber gibt es dort nicht. (DS 28)

Die mit der Fremde verbundenen Gefühle sind allerdings ambivalent. Die Fremde weckt nicht nur Hoffnungen, erscheint nicht ausschließlich als Seh-

151 Primus-Heinz Kucher: Ghetto-Literatur. O. a.: S. 279.

suchtsort, sondern ihr ist – wie im Fall der Frau Geize, die schon einen Sohn an Amerika verloren hat – die Gefahr des Verlustes deutlich eingeschrieben:

FRAU GEIZE: Alles noch nix Amerika! (Aufgebracht) Mei kleiner Simon will nach Shanghai – Schanghō, wie es heißt. Auf die Teefeldler möchte' er arbeiten, sagt er. [...] Es zieht mich in die unbestimmte Ferne Mutterl, sagt er. [...] Sie können sich ä heranwachsendes Kind nit am Leib anbinden. (DS 20)

Die Kluft zwischen Wunsch und Wirklichkeit tritt auch bei der Rückkehr des Ehepaares Brown deutlich zu Tage. „Amerika, [...] das Land einer bisher nicht gekannten Freiheit“<sup>152</sup> – wie es Ghattogeschichten „als einziges Land, in das (Ostjuden) seinerzeit auswandern konnten“<sup>153</sup> mitunter als Kontrastfolie zur Enge des Ghettos unterlegt worden ist<sup>154</sup> – erscheint bei Feldmann als Moloch. Das Versprechen vom schnellen Reichtum im ‚gelobten‘ Land erweist sich hier als „Schwindel“:

HERR BROWN: [...] Es ist nur alles so groß, so großartig! Aber das Elend ist dasselbe! Man sieht, wie Menschen täglich verhungern, täglich Menschen sterben müssen. Und überall Menschen – Menschen – Menschen! In den Irrenhäusern, in den Spitälern, in den Strafanstalten – Menschen ... (DS 37ff.)

Einen positiven Ausgang findet die Auswanderung nach Amerika – um nur ein Beispiel anzuführen – bei einer Schriftstellerkollegin Feldmanns: in Ida Oppenheims allerdings romantisierender und sentimentalischer Erzählung *Endlich glücklich* über eine wohlhabende assimilierte Familie, die im Geheimen am Judentum festhält und sich in New York schließlich wieder offen zu ihrem Glauben bekennen kann.<sup>155</sup>

Im Gegensatz zu Feldmann hatte Oppenheim, die „erste Ghetto-Autorin“, ein Lehrerdiplom, was ihr den Weg zur Schriftstellerei erleichterte. Das späte Auftreten von jüdischen Schriftstellerinnen und Ghetto-Schriftstellerinnen im Besonderen ist auf die „traditionell untergeordnete Stellung der Frauen mit ihrem Mangel an Bildungschancen“<sup>156</sup> zurückzuführen. Allerdings geht mit der arrierten Stellung Oppenheims – anders als bei Feldmann, der verbunden mit ihrem eigenen Erleben eine unverfälschte Milieustudie gelingt – auch ein

152 Kenneth H. Ober: Die Ghattogeschichte. O. a.: S. 84.

153 Ebd.: S. 58.

154 Vgl.: z. B.: Bernard Auerbach: Nicht legitim; Hermann Blumenthal: Der Onkel aus Amerika; Michael Klapp: Der Bäckerschegiz; Eduard Kuhlke: Ein Schnorrerkind; Ida Oppenheim: Endlich glücklich.

155 Vgl.: Kenneth H. Ober: Die Ghattogeschichte. O. a.: S. 88.

156 Ebd.: S. 87.

„spürbarer Verlust von Unmittelbarkeit und Authentizität in der Beschreibung des Ghettos“<sup>157</sup> einher.

Abgesehen von den Fluchtpunkten in großer Ferne erscheint die Welt des Ghettos als weitgehend hermetisch. Probleme mit der christlichen Gesellschaft werden, wie in vielen Ghettoerzählungen verhandelt, bei Feldmann kaum thematisiert. Man ist unter sich. Die einzigen Vertreter der Welt ‚außerhalb‘ sind, abgesehen von zwei Arbeiterfrauen, die aber nur als Statisten fungieren, Adrian, Therese und Rosalinde. Adrian, Lichtgestalt und ‚Retter‘ Simons, von Pamela als „Junger, Reiner, Blonder“ (vgl.: DS 10) idealisiert, steht für Bildung, Radikalität und Unabhängigkeit, die bei Simon letztendlich aber nicht verfangen: „Dann hab’ ich mich an dich vergebens verschwendet.“ (DS 32)

Im Gegensatz zu Adrian sind Therese und Rosalinde negativ gezeichnet. Therese macht keinen Hehl aus ihrem Antisemitismus: „Weißt, mir ist es da zu familiär – zu viele Dingsda, Juden ...“ (DS 12), und Rosalinde gibt Anstoß zu Simons Nervenzusammenbruch, indem sie ihn provoziert: „Ja, freilich! Sie müssen bei ihrem Vater bleiben [...], womit wollen sie mir beweisen, daß sie ein Mann sind? Haben sie schon einmal ein Mädels im Arm gehabt?“ (DS 35) Sie verführt Simon, der zudem auf ihr Geheiß Schmuck aus dem Geschäft des Vaters entwendet.

Dieser doppelte ‚Sündenfall‘ lässt den bereits gefassten Entschluss zum Ausbruch aus der Familie wieder in sich zusammenfallen und der Verlust der Unschuld gipfelt in der Sehnsucht nach einer Rückkehr in den mütterlichen Schoß:

SIMON: Ich bin ein Dieb. Ich hab’ gestohlen. Und ich hab’ so etwas Schlechtes getan, so etwas Schlechtes. Vater wird gleich da sein, mich suchen. Mutter wird weinen – und niemand wird ihr die Briefe schreiben von Heinrich – und ich möchte so gerne bei meiner Mutter bleiben und auf ihrem Schoß schlafen, knien am Boden und den Kopf in ihren Schoß legen und schlafen. (DS 41)

Auch an einer anderen Stelle, hier aber nur vermittelt durch Hannas Erzählung über ihre Zeit mit dem ‚Fürsten‘, scheint das Leben außerhalb der Welt des Ghettos auf:

HANNA: Ich war eben seine Gefährtin. Verbrecherin war ich keine – bloß, ich war seine Repräsentantin, sein Dekorament hat er’s genannt. Er brauchte mich, daß ich in den Spielsälen herumsaß und die eleganten Spieler anlockte. – Mutter, was habe ich da alles gesehen! Was für eine Welt, so ganz anders als hier, wie wenn’s nicht dasselbe Dasein wäre! Und jetzt bin ich wieder da. Wie kommt mir das alles vor! Diese Stube – Mutter, du mit deinem Sorgengesicht. (DS 25)

157 Ebd.: S. 88.

Der ‚Glanz‘ der Welt außerhalb ist aber nur Firnis und die Nöte sind hier wie dort die gleichen: „Wie ist die Welt so anders, von der ich komme, und wie ist sie doch wieder ähnlich mit deinem Sorgengesicht.“ (DS 25)

Betrachtet man das Personeninventar des Stückes, so stehen – wie Schnitzler befindet – einige „gut gesehene Figuren“<sup>158</sup> hervor, die charakteristisch für Erzählungen aus der jüdischen Lebenswelt sind.

So findet sich in Gestalt der Frau Fleck die Figur der ‚jüdischen Mutter‘ – wie sie in der Literatur nach 1945 vermehrt gestaltet worden ist –, deren starke emotionale mit großer Verlustangst gepaarte Bindung an ihre Kinder sich, insbesondere bei den Söhnen, in Form von Neurosen niederschlägt,<sup>159</sup> weiters die des skrupellosen Geschäfts- und Mächtigen-Lebemanns Feuer, der, in der Regieanweisung allerdings eindeutig negativ gezeichnet, antisemitische Klischees bedient (vgl.: DS 6), die Figur der vom Leben verhärteten Kupplerin Geize sowie die des im Umgang mit Frauen ungeschickten Schlehmil Wottich (vgl.: DS 11, 14ff.).

Besonders repräsentativ für Erzählungen aus dem ostjüdischen Shtetl ist die Beschreibung religiöser Riten und Bräuche: „Der Sabbat bildet den beständigen Hintergrund der Ghettoesgeschichten, aber sie spielen auch immer wieder auf die zentrale Stellung der hohen Festtage im Leben aller Ghetto-Juden an.“<sup>160</sup>

Dieses von Ober als „konstantes Leitmotiv der Ghettoesgeschichte“<sup>161</sup> bezeichnete Merkmal fehlt bei Feldmann völlig, ein Indiz dafür, dass sich – wie bereits erwähnt – die gefühlsmäßige Bindung der Autoren und Autorinnen an das Ghetto in der Spätphase des Genres zu lockern beginnt.

Bei Feldmann kreist das Leben der Ghettobewohner nicht mehr um die beiden Pole Synagoge sowie Heim und Familie, vielmehr wird der zentrale religiöse Ort hier durch den profanen des Kramladens der Frau Geize ersetzt. Auch der Begriff der ‚Familie‘ hat den Raum des Privaten gesprengt: „bei uns essen alle Nachtmahl“ (DS 8), und sich auf die Gemeinschaft der Ghettobewohner ausdehnt.

Angesichts der Bezeichnung des Stückes als ‚Trauerspiel‘ im Untertitel, das hier allerdings nicht im bürgerlichen, sondern vielmehr kleinbürgerlichen Milieu angesiedelt ist, lässt sich der gattungsspezifische Interpretationsspielraum auch in Richtung soziales Drama und kritisches Volksstück erweitern.<sup>162</sup> So

158 Arthur Schnitzler: Tagebucheintragung vom 12.02.1916. In: Arthur Schnitzler: Tagebuch Band 1913–1916. Wien. VÖAW S. 265.

159 Gertrud Kolmar: Die jüdische Mutter (1965), Philip Roth: Portnoys Beschwerden (1969), Rafael Seligmann: Die jiddische Mamme (1990).

160 Kenneth H. Ober: Die Ghettoesgeschichte. O. a.: S. 24.

161 Ebd.: S. 20.

162 Vgl.: Ursula Hassel: Familie als Drama. Studien zu einer Thematik im bürgerlichen Trauerspiel, Wiener Volkstheater und kritisches Volksstück. Bielefeld. Aisthesis 2002; Franziska

weist das soziale Drama laut Schößler „nicht nur eine gewisse Nähe zum bürgerlichen Trauerspiel auf, sondern lässt sich auch vom neueren, kritischen Volksstück, dem ebenfalls an sozialen Themen gelegen ist, nicht eindeutig abgrenzen“. Das kritische Volksstück diene den Autorinnen und Autoren der 1920er und 1930er Jahre, so Aust/Hain, als „unbeschönigende Darstellung der alltäglichen, modernen, geschlossenen Gesellschaft [unter besonderer Berücksichtigung ihrer schwachen Exponenten A. v. A./H.] auf ästhetisch hohem Niveau“.<sup>163</sup>

Sowohl ‚bürgerliches Trauerspiel‘ als auch soziales Drama „gewähren Einblick in die Anatomie der sich formierenden Gesellschaft“,<sup>164</sup> um mit Brecht zu sprechen: „Die Wirklichkeit betritt die Bühne, das heißt die Klasse betritt sie, die anfängt, die Wirklichkeit zu bestimmen.“<sup>165</sup> Oder – wie sich in Hinblick auf Feldmanns Stück in Verkehrung von Brechts Diktum über das bürgerliche Trauerspiel sagen ließe – jener Teil der Bevölkerung (Juden im Großstadtghetto), dessen Leben maßgeblich von der sie umgebenden Wirklichkeit bestimmt wird.

Cohen, der die Tragödie aus jüdischer Perspektive in den Blick nimmt, konstatiert eine „überproportionale Beteiligung jüdischer Autoren am Tragödiendiskurs des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts“,<sup>166</sup> wofür er sozialpsychologische Gründe geltend macht. Er argumentiert, dass:

[i]n einer Zeit formaler Gleichstellung der Juden in Deutschland [und Österreich, Anm. v. m.] und fortgeschrittener Assimilation bei jedoch fortbestehendem Status als Außenseiter [...] die Teilnahme am Diskurs über ein philosophisches Thema und eine literarische Gattung von höchstem Ansehen nachdrücklich den Anspruch auf kulturelle Zugehörigkeit [manifestiere].

Mittels der Vermischung verschiedener Elemente (Ghettoerzählung, bürgerliches Trauerspiel, soziales Drama) unternimmt Else Feldmann den in Cohens Augen durch oben skizzierte Umstände legitimierten Versuch, sich „durch

---

Schößler: Einführung in das bürgerliche Trauerspiel und das soziale Drama. Darmstadt. Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2003.

163 Hugo Aust; Peter Hein: Volksstück. Vom Hanswurstspiel zum sozialen Drama der Gegenwart. München 1989. S. 283. Zit. nach: Franziska Schößler: Einführung in das bürgerliche Trauerspiel und das soziale Drama. O. a.: S. 10.

164 Franziska Schößler: Einführung in das bürgerliche Trauerspiel und das soziale Drama. O. a.: S. 9.

165 Bertolt Brecht: Die heilige Johanna der Schlachthöfe. In: ders.: Gesammelte Werke in acht Bänden. Bd. 1. Frankfurt am Main. 1967. S. 362. Zit. nach: Franziska Schößler: O. a.: S. 7.

166 Benjamin Cohen: Geschichtsphilosophische Bestimmungen der Tragödie in jüdischer Perspektive. O. a.: S. 730.

Originalität und Innovationskraft der eigenen Beiträge, der Zugehörigkeit zur Mehrheitskultur als je Besonderer zu behaupten“.<sup>167</sup>

Einen weiteren Grund für die hohe Beteiligung jüdischer Autoren am Tragödiendiskurs sieht Cohen in dessen „selbstreflexivem Potential [...], insofern tragische Konstellationen geeignet erscheinen, die eigene Stellung in der Gesellschaft zu erhellen“.<sup>168</sup>

Gerade im Feld zunehmender Spannung und Ausgrenzung aus der Mehrheitskultur wird die Frage nach geschichtlichem Erfolg und Misserfolg des sich autonom setzenden Subjekts, wie sie in der Tragödie verhandelt wird, für Juden zunehmend wichtig. Die Reflexion der eigenen Zeit vor dem Hintergrund der Tragödie schließt zudem ein, „die eigene Zeit in Bezug zur Geschichte der Tragödie zu stellen, nach der Möglichkeit einer Tragödie oder umgekehrt nach der Überwindung des Tragischen in der eigenen Zeit zu fragen“,<sup>169</sup> was besonders für das Judentum, das eine besondere Stellung in der Menschheitsgeschichte einnimmt, relevant ist.

Nach Cohen evoziert die Diagnose der tragischen Befindlichkeit des Menschen nicht nur apokalyptische Vorstellungen, sondern auch das Bedürfnis, ausgehend von diesem Befund, die Perspektive einer erlösten Menschheit zu entwickeln:<sup>170</sup> „So befördert gerade der deutsch-jüdische Tragödiendiskurs messianische Vorstellungen, womit dieser Diskurs nicht nur der Diagnose des Vorfindlichen, sondern wesentlich auch eine prospektive Orientierung bereithält.“<sup>171</sup>

In Feldmanns Stück finden sich sowohl apokalyptische Vorstellungen als auch die Perspektive einer möglichen Erlösung: Am Ende folgt nicht Simon, sondern Hanna, die „Verlorene“ (DS 33), Adrian – dem ‚blonden Messias‘ – mit dem „Mut der Verzweifelten“ (DS 46) auf dem Weg in eine zwar ungewisse, aber nichtsdestotrotz als Erlösung imaginierte Zukunft: „Sieh, ein neuer Tag beginnt, ein neues Leben! (Reicht ihm beide Hände.) Wie schön ist es auf der Welt!“ (DS 40)

Für die anderen Figuren hingegen gibt es keine Hoffnung mehr: „Was wir hier zurücklassen sind Leichen, alles Leichen. Morgen geht uns die Sonne einer neuen Welt auf. Komm!!“ (DS 46)

Hier klingt das Verkündigungspathos des Expressionismus an, der auch im Wahnsinn Simons, der rauschhaften Liebe zwischen Hanna und Adrian sowie der Situierung der Handlung in der Großstadt durchscheint.

167 Ebd.: S. 730.

168 Ebd.: S. 730.

169 Ebd.: S. 731.

170 Vgl.: ebd.: S. 731ff.

171 Ebd.: S. 732.

Ebenso lassen sich Parallelen bzw. Gattungsmerkmale in Feldmanns Stück im Zusammenhang mit dem bürgerlichen Trauerspiel ausmachen. Der für das bürgerliche Trauerspiel typische, auf der innerfamiliären Bühne der Familie ausgetragene Konflikt zwischen Vater und Tochter wird bei Feldmann, die sowohl die Vater-Tochter-Beziehung als auch die des Vaters zu seinem Sohn (bzw. seinen Söhnen) sowie die emotional am stärksten aufgeladene zwischen Sohn und Mutter mit einschließt, verschränkt und im Stück verhandelt.

Wird im bürgerlichen Trauerspiel „die familiäre Ordnung dadurch gestört, daß die Töchter entweder von Beginn der dramatischen Handlung an oder in deren Verlauf verführt oder zumindest von der Verführung bedroht werden“,<sup>172</sup> ist in Feldmanns Stück auch der Sohn bzw. sind die Söhne, der ‚Verführung‘ durch Bildung, Politik, Fernweh oder eine nicht-jüdische Frau ausgesetzt, was eine Gefährdung des familiären Wertesystems – bei Feldmann ausgedehnt auf das traditionelle jüdische – darstellt.

Als ironische Reminiszenz an das bürgerliche Trauerspiel, in dem die Figur des Verführers meist dem Adel angehört, kann die Verführung Hannas durch den *unechten* Fürsten, der sich als „Falschspieler“ (DS 17, s. a. S. 24) entpuppt, gelesen werden.

Das für das bürgerliche Trauerspiel zentrale Motiv der Tugendgefährdung wird bei Feldmann nicht anhand der Tochter, sondern anhand des Sohnes verhandelt. Konfliktauslösendes Moment ist die Verführung Simons durch Rosalinde: „Ich habe Böses getan, Schlechtes ... ich hatte ... [ein Mädchen].“ (DS 17 s. a. S. 40) Wobei es hier Simon selbst ist, der sich dafür anklagt.

Das Verhältnis zwischen Vätern und Töchtern stellt sich im bürgerlichen Trauerspiel als sehr intensive, zum Teil auch innige Beziehung dar.<sup>173</sup> Das Leiden der Töchter an der väterlichen Liebe ist ein entscheidendes Moment, das bei Feldmann in Verkehrung dieses Motivs (Simons Sehnsucht nach der Rückkehr in den mütterlichen Schoß) auf Mutter und Sohn verlagert wird. Im Gegensatz zu seiner Schwester und seinen Brüdern hat Simon das Wertesystem der Familie sowie die vom Double Bind geprägte Bindung an die Mutter – wie sie Kafka Jahre später in seinem *Brief an den Vater* beschreibt: „man hätte von zuhause ausbrechen müssen (vorausgesetzt, das man die Entschlussfähigkeit und Kraft dazu gehabt hätte und die Mutter nicht ihrerseits mit anderen Mitteln dagegen gearbeitet hätte)“<sup>174</sup> – so internalisiert, dass es von Seiten der Eltern gar keiner Gebote oder Verbote mehr bedarf. Aggressive Autorität des Vaters und die um nichts weniger fatale emotionale Erpressung der Mutter – „Mutter wird

172 Ursula Hassel: *Familie als Drama*. O. a.: S. 47.

173 Vgl.: Ursula Hassel: *Familie als Drama*. O. a.: S. 68.

174 Franz Kafka: *Brief an den Vater*. In: ders.: *Gesammelte Werke*. München. Anaconda. 2020 S. 461–504. Hier: S. 476.



weinen.“ (DS 41) – wirken auf psychischer Ebene – „Ihr [Vater und Mutter] seid zwei Mühlsteine, zwischen denen ich zermalmt werde.“ (DS 46) – und gipfeln im Nervenzusammenbruch des Sohnes.

Betrachtet man den *Schrei, den niemand hört!* unter dem Aspekt des dem Naturalismus zuzurechnenden sozialen Dramas, so lassen sich Merkmale wie Polymythie, das Nebeneinanderführen mehrerer Einzelhandlungen, die an Stelle einer kausalgenetischen Handlung treten, die Wahrscheinlichkeit des sprachlichen Ausdrucks und damit einhergehend die Pluralisierung der Sprachbereiche in Form von „authentisch-individualisierende[r] Ausdrucksform“<sup>175</sup> sowie das die Handlung determinierende Milieu in Feldmanns Stück ausmachen.<sup>176</sup>

Was Schößler für Autoren des sozialen Dramas konstatiert, nämlich dass sich „vor allem im Kontext des sozialen Dramas [...] neben dem Interesse der Autoren an Verfallserscheinungen, Abstiegs geschichten und plebejischem Milieu die Berührungsangst mit eben dieser Sphäre“<sup>177</sup> manifestiere, trifft auf Feldmann aber nicht zu.

Wie gezeigt kommt es in Feldmanns Stück zu einem Gattungskonglomerat, wie es Gómez Pato als charakteristisch für österreichische Autorinnen, die im Zeitraum 1900–1933 an die Öffentlichkeit treten, ausmacht.

Die Stücke der Schriftstellerinnen wie Bernstein oder Feldmann gehen über den Naturalismus – die künstlerische Bewegung, die die erste Phase ihres Lebens beherrscht – hinaus, und antizipieren Merkmale, die später in expressionistischen und avantgardistischen Texten zu erkennen sind.<sup>178</sup>

## Die Frau auf der Bühne – Theaterautorinnen an der Schwelle zum 20. Jahrhundert

Im ausgehenden 19. und in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts kommt es in Österreich zu einer Zunahme an weiblichen Theaterautorinnen. Von den in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geborenen und heute zum Teil noch unbekanntesten österreichischen Schriftstellerinnen, die Gómez Pato in ihrem Aufsatz über Schriftstellerinnen der österreichischen Moderne anführt, hat die

175 Franziska, Schößler: Einführung in das bürgerliche Trauerspiel und das soziale Drama. O. a.: S. 37.

176 Vgl.: ebd.: S. 36ff.

177 Ebd.: S. 8.

178 Vgl.: Rosa Marta Gómez Pato: Schriftstellerinnen der Wiener Moderne „auf der (literarischen) Bühne“: eine vergessene Tradition. In: Dolors Sabaté Planes; Jaime Feijóo (Hg.): *Apropos Avantgarde. Neue Einblicke nach einhundert Jahren*. Berlin. Frank & Timme 2012. S. 99–116. Hier: S. 109.

Hälfte auch Stücke für das Theater verfasst. Neben Feldmann finden sich hier unter anderen Rosa Mayreder (1858–1938), Enrica Handel-Manzetti (1871–1955), Else Jerusalem (1877–1942), Lina Loos (1882–1950), Alma Johanna König (1887–1942), Gina Kaus (1893–1985) und Veza Canetti (1897–1963).<sup>179</sup>

Als sozioökonomische, kulturelle und institutionelle Bedingungen, die die Arbeit von Dramatikerinnen begünstigen, führt Gómez Pato an, dass „[d]ie Wechselwirkungen zwischen den zeitgenössischen Sexualtheorien über das Weibliche, dem sozialen Ansehen der Dramatikerin und eine[r] neue[n] Definition der dramatischen Gattungsästhetik mit den Innovationen der Theatermoderne“ dazu führten, „dass es für Frauen leichter zu veröffentlichen und für ihre Stücke einfacher auf die Bühne zu kommen war“.<sup>180</sup>

Zum einen war es demnach für Frauen zu dieser Zeit leichter, als Theaterautorin aufzutreten, zum anderen war es aber umso schwieriger, sich als solche auch zu behaupten. So gelang es den wenigsten von ihnen, die allesamt durch ihre erzählerischen Arbeiten bekannt geworden waren, sich dauerhaft als Dramatikerinnen zu etablieren. Gründe dafür sind, dass dem Drama die Vorstellung einer männlichen Gattung anhaftete sowie dass Frauen eher der Lyrik und kurzen Prosa, beides Genres, die leichter in Zeitschriften und Zeitungen zu veröffentlichen waren, zugeschrieben wurden. Weiters führt Gómez Pato an, dass die Frau am Theater gesellschaftlich eher als Schauspielerin oder Tänzerin – also als *sich* Darstellende – akzeptiert und Schauspielerei im Gegensatz zu dem aktiven Gestalten des Geschehens auf der Bühne weiblich konnotiert war:

By the late nineteenth century, actresses were considered far more acceptable on the stage than women dramatists. Acting itself is gendered feminine [...]. Femininity is thus associated with the suppression of the self and small, attractive artistry in dissimulation [...] combined with the greatness in passive acceptance. Artistic creativity is a selfish activity which, working within this logic, stands in opposition to the feminine. [...] ‚Herrscher‘, ‚Herrschaft‘ and ‚beherrschen‘ are words that recur in late nineteenth- and early twentieth-century drama criticism. They obviously reflect a dominant idea of drama as an essentially masculine form. And the message is underwritten by women.<sup>181</sup>

Das vor allem von Männern entworfene Bild der Frau auf der Bühne um 1900 war auf ein überschaubares Repertoire beschränkt und changierte zwischen „Kindfrau und Mannweib, ängstlicher Jungfrau und vollbusiger Mutter, grausiger Sphinx und zu beschützender Madonna, todverfallener Märchenprinzessin

179 Vgl.: ebd.: S. 99ff.

180 Ebd.: S. 106.

181 Sarah Colvin: *Women and Drama at the Turn of the Century, or Thresholds of Gender and Genre*. In: Nicholas Saul; Daniel Steurer u. a. (Hg.): *Schwellen: germanistische Erkundungen einer Metapher*. Würzburg. Königshausen und Neumann 1999. S. 265–278. Hier S. 267. Zitat nach: Rosa Marta Gómez Pato: *Schriftstellerinnen der Wiener Moderne*. O. a.: S. 107.

und verkommener Dirne“<sup>182</sup> wohingegen Schriftstellerinnen, die sich am Theater versuchen, Frauen in ihren Stücken so darstellen, „wie sie in Städten bzw. dem jeweiligen Milieu tatsächlich zu finden sind“<sup>183</sup>.

Indem nicht nur reale Frauengestalten auf die Bühne gestellt, sondern beschränkende traditionelle Rollenzuschreibungen kritisch hinterfragt werden, verfolgen viele Autorinnen bezüglich der Frauenfrage eine innovative Tendenz.

Aufgrund der Schwierigkeiten, sich am Theater auch als Autorin zu behaupten, verfassten Frauen daher zunächst eher Volksstücke, Komödien oder Lustspiele, da diese als trivial betrachtet und ihnen eine nur kurze Lebensdauer zugeschrieben wurde.<sup>184</sup> Das Drama als bis dahin männlich konnotierte Domäne, die dem Bereich der gehobenen, seriösen Literatur zugeschrieben wurde, blieb Frauen schwerer zugänglich. Zudem war es aufgrund in diesem Genre fest vorgegebener Szenen, Strukturen und Themen – wobei die Rolle weiblicher Figuren häufig mit dem Tod endete – nicht leicht, Innovationen durchzusetzen. Trotz dieser Erschwernisse versuchten sich aber viele Autorinnen am Drama und einigen gelang es, die festgeschriebene Architektur des Genres innovativ aufzubrechen.<sup>185</sup>

Abgesehen davon erwägt Harriman eine weitere Ursache für die Schwierigkeit für Frauen, als Dramatikerin anerkannt zu werden. Sie führt das Argument des Alters ins Treffen und schlussfolgert, dass Autorinnen dieser Generation schlichtweg nicht mehr ‚jung genug‘ gewesen seien, um Anschluss bei den Avantgardisten des Jung-Wien zu finden:

The male artists and writers who led the avant-garde around 1900 had been born as a general rule between 1860 and 1870. Yet a dozen or so of the Verein (Verein der Schriftstellerinnen und Künstlerinnen in Wien) members at the time were born in the same decade. Ironically, Herzfeld who was born in 1855, was theoretically too old to belong to Jung-Wien. Queries as to why the women stood apart from the intellectual rebellion which now characterizes their time must look beyond mere age differences for answers. Such an investigation would engage the larger Question as to why women in general were absent from the ranks of Jung-Wien and the Secession.<sup>186</sup>

182 Friedrich Rothe: Arthur Schnitzler und Adele Sandrock. Theater über Theater. Berlin. Rowolth. 1997. S. 9. Zit. nach: Rosa Marta Gómez Pato: Schriftstellerinnen der Wiener Moderne. O. a.: S. 108.

183 Rosa Marta Gómez Pato: Schriftstellerinnen der Wiener Moderne. O. a.: S. 111.

184 Wie z. B.: Wilhelmine von Hillern (1836–1916), Margarethe Paulick (1869–1964). Vicki Baum verfasste mit *Pariser Platz 13* (1931) eine Komödie.

185 Vgl.: Rosa Marta Gómez Pato: Schriftstellerinnen der Wiener Moderne. O. a.: S. 108.

186 Helga H. Harrimann: Women Writers and Artists in Fin-de-Siècle Vienna. Modern Austrian Literatur. 26. 1993. S. 1–17. Hier: S. 1. Zit. nach: Rosa Marta Gómez Pato: Schriftstellerinnen der Wiener Moderne. O. a.: S. 108ff.

Geboren 1884 trifft dieses Argument auf Feldmann zwar nicht zu. Immerhin veröffentlichte sie ihre ersten literarischen Versuche in der 1894 von Heinrich Kanner, Heinrich, Isidor Singer und Hermann Bahr gegründeten Wochenzeitung *Die Zeit*, in der Bahr – unter anderem auch Wortführer der Wiener Moderne – als Leiter des Kulturfeuilletons fungierte. Trotzdem war sie wohl genauso wie ihre ‚älteren‘ Kolleginnen misogynen Vorurteilen ausgesetzt: „Die Dramatikerinnen wurden oft für Autorinnen zweiten Ranges gehalten und sie wurden vom Establishment mit Misstrauen betrachtet: Man glaubte nicht an ihre künstlerischen und intellektuellen Fähigkeiten.“<sup>187</sup>

### **Der Schrei, den niemand hört! im Spiegel der zeitgenössischen Kritik**

Kritik an der technischen Durchführung wird auch in den Rezensionen zu Feldmanns Stück geäußert. So beanstandet Paul Beckmann in der *Arbeiter Zeitung*, dass der Stoff „ohne [ihn] zu gestalten, geschweige denn künstlerisch zu gestalten, kalt und kraß auf die Bühne“<sup>188</sup> gestellt worden sei. Hermann Menkes kritisiert im *Neuen Wiener Journal* die „falsche Sudermannsche Theatralik“ der „noch in vielen Motiven herumtastenden Dichterin“.<sup>189</sup> Heinrich Kanner spricht in der *Zeit* die eklektische Handlungsführung an: „Das Stück zerfließt nach einem gut einsetzenden Akt in lauter hübsche Einzelheiten, die sich nicht mehr zu dramatischer Absicht zusammenschließen.“<sup>190</sup> Paul Zifferer von der *Neuen Freien Presse*, Ludwig Ullmann in der *Wiener Mittags-Zeitung* sowie der Rezensent der *Österreichischen Volkszeitung* schlagen in dieselbe Kerbe: „Das Schauspiel läßt viele Deutungen zu, wie es viele Handlungen anspinnt, in jedem Akt, in jeder Szene eine neue, um sich am Ende doch für keine zu entscheiden.“<sup>191</sup>

Auch der Rezensent der *Österreichischen Volkszeitung* attestiert dem Stück fehlende Einheitlichkeit in der Entwicklung der Vorkommnisse, „deren es mehrere darin gibt, aber eines in das andere geschachtelt, ohne daß sich eines aus dem anderen organisch entwickelt“.<sup>192</sup> Ullmann spricht von „literarischen Posen“ und befindet weiter: „Unausgegoren auch die technische Führung, Ge-

187 Rosa Marta Gómez Pato: Schriftstellerinnen der Wiener Moderne. O. a.: S. 109.

188 Bn. (= Paul Beckmann): Volksbühne. Der Schrei, den niemand hört! In: AZ Nr.: 44. 13.02.1916. S. 19.

189 Hermann Menkes: Theater und Kunst. In: NWJ Nr.: 8006. 13.02.1916. S. 16.

190 Heinrich Kanner: Theater und Kunst. In: Die Zeit Nr.: 4809. 13.02.1916. S. 3f.

191 Paul Zifferer: Theater- und Kunstnachrichten. In: NFP 13.02.1916. S. 19.

192 A. L.: Theater und Kunst. Der Schrei, den niemand hört! In: Österreichische Volkszeitung. 13.02.1916. S. 8.

stalten bleiben skizziert, Handlungen verrinnen, Gedankengänge warten auf Abschluß und Folgerung.<sup>193</sup>

Fehlende Eigenständigkeit bzw. starke Anlehnung an literarische Vorbilder werden also von mehreren Seiten attestiert: „Es sind viele literarische Reminiszenzen, die in diesem Drama geweckt werden [...]. Eine papierene Welt mit kleinen Ausschnitten des wirklichen Lebens“,<sup>194</sup> in der die Autorin, so es über eigenes Erleben hinausgeht, ins „Angelesene“<sup>195</sup> (Kanner nennt Tschirikoff, Scholem Asch sowie Gorki) greife. Ludwig Ullmann sieht bei Feldmann ebenfalls einen „dichterischen Willen“ am Werk, der „entschieden zu viel mit Papier zu tun gehabt“<sup>196</sup> habe. Neben Tschirikoff, Gorki, Asch und Sudermann werden von den zeitgenössischen Rezensenten noch weitere intertextuelle Bezüge zu Ibsen, Dostojewski und Birinski ausgemacht.<sup>197</sup>

In Hinblick auf die Wahl der Gattung geht bezeichnenderweise eine Frau, Clothilde Benedikt, die Feldmann zwar „starkes Talent“ zuschreibt, „dessen Begabung aber keineswegs in der dramatischen Richtung zu liegen scheint“, von „unglaublichen technischen Ungeschicklichkeiten“<sup>198</sup> ist da die Rede, mit der Autorin hart ins Gericht.

Ganz gegenteiliger Meinung ist in dieser Hinsicht Moritz Scheyer, der von einem „glücklichen Aufbau“ des Stückes spricht, in dem „die dramatischen Momente [...] in einem sicheren Instinkt für die Wirkungen des Theaters gesteigert [werden]“.<sup>199</sup>

Wenig später, am 3. März 1916, richtet Clothilde Benedikt einen offenen Brief an Else Feldmann. In *Dr. Bloch's Wochenschrift*, wo Feldmann vier Jahre zuvor einen Artikel veröffentlicht hatte, modifiziert sie ihr Urteil gegenüber der „Verfasserin des auf der Wiener Volksbühne erfolgreich aufgeführten Stückes *Der Schrei, den niemand hört!*“ dahingehend, dass sie ihren Vergleich der Figur Pamela mit der Autorin selbst zurücknimmt. Angesichts ihrer „achtjährigen, freundschaftlichen Beziehungen“ entschuldigt sie sich darin für die „mehr sachliche als liebenswürdige Besprechung Ihres Stückes“:

193 Ludwig Ullmann: Theater und Kunst. Der Schrei, den niemand hört! In: Wiener Mittagszeitung 15.02.1916. S. 4.

194 Hermann Menkes: Theater und Kunst. In: NWJ. Nr.: 8006. 13.02.1916. S. 16.

195 Heinrich Kanner: Theater und Kunst. In: Die Zeit 13.02.1916. Nr.: 4809. S. 3f.

196 Ludwig Ullmann: Theater und Kunst. Der Schrei, den niemand hört! O. a.: S. 4.

197 Vgl.: A. L. Österreichische Volkszeitung 13.02.1916. S. 8; Illustriertes Wiener Extrablatt 13.02.1916. S. 9; Carl, Colbert: DA 14.02.1916. S. 4.

198 Clothilde Benedikt: Theater und Literatur. Der Schrei, den niemand hört! In: Dr. Bloch's Wochenschrift Nr.: 8. 18.02.1916. S. 131–132.

199 Moritz Scheyer: Theater, Kunst und Literatur. In: Neues Wiener Tagblatt Nr.: 44. 13.02.1916. S. 21.

Ich fühle mich verpflichtet, hier eine Schreibflüchtigkeit öffentlich zu berichtigen. [...] ich wollte keineswegs ihre Kindheit mit der Trägheit der Gestalt identifizieren, wie Sie sie ja als abstoßend und unansehnlich geschildert haben, während ein gütiges Geschick Sie mit einer ebenso anziehenden als einnehmenden Erscheinung und Umgangsformen bedacht hat.<sup>200</sup>

Ausdrücklich weist sie auf die Leistung von Feldmanns eigener Emanzipation aus dem Ghetto hin: „Ich weiß nur zu gut, daß mehr wie bei anderen, bei Ihnen, sich beharrlich ringend der Gedanke, das Element unterwerfen konnte.“ Sie schwächt damit nicht nur ihre eigene, sondern auch die Kritik der übrigen Rezensenten ab: „wie die Wiener Kritik vielfach die Ähnlichkeit nur darin finden [konnte], daß das junge Mädchen geistig und sittlich über ihrer Umgebung steht und tief darunter leidet.“ Benedikt flicht ihr nachträglich Lorbeeren, indem sie Feldmanns Stück nicht nur in Buchform, sondern auch auf dem Volkstheater, „wenn nicht an der Burg“<sup>201</sup> zu sehen wünscht.

In Hinblick auf Feldmanns weibliche Autorschaft sind die Reaktionen der Presse widersprüchlich. Stempelt Paul Beckmann von der *Arbeiter Zeitung* in seiner Rezension das Stück als „sentimental“ ab und schreibt er seinen Erfolg ausschließlich der „Kunst der (Darstellerin) Lia Rosen zu“<sup>202</sup> so lobt hingegen Moritz Scheyer dessen „wohltuende Natürlichkeit“ und spricht von „dem Leuchten einer stillen Poesie“.<sup>203</sup> Andere mokieren sich hingegen über die „Grausamkeit des wild dramatisch sich gebärdenden Blaustrumpfs in dem Stück, das keines ist“<sup>204</sup> sprechen von „rührend ungeschickt gebaut[er] und geformt[er]“ Handlung, bei der auch „die beste Darstellung [...] wenig retten und helfen kann“<sup>205</sup> oder äußern sich abschätzig über das Stück, das einen „ein bißchen novellistischen Titel trägt“, indem sie von der Warte ihrer ‚männlichen Überlegenheit‘ aus gönnerhaft bemerken: „Es hat auch eine Dame zur Verfasserin und soll ein dramatisches Erstlingswerk sein.“<sup>206</sup>

Vehement in Schutz genommen wird Feldmann hingegen von Carl Colbert, der im *Abend* dagegenhält:

Auf der Volksbühne in der Neubaugasse ist vorgestern eine sehr große Begabung entdeckt worden. Die Fachleute fanden, daß dem jungen Mädchen [Feldmann ist zu der

200 Clothilde Benedikt: Offener Brief an Frl. Else Feldmann. In: Dr. Bloch's Wochenschrift. Nr.: 10. 03.03.1916. S. 166.

201 Ebd.: S. 166.

202 Paul Beckmann: Volksbühne. Der Schrei, den niemand hört! In: AZ 13.02.1916. Nr.: 44.

203 Moritz Scheyer: Theater, Kunst und Literatur. In: Neues Wiener Tagblatt. 13.02.1916.

204 Illustriertes Wiener Extrablatt. 13.02.1916. S. 9.

205 Ebd.: S. 9.

206 A. L.: Theater und Kunst. Der Schrei, den niemand hört! In: Österreichische Volkszeitung. 13.02.1916. S. 8.

Zeit 32 Jahre alt] die Technik fehle; die ganz strengen Richter, denen die Entdeckung eines Fehlers wichtiger als die Förderung eines Talents ist, kritisieren so scharf, daß die Gefahr nicht gering ist, man könnte mit den Fehlern auch den Mut zu weiterem Schaffen erschlagen haben. [...] mit ein bißchen Wohlwollen würden sie zwar ihre Unfehlbarkeit weniger betonen, dafür aber ihrer höheren Aufgabe gerechter werden.<sup>207</sup>

Den technischen Unzulänglichkeiten hält er Feldmanns „seltene[s] Talent [...], mit teilnehmenden und scharfen Augen in die Tiefe der Gesellschaft zu sehen und das Geschaute kühn und lebensvoll darzustellen“, entgegen und betont, nicht ohne Spitze gegen die Kritik: „Die Technik, diesen Vorwand der Unbegabten, erwirbt der Begabte bei der Arbeit.“ In väterlichem Tonfall rät er schließlich: „Sie schreibe ruhig weiter, wie ihr starkes soziales Empfinden sie heißt; alles andere wird sich finden.“<sup>208</sup>

Auf sublimen Art und Weise drückt sich darin eine ambivalente Haltung gegenüber der Autorin aus, die Feldmann in das Licht mädchenhafter Hilfsbedürftigkeit rückt. Colberts Rezension schließt denn auch mit einem Lob an den Direktor der Volksbühne, Arthur Rundt, der der „Dichterin furcht- und vorurteilslos die Hand gereicht“<sup>209</sup> habe.

Trotz dieses etwas gütig-herablassenden Gestus muss betont werden, dass es Carl Colbert, der Herausgeber des *Abend* war, der Feldmann nach deren Anfängen in der *Zeit* eine Publikationsmöglichkeit in seinem Blatt geboten und so ihre journalistische Laufbahn maßgeblich mit befördert hat. Bereits einen Monat nach der Uraufführung des *Schrei, den niemand hört!*, am 24. März 1916, erscheint der erste Artikel von Else Feldmann im *Abend*, wo sie bis zur Einstellung des Blattes mit Kriegsende regelmäßig veröffentlicht.

Als jüdische Autorin ist Feldmann, wie im Kapitel über die *Doppelte Ausgrenzung als Jüdin und Frau* bereits angesprochen, neben misogynen Vorbehalten auch antisemitischen Be- und Verurteilungen ihres Werkes sowie ihrer Person ausgesetzt. Von „schmierigem Realismus, der dem Leben seinen Jargon ablauscht“, spricht Paul Beckmann, der in Hinblick auf die Darsteller „lobend hervor[hebt], daß sie trotz allen Eifers nicht gut jüdeln konnten“<sup>210</sup> in der *Arbeiter Zeitung*, die vier Jahre später Hauptpublikationsort Feldmanns werden sollte. Ludwig Ullmann verweist, nicht ohne Anerkennung des „Milieu-Echten“, dem „eine bodenständige unfreiwillige Lustigkeit und orientalische Flickerbuntheit“ eigne, „die sonst meist heuchlerisch subtrahiert“ wird, auf „Tragisch-Widerwärtige[s]“, das Feldmann in ihrem Milieustück „ohne Scheu

207 Carl, Colbert: DA Nr.: 34. 14.02.1916. S. 4.

208 Ebd.: S. 4.

209 Carl Colbert: DA. O. a.: S. 4.

210 Paul Beckmann: Volksbühne. Der Schrei, den niemand hört! In: AZ Nr.: 44. 13.02.1916. S. 19.

hart herausmeißelt“, beanstandet aber: „Das ergibt einige drastische Lebensphotographien von souveräner Gefühlskälte, denen die philo- wie antisemitische Regie fehlt.“<sup>211</sup>

Unverhohlene Ablehnung gegenüber dem „gar trübseligen Schauspiel aus dem Ghetto“ äußert der Rezensent des *Illustrierten Wiener Extrablattes*, der von „lauter verlotterten und verkommenen Subjekten, jedes mit einem gelben Fleck auf der Ehr behaftet“, spricht, die Figur der Pamela ins „Widerliche, Abstoßende, Perverse“ gerückt sieht und die Jungen im Stück pauschal als „jüngere Degeneration“<sup>212</sup> diffamiert. A. L. findet angesichts der Herkunft Feldmanns zwar erklärlich, dass es sich beim *Schrei, den niemand hört!* um ein „sogenanntes Ghattostück handelt“, sieht eine solche Verortung aber als entbehrlich und „nicht absolut notwendig“ an. Feldmanns anscheinend „außergewöhnliches Beobachtungstalent“, so A. L. weiter, „könnte ebenso außerhalb der Judengasse Menschen finden, die leben, leiden, dulden und die Last ihrer beschwerten Herzen ertragen, oder auch darunter zusammenbrechen“. Den Verzicht auf die jüdische Perspektive vorausgesetzt, würde man sich auf ein „baldiges Wiedersehen [...] herzlich freuen, doch nur nicht in einem Ghetto“.<sup>213</sup>

Offen antisemitisch äußert sich die christlich-soziale *Reichspost*, wo von einem „hysterisch erregte[n], schwerfällig in Fluß geratende[n]“ Stück, dem „alten Fluche des jüdischen Blutes“<sup>214</sup> sowie angesichts der Konjunktur des jüdischen Jargon- und Milieustückes auf den Wiener Bühnen von Verzichtbarkeit bezüglich Feldmanns Stück die Rede ist.

Noch abschätziger klingt die deutschnationale *Ostdeutsche Rundschau*, in der kein Hehl aus dem Überdruß an Stücken aus dem jüdischen Ghetto gemacht wird:

Der Schrei, den niemand hört, wurde seit einem Jahrzehnt in so vielen Ghattostücken ausgestoßen, daß ihn selbst der Taube schon hört, wenn sich auf der Bühne die Judengasse auftut. Man muß sich wundern, daß noch immer Ghattostücke geschrieben werden, daß sie noch immer Gefallen finden. [...] Es ist der gleiche Schmutz, der in mehr oder minder umständlicher Zustandsschilderung ausgebreitet wird, es ist aber nur selten brauchbares Theater, das sich aus den Niederungen erhebt. Else Feldmann scheint alle Ghattostücke gelesen zu haben, offenbar zu dem Zwecke, um aus dem Dutzend ein Dreizehtes zu gewinnen.<sup>215</sup>

211 Ludwig Ullmann: Theater und Kunst. Der Schrei, den niemand hört! In: Wiener Mittags-Zeitung. 15.02.1916. S. 4.

212 Illustriertes Wiener Extrablatt. 13.02.1916. S. 9.

213 A. L.: Theater und Kunst. Der Schrei, den niemand hört! O. a.: S. 8.

214 Volksbühne. Der Schrei, den niemand hört! Ein Ghetto-Schauspiel von Else Feldmann. (N. gez.) In: Reichspost 13.02.1916. Nr.: 72. S. 13.

215 Ostdeutsche Rundschau 14.02.1916. S. 6.



Von echt anmutender „Verschlamphtheit“ des Bühnenbildes ist die Rede und über die Darsteller der Volksbühne, „denen das Mausekeln Herzenssache ist“, ergießt sich in dieser Besprechung weitere Kritik, um abschließend die Frage zu stellen, „für wen eigentlich die Volksbühne spiele: ausschließlich für Juden oder auch für andere Leute?“<sup>216</sup>

Wieder ist es Carl Colbert, der solchen offen antisemitischen Anwürfen entgegenhält:

Das Schauspiel ist ein Judenstück, die meisten Personen sprechen den Jargon, der so leicht zum Lachen reizt; ihr Gehaben, ihre Denkweise sind von jener Tragik, die sich hart an der Grenze des Komischen bewegt. [...] Die Zuhörer lachten auch anfangs, aber nach zehn Minuten war ihnen das Lachen vergangen und sie bemerkten, daß aus der tiefen Erniedrigung dieser Menschen der ganze Jammer einer Rasse spricht, die wurde, was man aus ihr gemacht hat.<sup>217</sup>

Hinsichtlich der Rezensionen zu dem Stück, bei dessen Premiere immerhin „fast das ganze literarische Wien, mit Arthur Schnitzler an der Spitze“<sup>218</sup> vertreten war, der dem Stück, das ihm Feldmann einige Jahre zuvor mit der Bitte um Begutachtung zugesandt hatte, „ein paar gut gesehene Figuren“<sup>219</sup> attestiert, ist zu bemerken, dass die negativen Stimmen zahlenmäßig leicht überwiegen. Zählt man den offenen Brief Clothilde Benedikts, in dem sie ihre ursprünglich kritische, aber dennoch anerkennende Haltung relativiert und ein gutes Stück weit zurückrudert, mit, halten sie sich nahezu die Waage.

Von den insgesamt zwölf Besprechungen äußern sich negativ: die Rezensenten der *Arbeiter Zeitung*, der *Wiener Mittags-Zeitung*, des *Illustrierten Wiener Extrablattes*, des *Neuen Wiener Journals*, der *Österreichischen Volkszeitung*, der *Reichspost* sowie der *Ostdeutschen Rundschau*; positiv fallen die Reaktionen hingegen im *Neuen Wiener Tagblatt*, in der *Neuen Freien Presse*, der *Zeit*, im *Abend*, in *Dr. Bloch's Österreichischer Wochenschrift* sowie ebendort in dem nachgereichten offenen Brief Benedikts an Feldmann aus.

Zahlenmäßig stehen also sechs positive sieben negativen Stimmen gegenüber, wovon sich bezeichnenderweise zwei in Zeitungen finden, die für Feldmann später zu Hauptpublikationsorten werden sollten: der *Arbeiter Zeitung* sowie dem *Neuen Wiener Journal*.<sup>220</sup> Dazu ist zu bemerken, dass die positiven Bespre-

216 Ebd.: S. 6.

217 Carl Colbert: DA Nr.: 34. 14.02.1916. S. 4.

218 C. B. (= Clothilde Benedikt): Der Schrei, den niemand hört! In: Dr. Blochs Wochenschrift Nr.: 8. 18.02.1916. S. 131–132.

219 Arthur Schnitzler: Tagebucheintrag vom 12.02.1916. In: Arthur Schnitzler: Tagebuch Band 1913–1916. Wien. VÖAW 1983. S. 265.

220 Für die AZ schreibt sie von 1920 bis zu ihrem Verbot 1934 insgesamt 122 Artikel, für das *Neue Wiener Journal* von 1918 bis 1920 insgesamt 97.

chungen in renommierten und für literarische Besprechungen relevanteren Zeitungen und Zeitschriften – wie u. a. der *Neuen Freien Presse*, der *Zeit*, dem *Neuen Wiener Tagblatt* – erscheinen als die Negativ-Stimmen, die, abgesehen von den beiden oben erwähnten, entweder in für Theaterkritiken weniger maßgeblichen Organen wie dem *Illustrierten Wiener Extrablatt* oder aber in rechts ausgerichteten Publikationsorganen wie der *Reichspost*, der deutschnationalen *Ostdeutschen Rundschau* sowie der *Österreichischen Volkszeitung* zu finden sind. Was die Gewichtung positiver und negativer Reaktionen betrifft, kann die Aufnahme von Feldmanns Stück demnach als ausgeglichen betrachtet werden.

Trotz bereits angeführter Schwierigkeiten – wie des Einbruchs in eine bis dahin Männern vorbehaltene Gattung, fest verankerter Vorstellungen von Frauenfiguren auf der Theaterbühne, fehlender Zugehörigkeit zu literarischen Zirkeln der Jahrhundertwende, der Unausgegorenheiten in der technischen Umsetzung sowie misogynen und antisemitischen Vorurteile von Seiten der Kritik – haben sich einige Frauen, mit mehr oder weniger Erfolg, an den weniger wirkmächtigen – weil anspruchloseren – Gattungen wie Volksstück, Komödie oder Lustspiel als Dramatikerinnen versucht. Eine Tradition, die allerdings im Stadium ihrer Entwicklung vom beginnenden Austrofaschismus abgebrochen wurde.

Bei ihrer Analyse von dramatischen Stücken weiblicher Autorschaft, die in den ersten drei Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts entstanden sind, macht Gómez Pato mehrere Kennzeichen aus:<sup>221</sup> zum einen die Vorwegnahme von expressionistischen und avantgardistischen Merkmalen sowie das Hinausgehen über naturalistische Tendenzen, zum anderen die Verarbeitung städtischer Wahrnehmungskategorien wie Simultaneität, Schnelligkeit und Fragmentarismus. Weiters die Bevorzugung der Kategorie des Raumes vor der der Zeit, das Aufzeigen des Einwirkens des Makrokosmos in den Mikrokosmos Familie, die damit von einem ehemals privaten zu einem hochpolitischen Raum wird, sowie, dass in Texten dieser Schriftstellerinnen ein zumeist feministisches und sozialistisch motiviertes Engagement zu Tage tritt.

Machtstrukturen werden anhand der Sprachverwendung einzelner Figuren aufgezeigt, die Herrschaftsbeziehungen zwischen den Geschlechtern und sozialen Schichten aufdecken, ohne sie explizit anzusprechen. Ebenfalls als Merkmal dieser literarischen Generation auszumachen sind die Stilmittel des Humors, der Ironie sowie der Groteske, die auch bei österreichischen Autorinnen späterer Generationen zu finden sind.<sup>222</sup>

In dem *Schrei, den niemand hört!* sind naturalistische Einflüsse wie Gedankenstriche, Verwendung des Idiolekts, abgebrochene Sätze, Alltagssprache und

221 Sie bezieht sich dabei auf Stücke von Elsa Bernstein, Else Feldmann und Veza Canetti.

222 Vgl.: Rosa Marta Gómez Pato: Schriftstellerinnen der Wiener Moderne. O. a.: S. 109.

Wiederholungen zwar nach wie vor zu finden, mit ihrer Themenwahl setzt Feldmann aber neue Maßstäbe, indem sie in ihrem Stück für die patriarchalische und antisemitische Gesellschaft heikle Themen wie die Marginalisierung von Frauen, Kindern und Juden aufgreift und deren Einsamkeit, Lebensnot, den Hunger sowie ihre Elendsquartiere schildert.

Expressionistische Tendenzen lassen sich vor allem in ihrem Libretto *Ballett der Straße. Ein Entwurf für Jazzmusik* erkennen, in dem auch die oben beschriebenen städtischen Wahrnehmungskategorien zum Tragen kommen.<sup>223</sup>

Feldmanns *Ballett der Straße. Entwurf für Jazzmusik* spielt auf der Opernkreuzung vor großstädtischer Kulisse:

Man sieht eine Kaffeehausecke mit Oberstock, rot und grün beleuchtet, mit Tanzpaaren. Daneben ein Kino mit reißerischen Plakaten, vor dem Eingang ein Ausrufer. In der Mitte der Straße ein Photographenkiosk – eine andere Ecke: ein Obststand mit Karbidbeleuchtung, etwas weiter entfernt eine alte Blumenverkäuferin. Krüppel und Hausierer stehen herum.<sup>224</sup>

Die Handlung entspinnt sich um ein junges, schönes Mädchen, das in hässliche Kleider gehüllt Zeitungen verkauft. Sie hat zwei Liebhaber, die nichts voneinander wissen und ihr nacheinander die Losung des Tages abnehmen, um damit bummeln zu gehen: „sie [hat] Mühe, die Liebhaber abzuwehren, die sie werbend und drohend umtanzen“. Als sie am Ende des Abends erschöpft an einen Baum gelehnt einschläft, erstehen Traumbilder, in denen sie vom Chef eines großen Modehauses entdeckt und gegen Bezahlung als Reklamemodell engagiert wird. Eine Lichtschrift erscheint, die ankündigt: „IN ZEHN MINUTEN WIRD DAS SCHÖNSTE MÄDCHEN DER STADT ÜBER DIE RINGSTRASSE GEHEN UND WIRD DIE KLEIDER DES MODELLHAUSES M. DANIELS UND BRUDER TRAGEN.“<sup>225</sup> Daraufhin entsteht ein Tumult, „Männer machen Zukunftspläne, sagen sich binnen fünf Minuten von ihren Gattinnen und Geliebten los, es entsteht ein Skandal“. Das Mädchen, nun in ein „herrliches Brokatkleid“ gekleidet, verfällt in einen rasenden Tanz, „Männer jeden Alters, jeden Standes, wie sie zufällig die Straße vorbeiziehen läßt, stürzen wie toll zu Füßen des Mädchens“ und auch die Frauen werden mitgerissen: „es macht sie toll, daß alle Männer nur für das eine Mädchen da sein sollen und

223 Vgl.: ebd.: S. 110.

224 Else Feldmann: *Ballett der Straße. Ein Entwurf für Jazzmusik*. Kunst und Volk. 09.05.1930. Wien. In: Adolf Opel; Marino Valdéz (Hg.): *Else Feldmann. Arbeiten für das Theater*. Berlin. LiDi 2007. S. 185–190. Hier: S. 185.

225 Ebd.: S. 186.

sie veranstalten einen Werbetanz um die am Boden kauern den Männer, [...] aber es nützt nichts, die Männer sind wie behext von dem Mädchen.“<sup>226</sup>

Nachdem die Frauen dem jungen Mädchen in ihrer Raserei die Kleider vom Leib gerissen haben, tritt ein schöner Malerjüngling auf, der dem Mädchen seinen Radmantel umlegt. Reitende Schutzleute treten auf, die Menge zerstreut sich, Jüngling und Mädchen bleiben in der Dunkelheit zurück, wo sie der Oberinspektor mit einer Blendlaterne entdeckt und seine Waffe auf den Maler richten will. Er hat aber nur eine Trillerpfeife bei sich, auf deren Pfiff die beiden Liebhaber des Mädchens wieder erscheinen. Einer zwingt den Polizisten, seine Kleider mit ihm zu tauschen, und will, nun als Polizist verkleidet, den Maler verhaften. Der Maler wird durch den Schuss aus einem Revolver niedergestreckt. Das Stück kulminiert in einem wilden Reigen, aus dem sich Arm und Reich am Ende wie selbstverständlich herauslösen:

Ein Pfafe geht vorüber, beanstandet das entkleidete Mädchen – der Strolch als Polizist macht ihm Beine. Dieser ist nur mehr Amtsperson, die Uniform funktioniert von selbst – er macht nun vollständig den Eindruck des Automaten; wer vorübergeht, den verhaftet er, zuerst den Pfaffen, das Mädchen, das links vom Strolch-Polizisten steht. Jeder Passant wird von der Uniform verhaftet an, die gutgekleideten Herren und Damen schließen sich wie von selbst rechts dem Pfaffen an, die ärmlichen Gestalten, dem Mädchen. Nachdem sie ein paarmal im Trott den Platz umtanzt haben, löst sich der Knäuel um den Pfaffen herum und sie kneifen aus mit Selbstverständlichkeit, die ärmlichen Gestalten mit dem Mädchen bilden eine Kette, sie werden eskortiert, gehen wie besoffen, verschwinden in der Nacht.<sup>227</sup>

Die letzte Szene zeigt wieder das in ihre Lumpen gekleidete Mädchen, das durch einen Pfiff aus ihrem Traum geweckt wird.

Hier finden sich sämtliche von Gómez Pato angeführten Erfahrungen städtischer Wahrnehmungskategorien wie Bewegung, Simultaneität, Schnelligkeit und Fragmentarismus sowie der Verzicht auf eine chronologische bzw. kausale Entwicklung des Geschehens wieder: „Es werden simultane Handlungsabläufe geboten, von denen jeweils nur Ausschnitte bzw. Momentaufnahmen präsentiert werden.“<sup>228</sup> Zudem kommt es sowohl im *Ballett der Straße* als auch im *Schrei, den niemand hört!* zur Betonung der Kategorie des Raumes vor dem der Zeit, indem der öffentliche Raum der Großstadt zur Hauptbühne der Handlung gemacht wird. Sind es in Feldmanns Ghattostück wenige, limitierte Orte wie der Kramladen der Frau Geize, die Uhrmacherwerkstatt des Herrn Fleck sowie eine ärmliche Stube, die das Milieu, aus dem die Protagonisten vergeblich zu

226 Ebd.: S. 189.

227 Ebd.: S. 190.

228 Rosa Marta Gómez Pato: Schriftstellerinnen der Wiener Moderne. O. a.: S. 110.

entkommen versuchen, umreißen und die von der Autorin mit einer besonderen Bedeutung versehen werden, so ist es in dem Libretto der mit Hochkultur verbundene Platz vor der Oper, auf dem sich die Handlung entwickelt.

Deutlich werden im *Schrei, den niemand hört!* auch die Auswirkungen des Öffentlichen im Privaten, wo „[d]er Makrokosmos der Gesellschaft, also die Machenschaften des ökonomischen Alltags, der Patriarchismus und der Kapitalismus, [...] in den Mikrokosmos der Familie ein[tritt] und [...] teilweise katastrophale Auswirkungen auf die Figuren [hat]“.<sup>229</sup> Anhand des Bereiches Familie werden Hierarchien, Tyrannei, Unterdrückung von Frauen und Kindern deutlich und das Problem der tradierten Rollenzuschreibung der Frau thematisiert.

Feldmann partizipiert an dem seit der Jahrhundertwende in der Literatur von Frauen vorherrschenden Trend, keine idealisierten Frauenfiguren, sondern Frauen, wie sie wirklich in den jeweiligen Milieus der Städte anzutreffen sind, authentisch zu schildern: „Diese Ausdifferenzierung ganz unterschiedlicher Frauenrollen war ein wesentliches Merkmal der österreichischen Moderne vor dem Ersten Weltkrieg, die in den zwanziger Jahren ihre Fortsetzung erfuhr und bis heute andauert.“<sup>230</sup>

Damit kann Feldmanns Engagement als in seinen Anfängen feministisch sowie in weiterer Folge sozialistisch motiviert bezeichnet werden.

Auch die Reproduzierbarkeit von Macht- und Herrschaftsbeziehungen anhand von Sprache wird im *Schrei, den niemand hört!* deutlich, wie z. B. in folgender Szene, in der Feuer der minderjährigen Pamela unverstellt sexuelle Avancen macht:

FEUER: aha – du bist nix gelaunt – jetzt weiß ich’s – hast gewiss mit’m Pracker gekriegt!

PAMELA: ha-ha, da lach’ ich!

FEUER: Gassenmädel! [...] Wie sie sich herstellt! Heut morgen wirst du dir einen suchen! Ein ganzes klanes Weiberl bist du scho – meiner Seel’! DU kannst einen scho heiß machen. Mechst mir einen Kuß geben? (DS 7)

Letztes Merkmal der Generation österreichischer Dramatikerinnen in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts, der Einsatz von Humor, Ironie und der Groteske, ist – wie schon bei der Besprechung ihres Stückes durch zeitgenössische Kritiker angeklungen – auch bei Feldmann anzutreffen und wird von differenzierter urteilenden Rezensenten auch als Stilmittel dechiffriert:

229 Ebd.: S. 111.

230 Lisa Fischer; Emil Brix (Hg.): Die Frauen der Wiener Moderne. München. Oldenbourg 1997. S. 7.

Eine Mutter, die ein wenig kuppelt, um ihrer Tochter die Mitgift zu verdienen, ist sicher tragisch, als Ergebnis der erschütternden kulturellen und sozialen Mißstände, aber sie kann leicht komisch wirken. [...] Man lacht ja auch über den Baron in Gorkis *Nachtasyl*, der für ein Glas Schnaps wie ein Hund bellt. Aber man lacht nur solange, bis man den Schrei, den niemand hört, vernimmt und weinen muß.<sup>231</sup>

Das Stilmittel der Groteske ist auch in Feldmanns – bis auf eine in der *Arbeiter Zeitung* abgedruckte Szene Fragment gebliebenenem – Stück *Der Mantel* auszumachen.

Cramer unterscheidet zwei Formen von Groteske. Zum einen die Groteske, „in der die Irrationalität durch eine Verzerrung der Maßstäbe, durch eine Anomalität des Handelns hervorgerufen“ wird, zum anderen die Groteske, in der „die Irrationalität durch die akausale Zusammenfügung heterogener Elemente erzeugt wird“.<sup>232</sup>

Grotesk erscheint demnach die Szene, in der Akaki das Ungeziefer in seinem Essen ungerührt mit einem Schluck Wasser hinunterspült:

WIRTIN: Immer müssen sie alle Fliegen und Spinnen mit hinunterschlucken. [...] Diese elenden Petersburger Lichthofküchen ... Da schlucken sie ja gleich jedesmal alles Ungeziefer mit runter. Sie sind ja hier im Hause der Ungeziefervertilger. Trinken sie doch wenigstens einen Schluck Wasser nach!

AKAKI: *hat rasch das Essen verschlungen, trinkt Wasser nach* Ist schon gut.<sup>233</sup>

Als Verzerrung der Maßstäbe kann auch die Reaktion der Wirtin auf seinen Plan, sich einen neuen Mantel zu kaufen, sowie seine Überlegungen, an Geld für einen solchen zu kommen – indem er nämlich das Nötigste noch einmal auf das Allernötigste zu reduzieren plant –, aufgefasst werden:

WIRTIN: Was? [einen neuen Mantel?] *Taumelt, hält sich am Tisch fest, bekreuzigt sich fortwährend* Ist der Satan in Sie gefahren? Was haben Sie auf einmal?

AKAKI: [...] Drei vier Monate ein bisschen mehr hungern – wie rasch sie doch vergehen –, Licht sparen, Heizung sparen ... Abends braucht man nicht oder nur ein ganz klein wenig essen ... Warum denn stets essen? Tee genügt. Nein, es muss auch der Tee nicht sein.<sup>234</sup>

Spreitzer wertet den „Einsatz des Grotesken als Stilform eines sozialkritischen Hyperrealismus, die beunruhigt, verstört, aber gleichzeitig Distanz schafft“,

231 Carl Colbert: DA Nr.: 34. 14.02.1916. S. 4.

232 Thomas Cramer: Das Groteske bei E. T. A. Hoffmann. München 1970. S. 23.

233 Else Feldmann: Der Mantel. Eine Szene aus einer Komödie von Else Feldmann, nach der Erzählung gleichen Namens von Gogol. In: AZ Nr.: 283. 16.10.1927. S. 3–4.

234 Ebd.: S. 3ff.

als innovativen Versuch, „über die programmatisch und autobiographisch geprägten Feminismen der Frühphase moderner österreichischer Literatur von Frauen hinauszugelangen“.<sup>235</sup>

Wie gezeigt kommt Feldmann mit ihrem Theaterstück und den beiden Fragment gebliebenen dramatischen Arbeiten zwischen verschiedene Gattungen bzw. Stilrichtungen zu stehen und partizipiert mittels der Darstellung authentischer Frauenfiguren, des Thematisierens von Unterdrückungsmechanismen gegenüber Frauen, Kindern, aber auch der Marginalisierung von Juden im Großstadtghetto gleichzeitig an avantgardistischen Strömungen, die in von Frauen in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts verfassten Theaterstücken auszumachen sind.

---

235 Brigitte Spreitzer: *Veza Canettis Roman ‚Die gelbe Straße‘ im Kontext der literarischen Moderne*. In: Ingrid Spörk; Alexandra Strohmaier (Hg.): *Veza Canetti*. Graz, Wien. Droschl 2005. S. 11–31. Hier: S. 27.

### 3. Journalistische Arbeiten

Die meisten ihrer journalistischen Arbeiten hat Else Feldmann im Zeitraum von 1920–1934 für die *Arbeiter Zeitung* verfasst. Hier finden sich insgesamt 119 von insgesamt 374 bis dato aufgefundenen Beiträgen der Autorin.<sup>236</sup>

Neben den Serien im *Neuen Wiener Journal* (1918–1920) und dem *Abend* (1916–1918) finden sich im Zeitraum von 1908–1938 Artikel auch in 16 weiteren Zeitungen und Zeitschriften wie:

*Die Zeit*, *Dr. Bloch's Österreichische Wochenschrift*, *Der Abend*, *Neues Wiener Journal*, *Der neue Abend*, *Der Morgen*, die *Neue Freie Presse*, *Wiener Morgenzeitung*, *Das Literarische Echo*, *Arbeiterwille Graz*, *Die Frau*, *Österreichischer Arbeiterkalender*, *Der Tag*, *Kunst und Volk*, *Bunte Woche*, *Arbeiter Sonntag*, *Arbeiter Woche*, *Illustrierter Familienkalender des Consumvereins*.<sup>237</sup> Ein einziger Beitrag findet sich im *Prager Tagblatt* von 7. August 1921.<sup>238</sup>

#### Publikationsplattformen

Die, soweit bis heute nachgewiesen, ersten Veröffentlichungen (es handelt sich dabei um 17 Beiträge in den Jahren von 1908 bis Anfang 1916) erscheinen bis auf einen, der 1912 in *Dr. Bloch's Österreichischer Wochenschrift* abgedruckt wurde, in der Wiener Zeitung *Die Zeit*, einem sehr renommierten Blatt, das Mitarbeiter wie Werner Sombart, Theodor Herzl, T. G. Massaryk, Bertha von Suttner, Stefan Zweig, Hermann Bahr, Felix Salten und Anton Wildgans beschäftigt.<sup>239</sup> Da es eher unwahrscheinlich ist, dass eine junge Autorin hier ihre ersten Texte veröffentlicht haben soll, kann angenommen werden, dass noch frühere Arbeiten existieren. In Frage kommen dabei vor allem Zeitungen im jüdischen Umfeld, in *Dr. Bloch's Wochenschrift* aus dem Jahr 1909 findet

---

236 Nicht mitgezählt sind dabei die einzelnen Abschnitte der beiden Fortsetzungsromane *Leib der Mutter* und *Martha und Antonia*.

237 Hier geordnet nach dem Zeitpunkt der jeweils ersten Veröffentlichung.

238 Else Feldmann: Spaziergang in Sorgen. In: *Prager Tagblatt* Nr.:183. 07.08.1921. S. 21. Unterhaltungs- Beilage. Seitenzahl unleserlich. Bei der systematischen Durchsicht der Jahrgänge 1920–1927 des *Prager Tagblatts* im Rahmen des FWF-Projektes 20er-Jahre konnte kein weiterer Artikel Feldmanns gefunden werden.

239 Vgl.: Lucie Merhautová; Kurt Ifkovits (Hg.): *Die Wiener Wochenschrift Die Zeit (1894–1904) und die zentraleuropäische Moderne. Studien – Dokumente*. Prag, Essen, Wien. Masarykův ústav a archiv AV ČR. Klartext 2013.



sich ein Vermerk über einen „selbstgedichteten Prolog“,<sup>240</sup> den Fräulein Else Feldmann bei der schon erwähnten Eröffnungsfeier des ‚Kaiser Franz Joseph-Arbeiterinnen-Erholungsheimes des Wiener Vereines Frauenhort‘ vorgetragen hat; andere Mutmaßungen gehen dahin, dass Else Feldmann ihr journalistisches Handwerk in Ungarn – woher auch ihre Eltern stammen – erlernt haben könnte. Eine Vermutung, die sich auf den Umstand stützt, dass einer ihrer Romane (*Der Leib der Mutter*) nicht in einem deutschsprachigen, sondern in einem ungarischen Verlag publiziert wurde, nachdem er 1924 zunächst in Fortsetzung in der *Arbeiter Zeitung* erschienen war.

In einem ihrer Feuilletons findet sich ein Hinweis auf einen frühen Berlinaufenthalt: „Damals, als ich für ein Studienjahr hingeschickt wurde mit einem sehr kleinen Stipendium. Und mit vielen handgeschriebenen Empfehlungen.“<sup>241</sup> Bei der *B.Z. am Mittag*, dem ersten deutschen Boulevardblatt (1904–1943, herausgegeben im Ullstein Verlag) erhält sie, wie sie in einem Feuilleton anmerkt, von dem Theaterkritiker Norbert Falk den Auftrag, wöchentlich zwei Beiträge zu liefern:

Und so kam ich auch zu einem Herrn Norbert Falk. [...] Er sagte, nun gut, ich könnte für ihn Geschichten schreiben, sehr unterhaltsam sollten sie sein, so etwas, daß man sich ein bißchen freut während des Essens – müßte mich verpflichten, wöchentlich zwei solcher zu liefern, soundso lang.<sup>242</sup>

Einem weiteren Feuilleton nach zu schließen, in dem sie von ihrem ersten Abend im Kreis um Popper-Lynkeus berichtet, muss es sich dabei um das Jahr 1904 handeln, da sie darin berichtet, als 20-Jährige (1904 war Feldmann 20 Jahre alt) in Berlin Poppers *Phantasien eines Realisten* gelesen zu haben, die zu der Zeit in Österreich verboten waren.<sup>243</sup> Ob es tatsächlich zu einem Abdruck der erwähnten Texte von Feldmann gekommen ist, konnte im Rahmen dieser Arbeit nicht eruiert werden.

Bei *Dr. Bloch's Österreichischer Wochenschrift*, worin nur ein Beitrag Feldmanns, *Sederabend im Allgemeinen Krankenhaus*, erscheint, handelt es sich um ein dem Kampf gegen den zunehmenden Antisemitismus in Österreich-Ungarn

240 Eröffnung des Kaiser Franz Joseph-Arbeiterinnen-Erholungsheimes des Wiener Vereines ‚Frauenhort‘. In: Dr. Blochs Österreichische Wochenschrift Nr.: 24. Jg.: 21. 11.06.1909. S. 419–420. Hier: S. 419.

241 Else Feldmann: Die Geschichte von einem Fuchs. In: Arbeiter Sonntag (im Folgenden abgekürzt AS) Nr.: 31. 26.08.1934. S. 9.

242 Ebd.: S. 9.

243 Else Feldmann: Der letzte Abend Popper-Lynkeus. In: Der Tag Nr.: 1457 21.12.1926. S. 4–5. Hier: S. 4.

verpflichtetes Medium mit dem Zusatz *Centralorgan für die gesamten Interessen des Judenthums*, das in den Jahren 1884 bis 1920, dem Titel entsprechend, wöchentlich erscheint und bald nach seiner Gründung zum offiziellen Organ der Wiener Kultusgemeinde wird.

Die darauffolgenden Artikel erscheinen – erstmals nicht mehr in sporadischer Weise, sondern als Serie mit dem Titel *Bilder vom Jugendgericht* – im linksgerichteten *Abend*, dessen Herausgeber Carl Colbert in dem erstmals am 14. Juni 1915 erschienenen Blatt eine kommunistische Richtung verfolgt. Czeike subsumiert das Blatt unter lokalpolitischer Sensationspresse, das „in seiner Gestaltung am Beginn der Boulevardpresse österreichischer Prägung“<sup>244</sup> stehe, wobei *Der Abend* zunächst nur als Ergänzung zum Montagsblatt *Der Morgen*, wo ebenfalls rund 20 Artikel von Feldmann erschienen sind, konzipiert worden sei und anfangs noch eine patriotisch, liberale Tendenz verfolgt habe, die mit Eintritt von Alexander Weiss und Bruno Frei in die Redaktion aber einen linksradikalen Kurs eingeschlagen habe. Ab 18. März 1918 war *Der Abend* verboten, erschien unter den Namen *Der neue Abend* ab 10. Juni 1918 und ab 31. Oktober 1918 wieder unter seinem ursprünglichen Titel. Mitte der 1920er Jahre erreichte die Auflage ihren Höhepunkt, sank daraufhin aber rasch ab. Den Großteil des *Abend* umfasste der politische Teil, wobei das meiste Gewicht auf innenpolitische Themen mit lokalem Bezug gelegt wurde. Czeike beschreibt die Tendenz des *Abend* als „aggressiv-polemisch“<sup>245</sup> wobei das Blatt politisch zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten zu verorten sei. Dem aufkommenden Faschismus der 1930er Jahre trat der *Abend* entschieden entgegen, enthielt sich während des Februaraufstandes 1934 aber jeder Stellungnahme, trotzdem wurde er am 16. Februar 1934 eingestellt.

Ebenfalls in Serie erscheint ein Teil der insgesamt 97 in den Jahren 1918 bis 1920 für das *Neue Wiener Journal* verfassten Artikel. Titel der Serien sind: *Bilder von der menschlichen Seele*, gleichlautend wie im *Abend: Bilder vom Jugendgericht* sowie *Aus der Kindheit*, in der sich zum Teil Ausschnitte aus ihrem zu dieser Zeit noch unveröffentlichten Kinderroman *Löwenzahn* finden.<sup>246</sup>

Das *Neue Wiener Journal* ist ein modernes Konversationsblatt, bei dem Feuilleton, Kunst, Gesellschaft, Roman und Unterhaltung breiter Raum gewährt wird. Ab 22. Oktober 1893 erscheint es als, wie es im Untertitel heißt, „unparteiisches Tagblatt“ und verfolgt eine uneinheitliche politische Linie. In der Tendenz betont marxistisch, mitunter auch monarchistisch ist es am ehesten

---

244 Felix Czeike: *Historisches Lexikon Wien*. Bd. 1. S. 3. <http://www.digital.wienbibliothek.at/wbrobv/content/pageview/1112801> (Stand: 01.05.2017).

245 Ebd.: S. 3.

246 Diese Auszüge stimmen zwar inhaltlich, nicht aber im Wortlaut mit dem späteren Roman überein.

als liberal einzustufen. Zionistischen Fragen gegenüber ist die vom jüdischen Jakob Lippowitz gegründete Zeitung dabei durchwegs aufgeschlossen. Am 31. Jänner 1939 wird das *Neue Wiener Journal* eingestellt und am 1. Februar 1939, ebenso wie die *Neue Freie Presse*, mit dem *Neuen Wiener Tagblatt* zusammengelegt.<sup>247</sup> Unter den Journalisten und Schriftstellern, die ihre Karriere beim *Neuen Wiener Journal* begonnen haben, finden sich u. a. auch die mit ihren Sozialreportagen bekannt gewordenen Max Winter und Emil Kläger.

Anteilmäßig am meisten Beiträge verfasste Feldmann, wie schon erwähnt, für die sozialdemokratische *Arbeiter Zeitung*, wo sie von September 1921 bis zum offiziellen Verbot der Zeitung im Februar 1934 kontinuierlich veröffentlicht hat. Auch hier finden sich eine kurze, insgesamt nur sechs Folgen umfassende Serie, *Bilder vom Jugendgericht*, sowie neben ihren beiden Fortsetzungsromanen auch vier Fortsetzungsgeschichten: *Die Bloßfüßigen*, *Mit vierzehn Jahren*, *Das Lied vom Leben* sowie *Ein Zirkel und seine Folgen*.<sup>248</sup>

Fast alle Publikationsorgane, in denen Feldmann zusätzlich zu den drei anteilmäßig am stärksten vertretenen – *Der Abend*, *Neues Wiener Journal* sowie die *Arbeiter Zeitung* – veröffentlicht, sind der Sozialdemokratie zuzuordnen:

Der *Arbeiterwille Graz*, die sozialdemokratische Parteizeitung der Steiermark, *Die Frau*, eine Monatszeitschrift, die bis März 1924 unter dem Titel *Arbeiterinnen Zeitung* erschien und danach in *Die Frau* umbenannt wurde. (Sie war nach Antrag der weiblichen Delegierten auf dem Parteitag von 1891 zur Gründung einer eigenen Frauenzeitung ab Jänner 1892 erschienen.) Der illustrierte *Österreichische Arbeiterkalender*, seit 1891 herausgegeben von der Parteivertretung der österreichischen Sozialdemokratie, *Kunst und Volk*, das zwischen 1926 und 1931 verantwortet von David Josef BachBach, David Josef (auch Joseph) erschienene offizielle Organ der Sozialdemokratischen Kunststelle in Wien, die *Bunte Woche*, die Wochenendbeilage zu dem intellektuell weniger anspruchsvollen Pendant der *Arbeiter Zeitung*: *Das Kleine Blatt*, der *Arbeiter Sonntag*, die *Arbeiter Woche* sowie der *Neue Illustrierte Familienkalender*. Ein *Jahrbuch für Haus und Familie in Stadt und Land*, das 1938 von dem Verlag der Großeinkaufsgesellschaft österreichischer Consumvereine herausgegeben worden ist.

247 Vgl.: Kurt Paupié: Handbuch der österreichischen Pressegeschichte. 1848–1959. Bd. 1. Wien. Braumüller 1960. S. 148ff.

248 Else Feldmann: Die Bloßfüßigen. Eine Kindergeschichte. In: AZ Nr.: 334 05.12.1926. S. 28. (Ende in: Nr.: 346, 17.12.1926. S. 11); Mit vierzehn Jahren. Kindergeschichte. In: AZ Nr.: 95. 06.04.1927. S. 12. (Ende in: Nr.: 154, 05.06.1927 S. 17–18); Das Lied vom Leben. In: AZ Nr.: 180. 02.07.1927. S. 12. (Ende in: Nr.: 190. 12.07.1927. S. 9); Ein Zirkel und seine Folgen. In: AZ Nr.: 332. 02.12.1931. S. 9. (Ende in: Nr.: 333. 03.12.1931. S. 9).

Nicht in Verbindung mit der Sozialdemokratie stehen *Das Literarische Echo*, die *Wiener Morgenzeitung*, *Der Tag* sowie die *Neue Freie Presse*, wo sich nur einige wenige Beiträge Feldmanns finden.

1920 verfasst Feldmann eine Rezension zu dem Roman *Aufstieg* von Johannes Schlaf in der renommierten deutschen Literaturzeitschrift *Das Literarische Echo*.<sup>249</sup> In der *Wiener Morgenzeitung* findet sich neben *Dr. Bloch's Österreichischer Wochenschrift*, ein zweites Medium jüdischer Provenienz. Die *Wiener Morgenzeitung* erschien, herausgegeben von der Jüdischen Zeitungs- und Verlagsgesellschaft, seit Jänner 1919 täglich, stellte ihr Erscheinen zugunsten des Nachfolgeblattes *Die Neue Welt* 1927 ein und wurde 1938 verboten. Sie trat angesichts der wachsenden Assimilationsbereitschaft der Wiener Juden für ein selbstbewusst-kämpferisches Judentum sowie für den Zionismus ein und berichtete über politische, wirtschaftliche, soziale und kulturelle Themen, die die Stellung der Juden im In- und Ausland betrafen. Auch hier veröffentlichte Feldmann nur einen Artikel, in dem sie über *Die Juden in Lainz* berichtet.<sup>250</sup>

Für die *Neue Freie Presse* verfasst Feldmann im Zeitraum vom 17. Jänner 1921 bis 27. Dezember 1922 insgesamt fünf sowie für den *Tag* von 29. Juni 1926 bis 8. Jänner 1928 sechs Beiträge. Beide Zeitungen wenden sich an das liberale Bürgertum, wobei *Der Tag*, der 1938 verboten wurde, eine linksliberale Linie verfolgt. Die zwar kontinuierlichen, aber zahlenmäßig nicht ins Gewicht fallenden Veröffentlichungen Feldmanns in der *Neuen Freien Presse* sowie im *Tag* zeigen, dass sie neben ihrer Publikationstätigkeit bei der *Arbeiter Zeitung* sowie dieser nahestehenden Zeitungen und Zeitschriften versucht hat, auch bürgerliche Medien anzusprechen, es ihr aber nicht gelungen ist, dort Fuß zu fassen. In ihrem Feuilleton *Ohne Geld* erwähnt sie eine „wertvolle Liste“ mit Name und Adressen von Zeitungen, „die mir einmal ein lieber Kollege von seiner eigenen Liste selbstlos abschrieb“.<sup>251</sup>

Bei den Beiträgen für die *Neue Freie Presse* sowie den *Tag* handelt es sich um Erinnerungen an den Sozialreformer Popper-Lynkeus, eine Buchempfehlung für Weihnachten, Beiträge über das Jugendlend in Wien, einen Bericht von der Kinderlandverschickung nach Schweden sowie den Sammeltagen anlässlich der Kriegsofferwoche.<sup>252</sup>

249 Dies.: *Aufstieg*. Roman von Johannes Schlaf. In: *Das Literarische Echo* Jg. 13. Berlin 1920/21.

250 Dies.: *Die Juden in Lainz*. In: *Wiener Morgenzeitung* Nr.: 895. 24.07.1921. S. 4–5.

251 Dies.: *Ohne Geld*. In: *AZ* Nr.: 267. 27.09.1929. S. 5.

252 Dies.: Ein Märchen, das wahr ist. In: *NFP* Nr.: 20254. 17.01.1921. S. 1–3; Kinderelend und Jugendverbrechen. In: *NFP* Nr.: 20478. 02.09.1921. S. 3–4; Kinderelend und Jugendverbrechen. Das Jugendheim in Judenu. In: *NFP* Nr.: 20557. 21.11.1921. S. 5–6.; Der Alkohol. In: *NFP* Nr.: 20654. 27.02.1922. S. 6–7.; Kriegsoffer. Anlässlich der Sammeltage der Kriegsofferwoche. In: *NFP* Nr.: 20680. 25.03.1922. S. 4; Popper-Lynkeus. Zur ersten Wiederkehr seines Todes. In: *NFP* Nr.: 20941. 27.12.1922. S. 6; Motten (Bild nach Daumier). In: *Der Tag* Nr.: 1284.

Zu den Verlagen, von denen Feldmanns Romane sowie ihr Erzählband aufgelegt werden, zählen: der Rikola Verlag (*Löwenzahn* 1921), Glöckner, Rothbart (Neuaufgabe von *Löwenzahn* unter dem Titel *Melodie in Moll* 1931), der E. Prager Verlag (*Leib der Mutter* 1931), die Büchergilde Gutenberg (*Liebe ohne Hoffnung* 1928) sowie der Budapester Verlag Népszava-Könyvkereskedés, wo 1930 die ungarische Übersetzung von *Leib der Mutter* erscheint.

### Erste Versuche

In der *Geschichte von einem Fuchs*, in der sie von dem erwähnten Berlinaufenthalt berichtet, gibt Else Feldmann Auskunft über ihre literarischen Gehversuche und die Art der Entstehung ihrer ersten Texte:

Ich war natürlich außer mir vor Freude, und jeder, dem ich es erzählte, lobte mich, wie tüchtig ich sei, so jung, erst am Anfang und gleich bei einer großen Tageszeitung angekommen, in einer so gewaltigen Stadt. [...] bisher hatte ich nur hin und wieder einmal etwas geschrieben und versucht, es zu einer Zeitung zu tragen, wenn mir etwas eingefallen war [...]. Nun also sollte ich zwei Geschichten in der Woche liefern, unterhaltsam, witzig – gutgeschrieben, versteht sich – auch mit tragischer Note. Und ich rannte in Berlin herum und – suchte. Da war es Mittwoch und schon bald Abend, und ich hatte noch nichts; keinen Gedanken im Kopf, wie sehr ich mich auch anstrengte, etwas zu erfinden. Ich hatte schon mehrere Unterhaltungslokale durchstreift. [...] Damals bezog ich noch alles von außen; ich hatte noch nicht so viele Erinnerungen, daß ich zu Hause in meinen vier Wänden sitzen konnte und nur mein eigenes Herz aufzuschließen brauchte – wie man mit einer kleinen Drehung die Wasserleitung aufschließt –, um an der Quelle zu sein.<sup>253</sup>

In Wien debütiert Feldmann 1908 mit der Erzählung *Bettina und der Faun* in der *Zeit*, wo sich auch noch drei weitere Erzählungen finden, die im Gegensatz zu ihren späteren Arbeiten noch im bürgerlichen Milieu angesiedelt sind. Ungeachtet dieses aus Sicht ihres übrigen Werkes ungewöhnlichen sozialen Hintergrundes deutet sich aber bereits hier der kritische Blick, die noch dem Naturalismus nahestehende „exakte Beobachtung und [...] Hinwendung zu den normalerweise ausgeblendeten Bereichen der Gesellschaft und des Individuums“<sup>254</sup> an, die Feldmanns Schreiben prägen und von Schmid-Bortenschlager als Merkmale der Literatur der Jahrhundertwende angeführt werden.

---

29.06.1926. S. 10; Der letzte Abend Popper-Lynkeus'. In: Der Tag.: Nr.: 1457. 21.12.1926. S. 4–5; Immensee und die Jugend. In: Der Tag Nr.: 1473. 08.01.1927. S. 5; Monolog des Jungesellen. In: Der Tag Nr.: 1797. 04.12.1927. S. 20; Die beiden Alten. In: Der Tag Nr.: 1831. 08.01.1928. S. 18.

253 Else Feldmann: Die Geschichte von einem Fuchs. In: AS Nr.: 31. 26.08.1934. S. 9.

254 Sigrid Schmid-Bortenschlager: Österreichische Schriftstellerinnen 1800–2000. Darmstadt. WGB 2009. S. 76.

Die ersten Veröffentlichungen Else Feldmanns können nur zum Teil im Kontext von um die Jahrhundertwende verfassten psychologischen Erzählungen gelesen werden, in denen u. a. Auswirkungen der ausschließlich auf die Versorgungsehe ausgerichteten Erziehung höherer Töchter sowie die erster sexueller Erfahrungen aus der Perspektive der Frau thematisiert werden.<sup>255</sup> Auf unerschwellige Art ist ihnen bereits – wie im hier Folgenden zu zeigen sein wird – die Tendenz zur späteren sozialkritischen Haltung Feldmanns eingeschrieben, was sie wiederum in einer bereits im Eingangskapitel angesprochenen Zwischenstellung im Hinblick auf Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Autorinnengenerationen zu stehen kommen lässt.<sup>256</sup>

Eine gewaltsame erste sexuelle Erfahrung macht die Protagonistin in *Bettina und der Faun* (1908), die bei einem einsamen Ausflug aufs Land von einem Fremden, auf den sie dort in einer Dorfschenke trifft, vergewaltigt wird. Sie ersticht ihn daraufhin mit ihrer Hutnadel und bringt sich daraufhin selbst um.

In dieser frühen Erzählung Feldmanns ist der Mann aus der Dorfschenke, als Vertreter der unteren Gesellschaftsschicht, die später in den Mittelpunkt von Feldmanns Schreiben rückt, noch als Inkarnation des Hässlichen, des Bedrohlichen und Fremden beschrieben:

Er war von einer grotesken Häßlichkeit, und das erste Gefühl, das er ihr einflößte, war das des unüberwindlichsten Abscheus. Ein kegelförmiger Schädel mit strohgelbem, borstigen Haar, einer riesigen, krummen Hakennase, ein dünnes, zausiges, rötliches Bärtchen. Dabei hatte er eine schiefe Schulter und einen von rechts nach links schiefgezogenen Mund. Wenn er redete, so waren seine Kiefer beständig in Tätigkeit, und dann zeigte sich oben ein einziger langer vorstehender Zahn. Die Augen waren grün mit roten Rändern. In ihnen glomm ein düsteres Feuer. Etwas von Verschlagenheit und Tücke eines wilden Tieres lag darin. Er sah aus wie ein Landstreicher in geraubten Kleidern.<sup>257</sup>

Seine Gegenwart ist Bettina unangenehm und so beginnt sie ihn auszufragen.

Bald stieß er Sätze hervor, dann starrte er mit geöffnetem Mund und leerem Blick in die Luft. Es waren Gesten eines Menschen, der stets unter Tieren gelebt hat. [...] Er sprach ohne Bewußtsein, als ob er die Gedanken eines anderen ausgesprochen hätte. [...] Was er da ohne Zusammenhang erzählte, war ziemlich traurig: Er war der einzige Sohn einer alten, geizigen Mutter, die schon jahrelang das Bett nicht mehr verlassen hatte. Oben lag sie und siechte dahin, und der Sohn mußte sie pflegen. Seit acht Jahren war er auch nicht auf einen einzigen Tag aus dem Ort herausgekommen. Er mußte von früh bis nachts

---

255 Vgl.: ebd.: S. 79.

256 Vgl.: S. 19 vorliegender Arbeit.

257 Else Feldmann: *Bettina und der Faun*. (Die Zeit 05.07.1908) In: Eckhart Früh (Hg.): *Spuren und Überbleibsel*. Bio-bibliographische Blätter. (Selbstverlag) 2005. Pdf-file abrufbar unter: [http://theodorkramer.at/site/assets/files/1050/feldmann\\_spuren.pdf](http://theodorkramer.at/site/assets/files/1050/feldmann_spuren.pdf) (Stand: 17.06.2017). S. 23–26. Hier: S. 25.

arbeiten, mußte Haus, Hof und Stall versehen, ganz allein. Nur am Sonntag kam ein Knecht zur Aushilfe. Die habgierige Greisin nahm niemals fremde Leute in ihren Dienst, aus Furcht, bestohlen zu werden. Auch junge Mädchen kamen nie ins Haus. Sie, die selbst hinfällig war, neidete dem Sohn jedes, auch nur kleinste Vergnügen. Ins Haus gehörte er, da mußte er bleiben zur Arbeit. Rackern von früh bis spät, wie das liebe Vieh, ohne zu mucken.<sup>258</sup>

Der zusammenhanglosen Schilderung seiner bedrückenden Lebensumstände hört Bettina zwar geduldig zu: „Ja, das war recht traurig. Es war die Geschichte eines freudlosen, dürftigen Lebens.“ Sie ist wegen der darin fehlenden Sensation aber enttäuscht: „sie hätte erwartet, etwas besonderes zu hören. Ein alltäglicher Familienjammer! Das Auflehnen eines Unterdrückten in einem Augenblick des Erwachens aus dem Stumpfsinn.“<sup>259</sup>

Hier wird die Lebensrealität der am unteren Ende der Gesellschaft Lebenden zwar schon artikuliert, von der Protagonistin Bettina als Vertreterin des (Bildungs-)Bürgertums aber noch als gegeben hingenommen: „Aber lebten nicht die meisten Bauern so? Verlangte es gerade ihm nach einem Anderssein?“<sup>260</sup> In dem für beide Seiten tödlichen Ausgang des Aufeinandertreffens liegt aber – durch den Verweis auf mögliche Konsequenzen – bereits eine unterschwellige Kritik an den herrschenden gesellschaftlichen Unterschieden.

In dieser Erzählung wird ein weiterer Topos der Literatur um die Jahrhundertwende gestaltet: der der weiblichen Studentin, der sich auch noch in einer weiteren 1908 ebenfalls in der *Zeit* erschienenen Erzählung Feldmanns *Meine Freundin Jeanny* (1908) findet.<sup>261</sup> Damit ergibt sich auch eine Nähe zu Phänomenen sozialen und kulturellen Wandels, die in Feldmanns frühen Erzählungen noch im bürgerlichen Umfeld situiert werden.

Bettina ist Tochter eines Hochschulprofessors und Studentin der Rechtswissenschaften. Eine Figur, in der das Aufeinanderstoßen von männlich und weiblich konnotierten Wesenszügen gestaltet wird: „Wie klang doch alles so bestimmt und eisern, was Bettina sprach; fast wie ein Mann.“<sup>262</sup> Anders als das von meist männlichen Schriftstellern reproduzierte Klischee der ‚hässlichen‘ Studentin, wird bei Feldmann das Besondere an Bettinas Wesen, in dem sich angeblich Widersprüchliches vereint, beschrieben: „Und seltsam doch, es war zugleich rührend, welche Zartheit in allem war, was sie sagte oder tat. Wie dieses Mädchen imponierte und bezauberte zugleich.“<sup>263</sup>

258 Ebd.: S. 25.

259 Ebd.: S. 25.

260 Ebd.: S. 25.

261 Vgl.: Else Feldmann: *Meine Freundin Jeanny*. (Die *Zeit* 11.01.1908) In: Eckhart Früh (Hg.): *Spuren und Überbleibsel*. O. a.: S. 31–37.

262 Else Feldmann: *Bettina und der Faun*. O. a.: S. 23.

263 Ebd.: S. 23.

In Zeiten des noch umkämpften Frauenstudiums ist die Studentin häufiger Erzählgegenstand in der Literatur, was sich mit der Institutionalisierung der höheren Frauenbildung sowie im Zuge des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs, mit dem andere Themen in den Vordergrund rücken, allerdings ändert: „Das Sujet findet sich nach 1908 kaum noch“, befindet Weiershausen, die in ihrer Untersuchung zur *Studentin in der Literatur um die Jahrhundertwende* resümiert, dass das Thema zum einen mit der prinzipiellen Zulassung der Frauen zum Studium an Interesse verliert und zum anderen die „literarische Auseinandersetzung mit studierenden Frauen auf relativ krisenfreie Zeiten beschränkt“ sei.<sup>264</sup>

Das trifft auch auf das Werk Feldmanns zu, in dem sich nach 1908 keine weitere Bearbeitung dieses Motivs mehr findet. Die grundsätzliche Akzeptanz der Möglichkeit des Frauenstudiums in den darauffolgenden Jahren zeigt sich in Feldmanns Text über *Gerty Hein und ihre Gäste*, worin Kinder ihre Berufswünsche diskutieren. Einige von ihnen wollen studieren, der Großteil ist aber noch der Ansicht, das Beste sei es, eine gute Partie zu machen.<sup>265</sup>

Wenige Monate vor Erscheinen von *Bettina und der Faun* in der *Zeit* (1908) fand die Gründungsversammlung des Akademischen Frauenvereines statt, dessen erste Aktion die Verfassung einer Petition zur Öffnung des Juridicums für Studentinnen war.<sup>266</sup> Anstoß dieses Ansuchens war nicht nur das Einklagen eines vorenthaltenen Rechts, sondern es zielte vielmehr auf die „Befriedigung eines Bedürfnisses für die Gesamtheit“.<sup>267</sup> Als Argument für Frauen im Jusstudium wurde unter anderem auch das schon bei der Diskussion um die Zulassung von Frauen zum Medizinstudium ins Treffen geführte ‚Schamargument‘ vorgebracht, da „[d]ie Frau [...] sich leichter der Frau erschließen und besser verstanden werden [wird]“<sup>268</sup>, wie Helene Migerka 1900 in der Zeitschrift des Österreichischen Frauenvereins ‚Frauenleben‘ schreibt. Auch Leopoldine Kulka schlägt in dieselbe Kerbe, wenn sie 1908 in ihrem Artikel *Wozu brauchen wir weibliche Juristinnen?* argumentiert: „Es ist nun einmal leider nicht in der menschlichen Natur gelegen, ein wesensfremdes Interesse

---

264 Romana Weiershausen: *Wissenschaft und Weiblichkeit. Die Studentin in der Literatur der Jahrhundertwende*. Göttingen. Wallstein 2004. S. 14.

265 Vgl.: Else Feldmann: *Gerty Hein und ihre Gäste*. In: *Die Zeit* Nr.: 3219. 10.09.1911 S. 4–5.

266 Vgl.: Waltraud Heindl; Marina Tichy (Hg.): „Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück ...“: *Frauen an der Universität Wien*. WUV. Wien 1993 S. 68.

267 Ebd.: S. 68.

268 Helene Migerka: *Die Zulassung der Frau zum Jusstudium*. In: *Frauenleben* Nr.: 5. Mai 1900. S. 1.



mit derselben Klarheit zu erfassen, mit derselben Energie zu verfolgen, wie eigenes oder wesensverwandtes.“<sup>269</sup>

Bettina, Protagonistin in Feldmanns Erzählung, Jus-Studentin, die „wegen ihres scharfen Verstandes, ihrer raschen Auffassung und sicheren Urteils für die juristische Laufbahn bestimmt“<sup>270</sup> ist, steht dem Erlebten trotz ihrer Fähigkeit zu analytischem Denken hilflos gegenüber. Juristisch gesehen hat sie aus Notwehr gehandelt. Ihr Schamgefühl, das sie davon abhält, von der Vergewaltigung zu erzählen, verunmöglicht ihr, sich an jemanden zu wenden:

[...] sollte sie sich jemandem anvertrauen? Wem? Ihre Stiefmutter ist ein junges, kindisches, hohles Wesen. Ein Püppchen. Ihr Vater! O, der liebt sie. Aber es gibt Dinge, über die ein junges Mädchen, trotz der innigsten Freundschaft, mit einem Vater nie sprechen kann. Vielleicht, wenn ihre Mutter noch lebte!<sup>271</sup>

Zur Zeit des Erscheinens von *Bettina und der Faun* studierten 500 Frauen an der Universität Wien. Vorreiterinnen kamen – wie auch die Protagonistin bei Feldmann – vor allem aus dem Bildungsbürgertum, das Tichy als „klassisches“ familiäres Umfeld in den Hallen der Wissenschaft<sup>272</sup> bezeichnet.

Das kurz nach dem Erscheinen der Erzählung vom Akademischen Frauenverein eingereichte Ansuchen um Aufnahme von Frauen an der juridischen Fakultät blieb allerdings erfolglos. In Österreich wurde das Jus-Studium erst nach dem Ersten Weltkrieg für Frauen zugänglich gemacht, führte aber lediglich zu einem wissenschaftlichen Grad, wohingegen ihnen der Zugang zu juristischen Berufen weiterhin verwehrt blieb.<sup>273</sup>

Denkbar also, dass Feldmann sich auf diese Debatte bezieht, indem sie als Hauptfigur ihrer Erzählung – gleichsam den wünschenswerten Ausgang der Petition antizipierend – eine Jus-Studentin wählt und mit deren Selbstmord gleichzeitig die Gültigkeit des in der Debatte vorgebrachten Schamarguments untermauert.

Das zweite im Kontext um die Jahrhundertwende verfasster psychologischer Erzählungen bearbeitete Thema, das der bürgerlichen ‚Versorgungsehe‘ und ihrer Konsequenzen, „nimmt sowohl in der Theorie als auch in der literarischen Praxis der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen prominenten

269 Leopoldine Kulka: Wozu brauchen wir weibliche Juristinnen? In: Neues Frauenleben Nr.: 8. August 1908. S. 1.

270 Else Feldmann: Bettina und der Faun. In: Die Zeit 05.07.1908. O. a.: S. 23.

271 Ebd.: S. 26.

272 Marina Tichy: Soziale Herkunft, Elternhaus und Vorbildung der Studentinnen. In: Waltraud Heindl; Marina Tichy (Hg.): „Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück ...“ O. a.: S. 93–107. Hier: S. 93.

273 Irene Bandhauer-Schöffmann: Frauenbewegung und Studentinnen. Zum Engagement der österreichischen Frauenvereine für das Frauenstudium. In: ebd.: S. 49–76. Hier: S. 71.

Raum ein“.<sup>274</sup> Unter den Autorinnen, die sich damit auseinandersetzen führt Schmid-Bortenschlager Rosa Mayreder auf sozialdemokratischer Seite, Irma von Troll-Borostyáni und Maria Janitschek als Vertreterinnen des bürgerlichen Lagers sowie Elsa Asenijeff und Wanda von Sacher-Masoch an.<sup>275</sup>

Auch bei Feldmann findet sich dieses Motiv in der frühen Erzählung *Sophia* (1908). Hier wird – allerdings aus der Perspektive eines Mannes, der aus Verzweiflung über sein Doppelleben als Gatte und gleichzeitig Geliebter einer Halbweltlady Selbstmord zu begehen versucht hat –, die bürgerliche Versorgungsehe in Frage gestellt: „es [war] ein Geschäft, ein elender Schacher“.<sup>276</sup> Als Handelsobjekt erscheint hier aber nicht nur die Frau, sondern auch der Mann, der sich gezwungen sieht, die Ehe einzugehen, um seinen Schwestern, die ihm mit ihrer Arbeit das Studium finanziert haben, eine Heirat zu ermöglichen, womit Feldmann darauf verweist, dass auch Männer gesellschaftlichen Zwängen unterworfen sind und sie nicht ausschließlich produzieren.

[...] Sophias Vater ließ sich die Bücher vorlegen, rechnete und spekulierte, daß ihm die Schweißtropfen auf die Stirne traten, dabei betrachtete er ab und zu den Doktor, als wolle er ihn ganz genau abschätzen, ohne Irrtum. Nach einer Stunde waren sie handelseins.<sup>277</sup>

Im Gegensatz zu Irma von Troll-Borostyáni, die sich, neben Rosa Mayreder, theoretisch und literarisch mit dem Thema auseinandergesetzt und eine Parallele zwischen Versorgungsehe und Prostitution gezogen hat,<sup>278</sup> erscheint die Versorgungsehe in Feldmanns Erzählung sowohl für den Mann – „Man hatte ihn gekauft“<sup>279</sup> – als auch für die Frau als janusköpfige Institution. Sophia, in den Augen ihres Mannes eines dieser „wohlhabenden, guterzogenen Dinger,

274 Sigrid Schmid-Bortenschlager: Frauenliteratur im 19. Jahrhundert – Ideologie, Fiktion, Realität. Dargestellt am Beispiel der Thematik der ‚Versorgungsehe‘. In: Iwasaki Eijiro (Hg.): Begegnung mit dem ‚Fremden‘: Grenzen – Traditionen – Vergleiche. Akten des VIII. Internationalen Germanisten-Kongresses. Tokyo 1990. München. iudicum 1991. S. 246–250. Hier: S. 246.

275 Vgl.: Rosa, Mayreder: Sein Ideal. 1897; Elsa Assenijeff: Ist das Liebe? 1869; Wanda von Sacher-Masoch: Der Roman einer tugendhaften Frau. Ein Gegenstück zur ‚Geschiedenen Frau‘ von Sacher-Masoch. 1873; Maria Janitschek: Vom Weibe. Charakterzeichnungen. 1896; Irma von Troll Borostyáni: Onkel Clemens. 1897; dies.: Die Mission unseres Jahrhunderts. Eine Studie über die Frauenfrage. 1887.

276 Else Feldmann: Sophia. (Die Zeit 19.07.1908) In: Eckhart Früh (Hg.): Spuren und Überbleibsel. O. a.: S. 27–31. Hier: S. 28.

277 Ebd.: S. 28.

278 Irma von Troll-Borostyáni: Die Mission unseres Jahrhunderts. Eine Studie über die Frauenfrage. 1887; dies.: Onkel Clemens. 1897.

279 Else Feldmann: Sophia. O. a.: S. 27.

die im Treibhaus elterlicher Fürsorge aufwachsen,<sup>280</sup> entspricht ganz dem von Zweig in seiner *Welt von gestern* beschriebenen naiven Mädchentypus:

[...] in ihrem Wesen der exotischen Zartheit von Treibhauspflanzen ähnlich, die in Glashäusern in einer künstlichen, überwärmten Atmosphäre und geschützt vor jedem bösen Windhauch aufgezogen wurden. Das kunstvolle, gezüchtete Produkt einer bestimmten Erziehung und Kultur. So wollte die Gesellschaft von damals das junge Mädchen: töricht und unbelehrt, wohlgezogen und ahnungslos, neugierig, schamhaft, unsicher und unpraktisch und durch diese lebensfremde Erziehung von vorneherein bestimmt, in der Ehe dann willenlos vom Mann geformt und geführt zu werden.<sup>281</sup>

So verzeiht sie denn auch ihrem Mann, was ihn zu innerer Umkehr veranlasst und vielleicht auch den ersten Anflug aufrichtigen Gefühls zwischen den beiden evoziert. Auch dieser Erzählung ist, wie bereits *Bettina und der Faun*, ein Hinweis auf Konsequenzen gesellschaftlicher Unterschiede unterlegt, indem als Motiv für die Geldheirat die prekären Verhältnisse in der Herkunftsfamilie des Mannes angeführt werden:

Er mußte reich heiraten, um seinen greisen Eltern draußen in der Kleinstadt die Sorge um seine beiden Schwestern abzunehmen. Das Geschäft, in dem sie tätig waren, stand vor der Auflösung, und er wollte den beiden alternden Mädchen die Demütigung ersparen, sich jetzt eine neue Existenz gründen zu müssen.<sup>282</sup>

Dieses in der Literatur von Autorinnen um die Jahrhundertwende vielfach diskutierte Phänomen der bürgerlichen Versorgungsehe wird bei Feldmann später in das Umfeld des Kleinbürgertums und des Proletariats transferiert, wenn sie von den Beziehungen von Verkäuferinnen im Warenhaus, Stubenmädchen oder einer Heimarbeiterin berichtet, die allesamt andere Anforderungen an eine Beziehung stellen als Männer.<sup>283</sup> So z. B. in der Erzählung *Vor dem Kino*, in der Feldmann das Gespräch eines ungleichen Liebespaares wiedergibt. Ist die Liaison für den aus bürgerlichem Umfeld stammenden Mann unverbindlich, kann sich das junge Mädchen hingegen eine *Liebelei*, wie sie von Schnitzler in dem gleichnamigen Stück 1895 gestaltet worden ist, eigentlich nicht leisten, sondern muss an seine Zukunft denken. Durch ihren Einwand, dass sie befürchte, an dieser aussichtslosen Liebe seelisch zu erkranken, fühlt sich der

280 Ebd.: S. 27.

281 Stefan Zweig: *Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers*. Frankfurt am Main. Fischer 1978. S. 80ff.

282 Else Feldmann: *Sophia*. O. a.: S. 28.

283 Vgl.: Else Feldmann: *Josefine*. In: Alexander Kluy (Hg.): *Else Feldmann. Travestie der Liebe und andere Erzählungen*. Wien. edition atelier 2013. S. 40–47; dies.: *Hände*. In: *AZ* Nr.: 37. 07.02.1925. S. 5.

Mann unangenehm bedrängt: „Erspar mir die Gespräche über die Zukunft – – Wo doch die Gegenwart so schön ist.“<sup>284</sup>

In diesem Zusammenhang ist anzumerken, dass Feldmann sich in sehr frühen Texten, was den gesellschaftlichen Hintergrund und die psychologische Zeichnung der Figuren angeht, zwar noch an Texten männlicher Vorbilder, wie zum Beispiele denen des von ihr nachweislich verehrten Arthur Schnitzler, orientiert, sehr bald aber eine eigenständige Art der Darstellung entwickelt, die thematisch vor allem das Leben der an den Rand der Gesellschaft Gedrängten in den Blick nimmt. Als selbst aus ärmlichen Verhältnissen stammende Autorin vermittelt sie dies auf authentischere Art und Weise, als es männlichen, aber auch weiblichen Verfassern von Elendsdarstellungen (wie z. B. Emil Kläger oder Else Spiller) von außen gelingt.<sup>285</sup>

Schnitzler, prominenter männlicher Vertreter der Literatur um die Jahrhundertwende, hat Feldmann – wahrscheinlich im Kreis um Popper-Lynkeus, in den sie 1904 von Anton Gelber eingeführt worden war – selbst kennengelernt: In seinen Tagbüchern vermerkt er am 7. Februar 1909 den Besuch eines Fräulein Feldmann<sup>286</sup> und es ist davon auszugehen, dass er sie in ihren Anfängen sowohl durch Vorbild seiner literarischen Werke als auch durch ihr persönliches Aufeinandertreffen beeinflusst hat.

Am 24. Oktober 1914 schreibt sie ihm, wenige Monate nach dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs, mit deutlichem Hinweis darauf, dass ihr Schreiben keiner persönlichen Notlage, sondern echtem schriftstellerischem Wollen entspringe, einen Brief mit der Bitte um Begutachtung ihrer Arbeiten, darunter besonders ihres noch unfertigen Stückes *Der Schrei, den niemand hört!*

Ich schreibe durchaus nicht in einer seelischen Ratlosigkeit an Sie. Vielmehr bin ich mir vollkommen sicher (soweit es in menschlicher Möglichkeit liegt) des Weges, den ich zu gehen habe. Was mich drängt, an Sie, sehr verehrter Herr Doktor zu schreiben, ist, daß Sie mir von dem ganzen heutigen Schrifttum am teuersten und wertvollsten sind und daß ich schon lange den Wunsch habe, Ihnen meine Arbeiten zu zeigen, endlich nachdem sie so viele gesehen und ich so viel Lob und Begeisterung gehört habe.<sup>287</sup>

Schnitzler dürfte dieser Bitte nachgekommen sein, dem 1916 schließlich an der Volksbühne uraufgeführten Stück wird er „ein paar gut gesehene Figuren“<sup>288</sup> attestieren.

284 Dies.: Vor dem Kino. In: Alexander Kluy (Hg.): Else Feldmann. Travestie der Liebe und andere Erzählungen. O. a.: S. 21–25. Hier: S. 24.

285 Vgl.: das folgende Kapitel über die Sozialreportage auf S. 92 vorliegender Arbeit.

286 Vgl.: Arthur Schnitzler: Tagebuch Band 1909–1912. Wien. VÖAW 1995.

287 Else Feldmann an Arthur Schnitzler vom 24.10.1914. In: Deutsches Literaturarchiv Marbach.

288 Arthur Schnitzler: Tagebucheintrag vom 12.02.1916. In: Arthur Schnitzler: Tagebuch Band 1913–1916. Wien. VÖAW 1983. S. 265.

Kontakt hatte Feldmann auch zu Peter Altenberg, den sie – wie sie in ihrem Feuilleton über *Zwei Dichter* schreibt – bei einem Erholungsaufenthalt auf dem Semmering im April 1912 kennengelernt hat und mit dem sie eine lang andauernde Freundschaft verbunden hat:

Das war er, der verehrte Dichter, dessen Bücher ich so sehr liebte. [...] Ich habe ihn durch vier Monate jeden Tag gesehen. Nie hat mich ein Mensch reicher gemacht. Durch ihn lernte ich die Bäume erkennen, den Schnee, die Sonne, den Mond, die Berge, den Wald, die Wiesen, die Sträucher und Blumen. [...] Im heurigen Winter fand ich den Dichter in seinem schmalen Grabenhotelzimmerchen, mit den Ansichtskarten an den Wänden. Sein schönes, verklärtes Antlitz von früher war grauenhaft zerstört. [...] Städtische Krankendiener hoben den Körper in den Krankenwagen, brachten ihn ins Krankenhaus. Dort starb bald darauf, bettlermäßig, wie er gelebt hatte, der Dichter Peter Altenberg.<sup>289</sup>

### Sozialreportage – Spiegel der Gesellschaft

„Unerforschlich tief und in tausend Geheimnisse verstrickt [...] sind die Wege menschlicher Not.“

*Else Feldmann*

Noch während des Kriegs erscheinen Feldmanns *Bilder vom Jugendgericht* sowie *Bilder von der menschlichen Seele* in regelmäßigen Abständen im *Abend* und dem *Neuen Wiener Journal*, worin sie die Auswirkungen des Kriegs – Abwesenheit der Männer, Überlebenskampf der Mütter und Frauen, Verwahrlosung, um sich greifende Krankheit und Hungersnot – und deren Folgen im Besonderen für Kinder und Jugendliche schildert.

Damit reiht sich Else Feldmann in die im ausgehenden 19. Jahrhundert begründete, in Wien durch Max Winter zur Meisterschaft gebrachte Gattung der Sozialreportage ein, die – immer auch mit aufklärerischem und auf Veränderung abzielenden Impetus – Beziehung zur sozialen Wirklichkeit herstellt.

Auch die von Feldmann in den Jahren 1920 bis 1934 verfassten Beiträge für die *Arbeiter Zeitung*, wo sie über sozialpolitische Maßnahmen im Roten Wien, aus Gefängnissen, Armen- und Krankenhäusern berichtet, die Lebensumstände von Fabrikarbeiter(-innen), Angestellten, Obdachlosen und Prostituierten beschreibt und Folgen von (Kinder-)Armut und schlechten Wohnverhältnissen thematisiert, können zu einem großen Teil dieser Gattung zugerechnet werden.<sup>290</sup>

289 Else Feldmann: *Zwei Dichter*. In: NWJ Nr.: 9116. 20.03.1919. S. 3. Eine weitere Erwähnung seines Namens findet sich nicht.

290 Deziert feuilletonistische Beiträge wie Theater- und Buchbesprechungen finden sich, gemessen an der Zahl ihrer übrigen Beiträge, verhältnismäßig wenige.

Neben Feldmann sind weitere Frauen vertreten, die mit ihren Mitteln die Öffentlichkeit für die Welt des Elends in den europäischen Großstädten zu sensibilisieren versuchen: Die Schweizerin Else Spiller, die aufgerüttelt von dem Wiener Kinderelend als eine der ersten Frauen die Armutsviertel der Großstädte in Europa erkundet, schreibt über ihren 1911 erschienenen Band *Slums. Erlebnisse in den Schlammvierteln moderner Großstädte*, in dem sie ihre Eindrücke festgehalten hat: „Es lag mir viel daran, das Leben zu schildern, wie es wirklich war; diejenigen, die es besser hatten, darauf aufmerksam zu machen, wie viele im Schatten stehen müssen.“<sup>291</sup>

In Berlin befasst sich die Schriftstellerin und Journalistin Ella Mensch (1859–1935), die zu Hans Ostwalds Reihe *Berliner Großstadtdokumente* einen Band, *Bilderstürmer in der Berliner Frauenbewegung* (= Bd. 26), beigetragen hat, aus feministischer Sicht mit Großstadtfragen und ihre Wiener Kollegin Anitta Müller-Cohen, die unter anderem mit dem Journalisten Bruno Frei<sup>292</sup> zusammenarbeitet, widmet sich dem Leid jüdischer Mütter und Kinder, wofür sie die ‚Soziale Hilfsgemeinschaft‘ gründet.

Zur Sichtbarmachung der Lebensbedingungen in den Elendsvierteln bediente man sich auch neuer Medien wie dem des Lichtbildvortrages.

Neben Bruno Freis *Bildern vom Wiener Elend* (1919), den *Streifzügen durch das dunkelste Berlin* der deutschen Schriftstellerin und Journalistin Meta Schoepp findet auch der Vortrag des Journalisten Emil Kläger und des Photographen Hermann Drawe mit dem reißerischen Titel *Durch die Quartiere des Elends und Verbrechens* von 1904 sein Publikum. Der 1908 in Buchform erneut Verkaufserfolge erzielende Lichtbildvortrag wurde ein regelrechter Kassenschlager, der ein beachtliches Presseecho erzielte und von 1905 bis 1908 im Repertoire der Wiener Urania blieb.<sup>293</sup>

Im Gegensatz zu Kläger – der sich mit Drawe als Obdachloser verkleidet aufmacht, den „dunklen Kontinent“ zu entdecken und diesen Wechsel von einer Welt in die andere auch die Grenzen zwischen Fakt und Fiktion verwischend dramatisch auflädt: „Sehet Menschen, von Hunger gewürgt, von Krankheit verdorben, die im Kote nächtigen.“<sup>294</sup> – bedarf Else Feldmann für ihre Reportagen weder einer solchen Maskerade noch eines aufsehenerregenden Effekts, und so

291 Else Spiller: Aus meinem Leben. Erinnerungen. Zürich. 1929. S. 6.

292 Seine Reportagen über das Wiener Wohnungselend erscheinen 1917–1919 neben Feldmanns Jugendgerichtsserien im *Abend*.

293 Vgl.: Margarethe Szeless: Die Sozialreporter Emil Kläger und Hermann Drawe. Im Duo durch die Wiener Elendsquartiere der Jahrhundertwende. In: Christian Ehalt (Hg.): Wien: Die Stadt lesen. Diskurse, Erzählungen, Gedichte, Bilder. Weitra. Bibliothek der Provinz 2000. S. 61–68.

294 Emil Kläger: *Durch die Wiener Quartiere des Elends und Verbrechens*. Ein Wanderbuch aus dem Jenseits. Wien. Karl Mitschke Verlag 1908. S. 5.

haben ihre Reportagen auch nichts von der Klägers Bericht anhaftenden „Ambivalenz zwischen sozialem Apell und Exotismus“,<sup>295</sup> wie sie Matzl konstatiert hat, an sich.

Sie beschreibt das Umfeld, dem sie selbst entstammt, was eine Tarnung durch das Annehmen einer fremden Rolle zum Zwecke der Authentizitätssteigerung, die Winter Reportern nahelegt, obsolet macht. Dies tut sie, wie Rosenfeld befindet, in einem „herben Stil der Wirklichkeitstreue, der nichts mit der von betriebsamen Literaten erfundenen ‚Neuen Sachlichkeit‘ und auch nichts mit der ‚dichterischen Reportage‘, hinter der sich dichterisches Unvermögen in letzter Zeit so gerne verbirgt“,<sup>296</sup> zu tun hat, womit er indirekt die hybride Form der Sozialreportage anspricht.

Die Sozialreportage bewegt sich nicht nur in dem Grenzbereich zwischen Literatur und Geschichtsschreibung, indem sie das Bild der akademischen Geschichtsschreibung um die Beschreibung alltäglicher Lebenswelten erweitert, sondern auch in dem zwischen Literatur und Journalismus, insofern sie mit unterschiedlichen literarischen Techniken Beziehung zur sozialen Gegenwart herzustellen versucht.<sup>297</sup> Im Spiegel der Sozialreportage entdeckte sich, so Riesenfellner, „das Gesellschaftliche als soziale Beziehung von Politischem und Privatem“. Sie zeige, indem sie sowohl Mikro- als auch Makroebene der Gesellschaft (d. h. sowohl gesellschaftliche Abläufe als auch den Bereich des Individuums) in den Blick nimmt, den „vergesellschafteten Menschen“.<sup>298</sup> Insofern bewegt sich auch Feldmann, wie bereits im Einleitungsteil dieser Arbeit angemerkt, zwischen den beiden aufeinander bezogenen Sphären des Öffentlichen und des Privaten, und sieht sich, wie aus einem ihrer Beiträge für das *Neue Wiener Journal* aus dem Jahr 1919 hervorgeht, selbst in der Tradition der Sozialreportage. Darin spricht sie auch die gesellschaftspolitische Dimension des Genres an: „Der soziale Tagesschriftsteller hat die Aufgabe, nicht allein aufklärend, sondern auch warnend zu wirken.“<sup>299</sup>

Dass sie das Konzept der Sozialreportage auch auf die Literatur überträgt, zeigt sich an anderer Stelle, wo sie vom „soziale[n] Dichter“ spricht, der, um

295 Siegfried Matzl: Das wirkliche Leben. Elend als Stimulationskraft der Sicherheitsgesellschaft. Überlegungen zu den Werken Max Winters und Emil Klägers. In: Werner Schwarz; Margarethe Szeless u. a. (Hg.): Ganz unten. Wien. Christian Brandstätter Verlag 2007. S. 111–117. Hier: S. 111.

296 Fritz Rosenfeld: Else Feldmann: Liebe ohne Hoffnung. In: Bildungsarbeit. Nr.: 12.12.1928. S. 258–259. Hier: S. 259.

297 Vgl.: Stefan Riesenfellner (Hg.): Der Sozialreporter. Max Winter im alten Österreich. Wien. Verlag für Gesellschaftskritik 1987 S. 1ff.

298 Ebd.: S. 1.

299 Else Feldmann: Kondensmilch. In: NWJ Nr.: 9137. 10.04.1919. S. 4.

eine „Sittengeschichte des Warenhauses“<sup>300</sup> zu schreiben, die Verkäuferinnen *beobachten*, wenn sie nach ihrer Arbeit nach Hause gehen, ihnen *nachforschen* müsse.

Mitunter finden sich neben den bereits erwähnten, geringfügig adaptierten Auszügen aus ihrem Kindheitsroman umgekehrt auch Versatzstücke zuvor schon in Zeitungsartikeln beschriebener Szenen oder Charaktere in den Romanen wieder. Wie z. B.: die Motive der böhmischen Mineralwasserfabrik sowie der Mütter, die ihre Kinder auf den Feldern vor der Fabrik zurücklassen, um arbeiten zu gehen, die als Beschreibung authentischen Erlebens im Zeitungsartikel<sup>301</sup> Eingang in die Fiktion des Romans (vgl.: LDM 119) finden.

Die Sozialreportage verfolgt, indem sie aus dem konventionellen öffentlichen Diskurs ausgesparte Wirklichkeiten thematisiert, eine politische Intention, die „gesellschafts- oder zumindest zukunftsverändernd wirken, soziale Missstände aufzeigen, Betroffene wachrütteln, informieren, aufklären und motivieren [will], sich gegen soziale Ungerechtigkeiten zu wehren“.<sup>302</sup> Dass dies auch Motivation für Feldmanns eigenes Schreiben ist, geht aus einem ihrer Briefe an den Redakteur der *Arbeiter Zeitung* Otto König deutlich hervor, dem sie schreibt: „Ich bin unbedingt für das Marx-Wort: das Volk muß vor sich selbst erschrecken.“<sup>303</sup>

Thema der Sozialreportage ist die Lebenswirklichkeit sozialer Randgruppen, von Außenseitern und Entrechteten. Sie berichtet, wie Bergmann formuliert, vom „Bodensatz der Gesellschaft“<sup>304</sup> und zeigt dabei Ursachen von Missständen auf. Dabei werden Einzelschicksale mit wirtschaftlichen, politischen und sozialen Gegebenheiten verknüpft, um daraus gesamtgesellschaftliche Strukturen ableiten zu können, die einer anschließenden Analyse unterzogen werden.

Ihre Entstehung ist eng mit der zunehmenden Industrialisierung im 19. Jahrhundert, unter der besonders die Arbeiterschaft in Form von schwierigen Produktionsbedingungen, ungerechter Entlohnung und schlechten Lebensverhältnissen zu leiden hat, sowie mit dem damit einhergehenden Anwachsen sozialdemokratischer Strömungen verbunden. Da die Sozialreportage, wie Kürbisch schreibt, erst mit dem Emanzipationskampf des Proletariats einsetze und ihn begleite,

---

300 Dies.: Bilder vom Jugendgericht. Aus einem Warenhaue. In: DA Nr.: 218. 08.10.1917. S. 3–4. Hier: S. 3.

301 Dies.: Gebet im Frühling. In: NWJ Nr.: 8812. 16.05.1918. S. 3.

302 Hannes Haas: Empirischer Journalismus. Verfahren zur Erkundung gesellschaftlicher Wirklichkeit. Wien, Köln, Weimar. Böhlau 1999. S. 237.

303 Else Feldmann: Brief an Otto König. 15.07.1925.

304 Klaus Bergmann (Hg.): Schwarze Reportagen. Aus dem Leben der untersten Schichten vor 1914: Huren, Vagabunden, Lumpen. Hamburg. Reinbek 1984. S. 9.



kommt [es] nicht von ungefähr, daß die ersten Sozialreportagen in der Presse und den Zeitschriften der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung anzutreffen, daß die ersten Verfasser dieses Genres Träger des Emanzipationskampfes der Arbeiterklasse gewesen sind: Funktionäre, Redakteure und Schriftsteller.<sup>305</sup>

Als einer der Pioniere und wichtiger Vertreter des Genres gilt der Journalist, Schriftsteller und spätere sozialdemokratische Politiker Max Winter (1870–1937), der in dem Zeitraum von 1895 bis 1933 über 1.500 Sozialreportagen für die *Arbeiter Zeitung* verfasst hat und den Begriff ‚Soziale Reportage‘ 1903 als erster verwendet haben soll.

Winter ist nicht nur Kollege Feldmanns bei der *Arbeiter Zeitung*, sondern wie sie auch Gründungsmitglied der bereits im Eingangsteil angesprochenen ‚Vereinigung sozialistischer Schriftsteller‘.

Winter hat zwar keine Theorie der Sozialreportage verfasst, in seiner 1914 in der *Volksstimme* abgedruckten Artikelserie *Die Lokalredaktion* finden sich aber grundlegende Forderungen an den „richtige[n] Berichterstatter“,<sup>306</sup> die sich wie eine Gebrauchsanweisung für investigativen Journalismus lesen: „Überall eindringen!“, lautet sein Credo,

selber neugierig sein, um die Neugierde anderer befriedigen zu können, alles mit eigenen Augen schauen und was man sich nicht zusammenreimen kann, durch Fragen bei Kundigen herausbekommen, dabei aber nie vergessen, mit welchen persönlichen Interessen der Befragte an die Sache gekettet ist und danach die Antwort einschätzen, werten, anwenden. Nie etwas besser wissen wollen, erst sich belehren lassen durch das Geschaute und Erfragte, Beobachtete und Nachgelesene, dann aber ein *eigenes* Urteil bilden [Her- vorh. v. H. H.].<sup>307</sup>

Wie Winter ruft auch Feldmann zur kritischen Beobachtung und Infragestellung angeblicher ‚Wahrheiten‘ auf: „Man hört vielfach von Unwissenden, die sich nicht selbst im Leben umschaun, sondern nachsprechen, was sie hören.“<sup>308</sup> Dabei bezieht sie sich z. B. auf die Aussage eines Staatsanwaltes beim Jugendsenat, dass das ‚große Geldverdienen‘ die Jugendlichen zu übermütig gemacht habe und hält dem entgegen: „Man lasse sich die Akten vorlegen und lese nach, was ein jugendlicher Hilfsarbeiter verdiene.“<sup>309</sup> Um Sachverhalte zur

305 Friedrich G. Kürbisch: Über die Sozialreportage. Einige Hinweise und Befunde. In: Friedrich G. Kürbisch (Hg.): *Der Arbeitsmann, er stirbt, verdirbt, wann steht er auf? Sozialreportagen 1880 bis 1914*. Berlin, Bonn. 1982. S. 7–18. Hier: S. 14.

306 Zit. nach: Hannes Haas: *Empirischer Journalismus*. O. a.: S. 252.

307 Zit. nach: ebd.: S. 252.

308 Else Feldmann: *Bilder vom Jugendgericht. Der erste Staatsanwalt an die Geschworenen*. In: DA Nr.: 50. 04.03.1918. S. 4.

309 Ebd.: S. 4.

verifizieren, bezieht sie verschiedene Quellen mit ein: „Das alles erzählte mir eine Nachbarin.“<sup>310</sup> „Ich ging hin und fragte sie [...]“.<sup>311</sup>

Dem Apell Winters, alles „mit eigenen Augen“<sup>312</sup> zu schauen, kommt Feldmann nicht nur in dem *Blick in fremde Türen* betitelten Bericht über die verheerenden Auswirkungen der Inflation in Wien nach, häufig nimmt sie den Leser in ihren Reportagen mit auf ihre Gänge durch die Armenbezirke Wiens,<sup>313</sup> wobei sie immer wieder auch Straßennamen und den Bezirk, aus dem sie berichtet, angibt: „Ich kam kürzlich in eine Wohnung, XVI, Ferchergasse [...]“; ein „Haus in der Wattgasse“, „Brigittenau, es ist eine der Hauptstraßen“,<sup>314</sup> womit sie die Authentizität ihrer Berichte verstärkt.

Die Sprache der Reportage, so Winter weiter, solle einfach und authentisch sein, das Wichtigste aber sei die Recherche vor Ort:

Die Redaktion ist nur Papier, das Leben ist draußen, auf der Straße, in den Fabriken und Werkstätten, in den öffentlichen Gaststätten, in den Häusern und Wohnungen, auf den Sport- und Spielplätzen, in den Gerichtssälen, auf den Polizeistuben, auf den Rettungswachen, in den Spitälern, Waisen- und Armenhäusern, in den Gefängnissen, den Gemeindestuben, und es geht Tag und Nacht seinen Gang unter dem Pflaster und auf ihm und mitten in diesem Strom dieses Lebens soll der richtige Berichterstatte schwimmen, er soll *vor allem die Stadt kennen* [Hervorh. v. M. W.], in der er wirkt, und soll all ihren tausend Geheimnissen, Ungereimtheiten, all dem Unrecht und der Bedrückung, das in ihr Herberg hat, nachforschen und er wird nicht fertig werden bis an sein Lebensende.<sup>315</sup>

Nicht nur die Aufzählung der Orte, an denen sich das Leben, von dem der Reporter berichten soll, abspielt, stimmt – mit Ausnahme der Sportplätze – mit den Schauplätzen von Feldmanns Reportagen überein;<sup>316</sup> wie eine Replik auf

310 Dies.: *Blick in fremde Türen*. In: NWJ Nr.: 9419. 25.01.1920. S. 6.

311 Else Feldmann: *Bilder vom Jugendgericht*. In: DA Nr.: 5. 07.01.1918. S. 4.

312 Zit. nach: Hannes Haas: *Empirischer Journalismus*. O. a.: S. 252.

313 Vgl.: Else Feldmann: *Vorfrühling im Wiener Armenbezirk*. In: NWJ Nr.: 9126. 30.03.1919. S. 8–9; dies.: *Sommerabend in Ottakring*. In: NWJ Nr.: 9222 06.07.1919 S. 8–9; dies.: *Inferno*. In: NWJ Nr.: 9297. 21.09.1919. S. 8–9.

314 Vgl.: z. B.: Else Feldmann: *Tuberkulose im Volke*. In: NWJ Nr.: 9501. 18.04.1920. S. 5; dies.: *Der Leidensweg der Mütter*. In: DM Nr.: 4. 27.01.1919. S. 5; dies.: *Wiener Kinderelend*. In: NWJ Nr.: 9061. 24.01.1919. S. 4–5. Hier: S. 4.

315 Zit. nach: Hannes Haas: *Empirischer Journalismus*. O. a.: S. 252.

316 Vgl.: Else Feldmann: *Die ersten Tage in der Fabrik*. In: AZ Nr.: 361. 31.12.1929. S. 4–5; dies.: *Die Wärmestuben sind eröffnet!* In: AZ Nr.: 330. 29.11.1932. S. 6; dies.: *Das Mädchen aus dem Café*. In: AS Nr.: 43. 18.11.1934. S. 8; dies.: *Menschliche Wohnungen*. In: NWJ Nr.: 9365. 30.11.1919. S. 5–6; dies.: *Augarten*. In: NWJ Nr.: 9284. 07.09.1919. S. 8; dies.: *Bilder vom Jugendgericht*. In: NWJ Nr.: 9444. 20.02.1920. S. 4 u. a. (= Beginn der Serie); dies.: *Eine Stunde auf der Polizeistube*. In: AZ Nr.: 84. 25.03.1922. S. 7–8; dies.: *Im Kinderhospital*. In: NWJ Nr.: 8828. 02.06.1918. S. 3–4; dies.: *Stube der Armut*. In: NWJ Nr.: 9345. 09.11.1919. S. 5;

seine Formulierung über die tausend Geheimnisse und Ungereimtheiten in einer Stadt liest sich auch die Passage in einem Artikel Feldmanns im *Neuen Wiener Journal*: „Unerforschlich tief und in tausend Geheimnisse verstrickt wie die Wege Gottes, sind die Wege menschlicher Not.“<sup>317</sup>

In ihrem Roman *Leib der Mutter* reproduziert sie die Forderung Winters nach Recherche vor Ort, wenn sie den Protagonisten Laich sagen lässt:

In der Journalistik kam es darauf an, die geistigen Kräfte zu erhalten, und das erreichte man mit immerwährenden, neuen, jungen Ideen. Talente, die nicht am Schreibtisch dichteten, sondern die geradewegs von der Straße kamen, das frische Blut des Lebens pulsieren sahen – beobachteten, schauten und aus Erkenntnissen heraus schrieben ... (LDM 210)

Hier übt sie auch verdeckte Kritik an der Lebensfremdheit mancher ihrer männlichen Kollegen, die als „alteingesessene Redakteure“, die als „Juristen, Lehrer, Ärzte, Gymnasialprofessoren [...] diesem Leben verloren“ seien, dafür aber gelernt hätten, „mit der Feder desto flotter umzugehen“ und jetzt in ihren Abteilungen säßen, von wo aus sie „Hiebe [...] nach rechts und links“ (LDM 227) austeilten.

Feldmann bedient sich in ihren Arbeiten für die Zeitung einer einfachen, an ihrem Zielpublikum orientierten Sprache. Im Gegensatz zu Winter gibt sie darin aber keinen Jargon wieder, sondern gleicht die Sprache – vielleicht um die Personen nicht der Lächerlichkeit preiszugeben – der ihrer Texte an. Häufig verwendet sie darin die direkte Rede (z. B.: Der Richter sagt: ..., Die Mutter antwortet: ... etc.) oder fügt dialogische Passagen ein.<sup>318</sup>

Im Roman *Leib der Mutter* findet sich hingegen eine Stelle, wo Feldmann mittels Einbau orthographischer Fehler sowie der Wiedergabe des Soziolektivs in einem Brief der Prostituierten Flora an Laich größtmögliche Authentizität zu erzeugen versucht (vgl.: LDM 124ff.). Auch in ihrem Theaterstück flicht Feldmann, wie im Kapitel *Zwischen Ghettogeschichte und Trauerspiel* erwähnt, Wendungen aus dem Jiddischen mit ein.

Über Arbeiter in den Betrieben und über Vertrauensleute komme, so Winter weiter, besonders die sozialdemokratische Presse leicht zu authentischen Informationen.

---

dies.: Der Arrest als Märchenland. Ein Bild vom Jugendgericht. In: AZ Nr.: 16. 16.01.1924. S. 7; u. a.

317 Else Feldmann: Inferno. In: NWJ. Nr.: 9297. 21.09.1919. S. 8.

318 Vgl.: DA Nr.: 15. 21.01.1918. S. 3.; DA Nr.: 26. 04.02.1918. S. 3.; DA Nr.: 32. 11.02.1918. S. 4.; DA Nr.: 44. 25.02.1918. S. 4.; DA Nr.: 56. 11.03.1918. S. 4.; Der neue Abend Nr.: 1. 10.06.1918. S. 3f.; NWJ Nr.: 8981 03.11.1918. S. 3; u. a.

Feldmann aber beschreibt das Milieu, aus dem sie selbst stammt, darin man, wie Salten hervorhebt, „gelebt haben, darin man heimisch sein muß, um zu erkennen, wie gut hier die Trostlosigkeit der Brigittenau und manch elender Teile der Leopoldstadt getroffen sind“.<sup>319</sup> Sie bedarf also keiner Vermittlung oder einer Rolle, sondern erzeugt Authentizität, indem sie eine entgegengesetzte Strategie verfolgt.

Wie Max Lesser befindet, bemüht sie sich nämlich gar nicht sonderlich, sich von dem, was sie beschreibt, abzuheben, sondern ist „sich selbst ein Gegenstand der gelassen realistischen Schilderungen“.<sup>320</sup> Über die Arbeitsbedingungen für Frauen und Mädchen in der Fabrik berichtet sie u. a. aus eigener Erfahrung, die sie in *Die ersten Tage in der Fabrik*<sup>321</sup> beschreibt. Durch Einflechten von Reminiszenzen an ihre Kindheit, aber auch die Schilderung eigener Probleme ihres gegenwärtigen Alltags in ihre Reportagen wird sie für ihr Publikum greifbar und erhöht damit die Glaubwürdigkeit ihrer Texte. So stellt sie z. B. dem Bericht über die Hilfsstation des städtischen Jugendamtes sowie die amerikanische Ausspeisestelle, die nach dem Krieg im Augarten stationiert waren, Erinnerungen an den Augarten ihrer Kindheit gegenüber.<sup>322</sup> Sie schildert die Schwierigkeiten bei der Wohnungssuche im Nachkriegs-Wien, „auch ich suche ein warmes, ruhiges Zimmer für mich“, um nicht mehr „wie ein Ausgestoßener bei Bekannten um Aufnahme betteln“<sup>323</sup> zu müssen, aber auch die, ohne Geld zu sein:

Ohne Geld zu sein, das ist kein Spaß! Wer es noch nicht probiert hat, weiß nicht, wie das ist. Er kann sich nicht einmal eine Vorstellung davon machen, so wie man sich mitten im hellsten Sonnenlicht keine Vorstellung davon machen kann, was das ist: vollständige Finsternis.<sup>324</sup>

Vertreter der sozialdemokratischen Presse, fordert Winter, müssten es, anders als die Klatschpresse, wagen, die sozialen Sensationen aufzuspüren, das Auftreten von Krankheiten und Epidemien, Arbeits- und Lebensbedingungen, wie zum Beispiel die Wohnsituation, miteinander in Verbindung zu setzen.

Feldmann berichtet nicht nur über die Volkskrankheiten Rachitis und Tuberkulose, sondern immer wieder auch über die prekären Wohnverhältnisse, die jene vielfach bedingen und fördern: „Es kann nicht oft genug geschildert

---

319 Felix Salten: Else Feldmann: Löwenzahn. Eine Kindheit. In: NFP Nr.: 20611. 15.01.1922. S. 31.

320 Max Lesser: Löwenzahn. In: Neues Wiener Abendblatt 14.03.1922.

321 Else Feldmann: Die ersten Tage in der Fabrik. In: AZ Nr.: 361. 31.12.1929. S. 4–5.

322 Dies.: Augarten. In: NWJ Nr.: 9284. 07.09.1919. S. 8.

323 Dies.: Ich glaube an die Menschen. In: NWJ Nr.: 9358. 23.11.1919. S. 7–8. Hier: S. 7.

324 Dies.: Ohne Geld. In: AZ Nr.: 267. 27.09.1919. S. 5.

werden, in welchem Grade der Not Menschen leben. [...] Die Rachitis ist eine Volkskrankheit, welche der Armut der Sonnenlosigkeit, der unsozialen Bauart entspringt“, schreibt sie in ihrem Artikel im *Neuen Wiener Journal*, und beruft sich dabei auf die Aussage der Ärzte in einer der größten Kinderheilanstalten, nämlich dass es zu den größten Seltenheiten gehöre, „einmal ein Proletarierkind zu sehen, das ganz ohne Rachitis wäre“.<sup>325</sup>

Eine dieser „grauenhaften Elendswohnungen – starrend vor Schmutz mit fest verschlossenen Fenstern“, wo sechs Personen, von denen bereits zwei erkrankt sind, zusammen in einem Raum in zwei Betten schlafen, beschreibt sie in einem Artikel über die Arbeit der Fürsorgestellten und resümiert: „Selbstverständlich wird in kurzer Zeit die ganze Familie auf dem Wege der Ansteckung krank werden.“<sup>326</sup>

In einem weiteren Artikel über *Menschliche Tragödien* weist sie auf die unzulänglichen Behandlungsmöglichkeiten hin. Nicht nur die Behandlung rachitischer, auch die tuberkulöser Kinder in den Spitälern sei – „das muß gesagt werden – eine Farce, eine Komödie“. Die Ärzte, so Feldmann, verschrieben Heilmittel, „[d]en Tuberkulösen [...] ein Aspirin, den Rachitischen ein Fläschchen Lebertran“,<sup>327</sup> was genauso wenig wie Milch, Sonne und ausreichende Nahrung zu bekommen sei.

Darüber hinausgehend führt sie dem Leser auch das weitere Schicksal rachitischer Kinder, denen nicht wie den Tuberkulösen „die Barmherzigkeit eines frühen Todes“ zuteil wird, vor Augen: „Mit Ausnahme des Aussätzigen (Lepra) kann man sich keinen körperlich und seelisch unglücklicheren Menschen denken, als einen durch Rachitis in der Kindheit Verunstalteten.“<sup>328</sup> Infolge der äußerlichen Deformationen durch die Krankheit bleibe er für sein ganzes Leben gezeichnet, werde „in der Kindheit Sorge und Qual der Mutter“, im schulpflichtigen Alter zur Zielscheibe „grausamer Kindertyrannei“. Die Berufsaussichten eines solchen Menschen, so Feldmann, stünden schlecht, er „ist von vornherein bankrott, findet keinen Partner“<sup>329</sup> und stirbt als „müde Bettlergestalt“<sup>330</sup> einen einsamen Tod: „Dies ist der gewöhnliche Verlauf des Lebens eines Kindes armer Leute, dessen Rachitis nicht zur Heilung kam und das sein Gebrechen durch sein ganzes Dasein schleppen mußte, jede Stunde ein Fluch, jeder Tag eine Hölle.“<sup>331</sup>

325 Else Feldmann: Bilder des Elends. Rachitis. In: NWJ Nr.: 9105. 09.03.1919. S. 5–6. Hier: S. 6.

326 Dies.: Tuberkulose im Volke. Die Arbeit der Fürsorgestellten. In: NWJ Nr.: 9501. 18.04.1920. S. 5.

327 Dies.: Menschliche Tragödie. In: NWJ Nr.: 9481. 28.03.1920. S. 5.

328 Dies.: Bilder des Elends. Rachitis. In: NWJ Nr.: 9105. 09.03.1919. S. 5–6. Hier: S. 6.

329 Vgl.: dies.: Die nassen Wände. In: AZ Nr.: 152. 04.06.1922. S. 13–14.

330 Else Feldmann: Bilder des Elends. Rachitis. In: NWJ Nr.: 9105. 09.03.1919. S. 5–6. Hier: S. 6.

331 Ebd.: S. 6.

Sie fordert die Errichtung eines Rachitiskurortes in der Donaugegend, der zusätzlich zu den 1919 in Gang gekommenen Auslandsreisen für Kinder der schwedischen Hilfsaktion *Rädda Barnen* („Rettet die Kinder“) Abhilfe schaffen soll.

In einer Besprechung des Buches *Die Tuberkulose* von Dr. Ernst Pacher aus dem Jahr 1919 macht sie auf die prinzipielle Heilbarkeit der Lungentuberkulose aufmerksam: „Seit Koch den Erreger der Tuberkulose, die Knötchenbildung, den Tuberkulosebazillus gefunden hat, ist es unumstritten möglich, Lungenkranke auszuheilen.“ Und sie gibt ihrer „maßlosen Zerknirschung, Verbitterung und Trauer“ darüber Ausdruck, dass in Österreich trotzdem nichts zur Eindämmung dieser Krankheit geschehe. Dazu stellt sie die Zahl der in Deutschland seit Kriegsbeginn zur Verfügung stehenden Betten der Österreichs gegenüber, um festzustellen, dass hierzulande „994.000 Anstaltsbedürftige unversorgt“ blieben: „daß für die Lungentuberkulose, die bereits erforscht ist, die heilbar ist, daß dafür so gut wie nichts geschieht, das ist die größte Kulturschande weit und breit“.<sup>332</sup>

Als Gründe für das Entstehen der Krankheit führt sie den Alkoholismus, als „eines der größten Volksgifte“ und „beste[n] Nährboden“ für die Tuberkulose, das „Wohnungselend, das enge Beisammensein der Menschen in der Großstadt“, die „Ausnützung der Arbeiter der Industrie, die schlechten Löhne, das Herauspressen von möglichst viel Arbeitskraft aus dem Individuum (Akkordarbeit)“<sup>333</sup> sowie die Frauen- und Kinderarbeit an. Dabei betont sie – wahrscheinlich auch dem Zielpublikum im *Neuen Wiener Journal* geschuldet –, dass es sich dabei keineswegs nur um eine „soziale Krankheit“ handle, sondern die gesamte Bevölkerung betreffe: „Für sie [die Tuberkulose, Anm. v. m.] gibt es keine Klassenunterschiede.“<sup>334</sup>

Einer Auflistung möglicher Ansteckungsszenarien – wie z. B. die Kontamination über von einer kranken Näherin gefertigte Batistwäsche, die Backwaren des „vom Mehlstaub, wenig Schlaf und den mangelnden Luftverhältnissen der Backstube“ häufiger an Tuberkulose erkrankten Bäckers oder die Ansteckung durch die schwindsüchtige Lehrerin, die, „weil es keine Anstalten gibt, wo sie unterkommen kann, und weil sie sich nicht in häusliche Pflege begeben kann, sondern bis zuletzt ihren Lebensunterhalt verdienen muß“,<sup>335</sup> zahllose Kinder infizieren könne – schließt sie die Forderung an: „Die soziale Krankheit Tuberkulose erfordert die Mitarbeit des ganzen Volkes wie ein Gebot der Stunde.

---

332 Dies.: Die Tuberkulose. In: NWJ Nr.: 9240. 25.07.1919. S. 5.

333 Ebd.: S. 5.

334 Ebd.: S. 5.

335 Ebd.: S. 5.

Keiner darf sich verschließen, niemand wage zu behaupten, für ihn gelte es nicht. *Es geht jeden an* [Hervorh. v. E. F.].<sup>336</sup>

In einem weiteren Artikel berichtet sie noch vor Kriegsende über die desaströsen Zustände in der Lungenheilanstalt Alland – ehemals der „Traum jedes Lungenkranken, der arm war“, und der nur durch Opfer erfüllt werden konnte:

Ein bißchen half die Krankenkasse, ein bißchen half der Verein, die Familie scharfte alles zusammen, die armen Verwandten brachten ihre ersparten Groschen, Schwestern opfereten ihr mühselig zusammengelegtes Heiratsgut, um den Bruder zu retten, Brüder gaben das Studium auf, um die Schwestern zu retten, man verkaufte einen Teil der Wohnungseinrichtung, man trug die letzten Wertgegenstände ins Versatzamt, um die täglichen paar Kronen aufzubringen für Alland.<sup>337</sup>

Dort brächen jetzt Lungenkranke am Weg mit Blutsturz zusammen, weil man sie aufgrund der Überbelegung „aus der Anstalt davongejagt hatte“.<sup>338</sup> Sie berichtet von den „Baracken des Todes“, wo Kranke untergebracht sind, für die es eigentlich keine Rettung mehr gibt, davon, dass die Baracken für Lungenkranke denkbar schlecht geeignet seien, weil sie nicht beheizt werden könnten und ohne Licht seien. Angesichts von Misswirtschaft in den Spitälern fordert sie eine neue Verwaltung sowie die Öffnung von leerstehenden Schlössern und Villen für Kranke.

Zwei Jahre später schildert Feldmann die Folgen der unzureichenden Eindämmung:

Wien galt während des Krieges als die schlechtest verwaltete Stadt, Wien hatte, was Not und Armut betrifft, einen weiten Vorsprung vor anderen; in einer solchen Stadt mußte die Tuberkulose werden, was sie heute ist: eine Seuche, es nutzt nichts mehr und es muß gesagt werden: die Tuberkulose tritt seit mehreren Monaten als Seuche auf.<sup>339</sup>

Anhand statistischer Daten über Todesursachen sowie die der auftretenden Krankheitsfälle in besonders gefährdeten Berufsgruppen (wie Kartongearbeiterinnen der Manner-Fabrik, Metallschleifer, Näherinnen, Bäcker, Kontoristinnen) zeigt Feldmann auf, wie sehr die Tuberkulose Wien im Griff hat: „Die Stadt ist der Krankheit nicht mehr gewachsen.“<sup>340</sup>

336 Ebd.: S. 5.

337 Else Feldmann: Kulturarbeit II. Spitäler und Heilstätten. In: DM Nr.: 48. 09.12.1918. S. 5–6.  
Hier: S. 6.

338 Ebd.: S. 6.

339 Else Feldmann: Tuberkulose im Volk. Die Arbeit der Fürsorgestellten. In: NWJ Nr.: 9501.  
18.04.1920. S. 5.

340 Ebd.: S. 5.

Die Recherche solch „sozialer Sensationen“ setze, so Winter, Aktivität und den Vorstoß zum Ort des Geschehens voraus:

Ueberall eindringen! In die Obdachlosenasyile, Krankenhäuser, Volkskneipen, Branntweinbuden, Bergwerke, Staatsforste, Fabriken, Armenhäuser, Tuberkuloseheime, Polizeiarreste, Gefängnisse, in die Geheimnisse des Lebens der Fabrik- und Verkehrsarbeiter, der städtischen und Staatsarbeiter, der Landstreicher und Prostituierten; eindringen in die Höfe und Menschenställe der Ostelbier und in die Wohlfahrtspolitik der Krupp und Konsorten [...].<sup>341</sup>

Wie schon gezeigt, greift auch Feldmann auf diese Recherchemethode zurück. Für ihre *Studie der rachitischen Kinder* z. B. besucht Feldmann, wie sie selbst angibt, die „größten Kinderkrankenanstalten“<sup>342</sup> Wiens, geht in die Armenspitäler<sup>343</sup> oder verbringt selbst einige Zeit im Jugendheim in Judenau: „Ich habe in diesem Sommer einen Teil meiner Ferien im Jugendheim von Judenau verlebt.“<sup>344</sup>

Um bei Reportagen ein größtmögliches Maß an Authentizität zu gewährleisten und der Gefahr der Realitätsverzerrung, wie sie die Anwesenheit Außenstehender u. U. nach sich ziehen kann, aus dem Weg zu gehen, empfiehlt Winter, „überall womöglich *unerkannt* und *unvermutet* nach dem Rechten [zu] sehen [Hervorh. v. M. W.]“<sup>345</sup> Getarnt als Arbeiter des städtischen Lagerhauses, Kulissenschieber im Burgtheater, Eisenbahner am Westbahnhof, Hopfenpflücker in Saaz, Industriearbeiter bei der Voest Alpine, Statist in der Hofoper und Strotter im Wiener Kanalsystem betrieb Winter demnach seine Feldforschungen. Indem er die Rolle in seiner Reportage offenlegt – in seinem Bericht *Eine Nacht im Asyl für Obdachlose* schildert er ausführlich das Anlegen der Elendsmaskerade –, erreicht er ein Höchstmaß an Glaubwürdigkeit und generiert dadurch, wie Haas formuliert, eine „Objektivität zweiter Ordnung“<sup>346</sup>

Ähnliches gelingt Feldmann, wenn sie sich, ganz im Sinne von Winters Imperativ „überall eindringen“, nicht scheut, Menschen von der Straße in ihre Wohnungen zu folgen, um die Glaubwürdigkeit ihrer Angaben zu überprüfen. Einen alten Juden im Kaftan, der sie und ihren Begleiter auf der Straße um Geld für sein krankes Kind anbettelt, sucht sie an der von ihm nur zögerlich angegebenen Wohnadresse auf:

---

341 Zit. nach: Hannes Haas: *Empirischer Journalismus*. O. a.: S. 252.

342 Else Feldmann: *Bilder des Elends*. In: *NWJ* Nr.: 9105. 09.03.1919. S. 5–6. Hier: S. 5.

343 Dies.: *Kulturarbeit I. Die Ärzte*. In: *DM* Nr.: 47. 25.11.1918. S. 5.

344 Else Feldmann: *Kinderelend und Jugendverbrechen. Das Jugendheim in Judenau*. In: *NFP* Nr.: 20557. 21.11.1921. S. 5–6. Hier: S. 5.

345 Zit. nach: Hannes Haas: *Empirischer Journalismus*. O. a.: S. 252.

346 Ebd.: S. 243.



Wir erwogen, [...] ob es auch wirklich ein Armer sei – es gäbe jetzt so viele Tricks – Leute sind des Arbeitens überdrüssig, [...] erfanden alles Mögliche, jedes Elend, jede Erniedrigung war ihnen gut genug – ja, es wäre sehr fraglich, ob einer, der auf der Straße den Bettler spiele, nicht dann zu Hause Berge von Schätze hatte, [...] ja, sogar das bleiche Kind gehörte dazu.<sup>347</sup>

Auch hier wird die Authentizität des Berichteten durch die unangekündigte Nachschau vor Ort erhöht, wie schon erwähnt, bedient sich Feldmann im Gegensatz zu Winter aber nicht der Rollenreportage, sondern nimmt den Leser mit auf die Gänge durch die Stadt – „Heute ging ich durch Vorstadtgassen ...“<sup>348</sup> –, in die Bezirke und Wohnungen der Menschen und berichtet von Gehörtem und Gesehenem: „Dieser Tage sah ich um die Abendstunde einen sehr zerlumpten kleinen Buben durch die Sternwartstraße den Gürtel hinaufgehen [...] und ich hörte von dem Kleinen [...]“.<sup>349</sup>

Im dritten Teil der Serie spricht Winter die notwendige Aufwertung und bessere Bezahlung des Berufsstandes des Reporters an, der „wie der Feuerwehrmann“ sein müsse. „Kein Amtsstundenmensch“, sondern „einer, der immer im Dienst ist, wo immer er sich befindet“.<sup>350</sup> Das spiegelt sich auch in Texten Feldmanns wider: Ihr Wissen um das Schicksal der Selbstmörder bezieht sie z. B. aus einem eigenen Aufenthalt im Spital,<sup>351</sup> auch verweist sie auf die oft prekäre finanzielle Lage von Journalisten und Schriftstellern. In ihrem Feuilleton *Ohne Geld* beschreibt sie, nicht ohne Anflug von Ironie, das mühsame und nervenzehrende Eintreiben ausständiger Honorare:

Es kann zum Beispiel passieren, man ist von Beruf Schriftsteller, mein Gott, ein Beruf wie ein anderer, denkt man ... Was ein anständiger Schriftsteller ist, sitzt nicht da und wartet, bis ihn die Muse küßt, sondern macht sich unabhängig und selbstständig von der Muse, [...] man nimmt einen Anlauf, setzt sich hin und schreibt Anschriften, vierzig Briefumschläge mit Namen, Ort und Straße von Zeitungen! [...] Und schickt weg [...]. Nun hat man also weggeschickt und wartet auf das Ergebnis [...]. Aber nichts [...] geschieht in den nächsten Tagen.<sup>352</sup>

In seiner Arbeit nimmt Winter, dem Gebot der Faktentreue folgend, Anleihen an den Sozialwissenschaften, indem er die Beschreibung des von ihm subjek-

347 Else Feldmann: Blick in fremde Türen. In: NWJ Nr.: 9419. 25.01.1920. S. 6.

348 Dies.: Blumen am Fenster. In: NWJ Nr.: 9242. 27.07.1919. S. 8.

349 Dies.: Bilder vom Jugendgericht. Kinder als Wirtschaftler und Köche. In: DA Nr.: 32. 11.02.1918. S. 4. Vgl. auch das Kapitel über neusachliche Tendenzen auf S. 125 vorliegender Arbeit.

350 Zit. nach: Hannes Haas: Empirischer Journalismus. O. a.: S. 253.

351 Else Feldmann: Aus dem Wasser gezogen. In: AS Nr.: 24. 08.07.1934. S. 8.

352 Vgl.: dies.: Ohne Geld. In: AZ Nr.: 267. 27.09.1929. S. 5.

tiv Erlebten mit statistisch erhobenen Datenmaterial ergänzt, wie dies auch Feldmann tut.<sup>353</sup>

Dabei greift er auf ein, wie Zelinka schreibt, „zu dieser Zeit bei allen politischen Richtungen [...] hochaktuell[es] und ‚in Mode‘ kommend[es]“<sup>354</sup> Element der Sozialstatistik zurück. Winter lehnt sich an das zu dieser Zeit übliche, von Isidor Singer (1857–1927) für seine *Untersuchung über die sozialen Zustände in den Fabrikbezirken des Nordöstlichen Böhmen* (1885) entworfene Schema an, welches die soziale Berichterstattung in vier Bereiche gliedert:

Erstens: die Untersuchung des Arbeitsbereiches, betreffend Lage, Einrichtung, Luft, Wärme, hygienische Zustände. Zweitens: die Untersuchung der wirtschaftlichen Lage der Arbeiter, d. h.: der materiellen Verhältnisse, wie Lohn, zur Verfügung stehende Nahrung inkl. Preistabellen. Drittens: die physische Befindlichkeit, wie angemessene Ernährung, allgemeiner Gesundheitszustand, Aussehen, Kleidungs- und Wohnverhältnisse. Viertens: die Untersuchung der psychischen Lage der Arbeiter: Sozialverhalten, Bildungsgrad sowie der sittliche Zustand.<sup>355</sup>

Ebendiesem Schema folgt Feldmann, wenn sie, um ein Beispiel herauszugreifen, von einem Streik in der Jutefabrik in Simmering berichtet.

Die Luftverhältnisse sind im Winter und Sommer gleich unerträglich, ein Raum, in dem fast hundert Menschen arbeiten, besitzt nur drei Lüftungsklappen – zwei davon sind verrostet und zerbrochen und können nicht benützt werden [...]. Der Staub liegt dicht wie dichtester Nebel, so daß keiner den anderen sehen kann.

Diese Beschreibung der Arbeiter-Wohnbaracken sowie der Produktionsbedingungen in der Fabrik folgt die der dort arbeitenden Menschen: „Es sind meist Frauen aller Altersstufen, vom vierzehnjährigen schulentlassenen Mädchen, das klein und schwach, wie zehnjährig aussieht, bis zur Greisin, deren hungergehöhlte Wangen und Schläfen sie zum Gespenst machen, und junge Burschen.“ Feldmann hebt dabei besonders hervor, dass Jugendliche in vielen Familien die alleinigen Ernährer sind: „Vater, älterer Bruder sind arbeitslos, die Mutter im letzten Stadium der Tuberkulose, hat endlich Ruhe in einem Spitalbett gefunden.“ Über den allgemeinen physischen und psychischen Gesundheitszustand der Arbeiter und Arbeiterinnen schreibt Feldmann:

---

353 Vgl.: dies.: Tuberkulose im Volk. Die Arbeit der Fürsorgestellten. In: NWJ Nr.: 9501. 18.04.1920. S. 5; dies.: Menschliche Wohnungen. In: NWJ Nr.: 9365. 30.11.1919. S. 5–6; dies.: Jute in Simmering. In: AZ Nr.: 116. 27.04.1928; u. a.

354 Inge Zelinka: Der autoritäre Sozialstaat: Machtgewinn durch Mitgefühl in der Genese staatlicher Fürsorge. Münster. LIT Verlag 2005. S. 290.

355 Vgl.: Stefan Riesenfellner (Hg.): Der Sozialreporter. O. a.: S. 13.

Siebzig von Hundert sind krank. [...] einige Jahre in der Jutefabrik und die gesündeste Lunge zerfällt. Natürlich fiebern die Kranken, sie schwitzen, sind gereizt, haben erhöhtes Hungergefühl, gesteigerten Geschlechtstrieb, diese Merkmale gehören mit in die Verdammnis der Proletarierkrankheit. [...] Nervenkrisen und Hysterie bei Frauen, die diese schwere Arbeit leisten, sind das Alltägliche.<sup>356</sup>

Zusätzlich zu den Gefahren der Arbeit an den schlecht gewarteten Maschinen thematisiert Feldmann auch die unzureichende Ernährungssituation: „[...] viele sitzen während der kurzen Mittagsrast da, ohne zu essen, warten darauf, daß ihnen ihre Kameraden etwas geben [...]. Eine alte Frau, die Auskehrerin der Fabrik, lebt von Tee und Brot. Seit langer Zeit hat sie keine andere Nahrung gehabt.“<sup>357</sup>

Die Forderung der Arbeiter nach besserer Ernährung, seit Jahren ausständigem Kollektivvertrag und Reparatur der Lüftungsclappen wird vom Generaldirektor mit einem Achselzucken und einem kategorischen Nein abgetan.

Das Singer'sche Schema ist auch in weiteren Reportagen Feldmanns auszumachen wie z. B. in: *Ein Abend in Ottakring, Bilder vom Jugendgericht, Der Alkohol, Märchen der Wirklichkeit. In der Taubstummschule der Gemeinde Wien, Sträflinge ohne Bewachung, ohne Zelle, Wiener Kinderelend, Die Heimat des kleinen Kohlendiebes.*<sup>358</sup>

Damit kommt die Sozialreportage nicht nur, wie eingangs erwähnt, zwischen Literatur und Geschichtsschreibung sowie Literatur und Journalismus, sondern auch „zwischen literarischer und wissenschaftlicher Aneignung der Wirklichkeit“<sup>359</sup> zu stehen. Riesenfellner vergleicht das Verhältnis zwischen Sozialreportagen und Sozialwissenschaften mit dem zwischen Reisebeschreibungen und Landkarten und befindet: „lebendiger also sind sie allemal“<sup>360</sup>

356 Else Feldmann: Jute in Simmering. In: AZ Nr.: 116. 27.04.1928. S. 6.

357 Ebd.: S. 6.

358 Dies.: Ein Abend in Ottakring. In: DA Nr.: 183. 27.08.1917. S. 3–4; dies.: Bilder vom Jugendgericht. In: DA Nr.: 224. 15.10.1917. S. 3; dies.: Der Alkohol. In: NFP Nr.: 20654. 27.02.1922. S. 6–7; dies.: Märchen der Wirklichkeit. In der Taubstummschule der Gemeinde Wien. In: AZ Nr.: 183. 03.07.1928. S. 8; dies.: Sträflinge ohne Bewachung, ohne Zelle. In: AZ 27.07.1928. S. 7; dies.: Wiener Kinderelend. In: NWJ Nr.: 9098. 02.03.1919. S. 7; dies.: Die Heimat des kleinen Kohlendiebes. In: Der neue Abend Nr.: 1. 10.06.1918. S. 3.

359 Stefan Riesenfellner (Hg.): Der Sozialreporter. O. a.: S. 8.

360 Ebd.: S. 8. Riesenfellner fasst die Merkmale der Sozialreportage folgendermaßen zusammen: Ziel der Sozialreportage sei es, Nichtbeteiligte an primär oder sekundär Erlebtem teilhaben zu lassen und dabei Betroffenheit auszulösen. Die Sozialreportage sei als an Raum und Zeit gebunden anzusehen, insofern sie historische Erfahrungen retrospektiv darstelle. Der Autor versuche in der Kommunikation mit dem Leser, dessen Erfahrungen, Interessen, Vorstellungen und Sprache zu antizipieren. Die Sozialreportage informiere den Leser in einem Orientierungsteil über Personen, Zeit, Ort und Handlungssituation. Der Autor greife selektiv in die Textgestaltung ein, indem er ihm wesentlich Erscheinendes herausgreife und

Rieder weist in Ergänzung zu dem Befund von Haas, dass es keine Theorie der Reportage gebe, darauf hin, dass, abgesehen von einer Reihe von Anthologien und Diplomarbeiten, die sich mit einzelnen Vertretern des Genres befassen, auch noch keine umfassende Gattungsdefinition der Sozialreportage existiere.<sup>361</sup> Ein Umstand, der bis dato unverändert geblieben ist. Dass die Sozialreportage weder in fachspezifischen Lexika, noch im Kontext von Journalismus als eigener Begriff bzw. eigene Darstellungsform angeführt ist, legt nahe, die Sozialreportage unter dem weiter gefassten Aspekt der an die Reportage im Allgemeinen gestellten Forderungen zu betrachten.

Aus ihnen möchte ich die der Erhöhung der Glaubwürdigkeit durch Authentizität, wie sie von Winter postuliert worden ist, herausgreifen, da sie im Hinblick auf Feldmanns Schaffen als wesentlich erscheint. Pöttker führt vier für die Authentizität eines reportageähnlichen Textes ausschlaggebende Parameter an: Simultaneität, Subjektivität Präzision und Atmosphäre.

Unter Simultaneität versteht er die Gleichzeitigkeit von Bericht und Berichtetem, die mittels temporaler Bestimmungen wie *heute, jetzt, eben, in einigen Stunden etc.* zum Ausdruck gebracht wird. Solche finden sich in Feldmanns Texten: „Draußen auf der Gasse plötzlich [...]“<sup>362</sup> „In dem Augenblick erstrahlen alle Lichter und man erkennt, [...]“<sup>363</sup> „Es ist nach Mitternacht, der sechzehnjährige Junge ist soeben erwacht [...]“<sup>364</sup> Um den Eindruck der Unmittelbarkeit zu verstärken, kommt es dabei auch häufig zu einem, auch bei Feldmann zu beobachtenden, Tempuswechsel vom üblichen Präteritum hin zum Präsens, wodurch eine Beschleunigung des Erzählflusses erreicht wird: „Zwei Kinder fielen mir schon auf dem Gange auf [...]. Als die beiden Kinder in den Saal gerufen werden, ist ihnen das Lachen vergangen. Beide fangen an, noch ehe sie gefragt werden, zu schluchzen und zu weinen.“<sup>365</sup>

Im Zusammenhang mit simultaner Textproduktion betont Pöttker, dass der Reporter sich dabei „dem Geschehen bis zu einem gewissen Grade anheimgeben, ja sich von ihm überwältigen lassen müsse, so dass die Dynamik der

---

zu einer Globalstruktur verdichte. Er liefere Deutungen und Bewertungen, die für den Leser orientierungsrelevant sind, mit. Zuletzt sei die Sozialreportage als Fragment, als Konstruktion und für Wiedererzählung offen gekennzeichnet und sach-, medien- und publikumsgerecht aufbereitet. Vgl.: ebd.: S. 2.

361 Thomas Rieder: Die Sozialreportage im Kontext von Beobachtung, Beschreibung und Veränderung gesellschaftlicher Wirklichkeit. Versuch einer interdisziplinären Entwicklungsgeschichte. Diplomarbeit. Univ. Wien 2009. S. 15.

362 Else Feldmann: Bilder vom Jugendgericht. Die Heimat eines kleinen Kohlendiebes. In: Der neue Abend Nr.: 1. 10.06.1918. S. 3–4. Hier: S. 3.

363 Dies.: Mit Wiener Kindern in Ungarn. In: DM Nr.: 39. 30.09.1918. S. 6.

364 Dies.: Bilder von der menschlichen Seele. Schlaflose Nacht eines Arbeitslosen. In: NWJ Nr.: 9039. 01.01.1919. S. 8–9. Hier: S. 8.

365 Dies.: Bilder vom Jugendgericht. Spielende Kinder. In: DA Nr.: 5. 07.01.1918. S. 4.

Ereignisse mehr Macht über ihre Wiedergabe gewinnt als bei nachträglicher Berichterstattung“. Dadurch würde der Reporter „in hohem Maß zum bloßen Medium [...], durch das sich das Geschehen selbst dem Publikum vermittelt“<sup>366</sup>

Die bei Feldmann, wie sie selbst zugibt, stark ausgeprägte Bereitschaft der Identifikation mit dem ‚Objekt‘ ihres Schreibens wird ihr von männlicher Seite als Unprofessionalität ausgelegt. Der Herausgeber des *Morgen* Carl Colbert schreibt in einem Artikel, *Wiener Kinder aufs Land*, – dabei Feldmann allerdings zweimal als „begabte junge Dichterin“ apostrophierend:

Meine Freundin Else Feldmann hat einen starken Drang, sich sozial zu betätigen, aber sie ist nicht recht geeignet dazu; sie hat zwar die scharfen Augen, die die Ursachen des Elends erspähen, mögen sie sich auch in die dunkelsten Winkel verstecken, aber ihr Herz ist noch zu weich und sie weint zu leicht, und dann meint sie auch immer, gerade der Jammer, den sie eben sieht, sei von allen der himmelschreiendste.

Zwar müssten „[b]egabte junge Dichterinnen [...] nicht unbedingt auch im Kopfrechnen tüchtig sein“, so Colbert darin weiter, aber „ein mitleidiges Herz übertreibt gern“, was ihn „mißtrauisch [macht], wenn mir begabte junge Dichterinnen sozialpolitisch kommen“<sup>367</sup>

Weniger herablassend äußert sich 1931 Erika Mann über den Typus der weiblichen Autorin, die „[d]as Leben in die Literatur, in keine ungemein hohe, aber doch in eine brauchbare, anständige, oft liebenswerte“<sup>368</sup> übersetze.

Subjektivität ist im Kontext der Sozialreportage – wie schon bei Winters Beschreibung seiner Maskierung – dahingehend zu verstehen, dass der Autor als Person präsent ist und das dem Publikum gegenüber z. B. durch Gebrauch der Ich-Form sowie bestimmter Verben wie *bemerken*, *scheinen* etc. auch offenlegt: „Ich erinnere mich an das Entsetzen, das mich ergriff“, schreibt Feldmann, „als ich plötzlich das Kind, bloßfüßig, im kurzen Kittelchen, mit einer alten, zerfetzten, warmen Jacke an diesem heißen Tag bekleidet, hereinkommen sah [...]“<sup>369</sup> Oder:

366 Horst Pöttker: Heines Tagesberichte für die „Allgemeine Zeitung“. Ein Beitrag zu Geschichte und Bestimmung der Reportage. In: Otfried Jarren; Gerd G. Kopper u. a. (Hg.): *Zeitung. Medium mit Vergangenheit und Zukunft. Eine Bestandsaufnahme. Festschrift aus Anlass des 60. Geburtstages von Hans Bohrmann*. München 2000. S. 27–46. Hier: S. 40.

367 Alpheus (= Carl Colbert): *Wiener Kinder aufs Land*. In: DM 28.05.1917. S. 5–6. Hier: S. 5.

368 Erika Mann: *Frau und Buch*. (1931) In: Irmela v. der Lühe; Uwe Naumann (Hg.): *Erika Mann: Blicke überm Ozean. Aufsätze, Reden, Reportagen*. Reinbek Rowohlt 2000. S. 84ff. Hier: S. 84.

369 Else Feldmann: *Bilder vom Jugendgericht. Ein Abend in Ottakring*. In: DA Nr.: 183. 27.08.1917. S. 3–4. Hier: S. 4.

Ich weiß nicht, warum sich mir plötzlich das Herz zusammenkrampfte, als ich die gerichtlichen Vorladungen in den armen totgefrorenen Händen sah.<sup>370</sup>

Ich will versuchen, das Märchen vom letzten Jugendgerichtstag zu erzählen [...].<sup>371</sup>

Wie schon erwähnt, fügt Feldmann in ihre Reportagen Erinnerungen an die eigene Kindheit ein – „Und da dachte ich in einer träumerischen Stimmung, wie ich als Kind vor dem Präuerschen Panoptikum stand, krank vor Gier, durch den Vorhang starrte [...].“<sup>372</sup> –, um das Motiv einer Straftat für den Leser im kindlichen Erlebnishorizont zu kontextualisieren.

Sie berichtet, wie von Pöttker als für die Reportage charakteristisch festgemacht, von subjektiven Eindrücken, gibt persönliche Urteile und Meinungen ab, ohne für sie Allgemeingültigkeit zu beanspruchen:

Man greift sich an den Kopf und fragt sich: Haben diese elf Männer nichts besseres zu tun?<sup>373</sup>

Vor dem Jugendsenat wird nicht mehr nach Vergangenheit geforscht, nach Vererbung, nach Elternhaus, Schule – kaum vorübergehend nach seelischen und geistigen Zuständen – öfter ist das Richteramt ein Geschäft, das erledigt wird, weil es bezahlt wird.<sup>374</sup>

Dabei scheut sie sich auch nicht vor offener politischer Tendenz:

Dieser Mensch wurde von seinen Eltern ins Leben gestellt, mittellos, ohne Bildung, ohne Mut und Kraft – die richtige Beute für die Unternehmer; [...] die Raubgeier des Kapitals warten, bis sie groß geworden, bis sie sie gebrauchen können und wenn sie blutleer sind, dann nehmen sie ihre Knochen.<sup>375</sup>

Unter Präzision ist die im Vorangegangenen in Bezug auf Feldmann bereits hinlänglich besprochene, eingehende Recherche, Befragung unabhängiger Zeugen, Offenlegung widersprüchlicher Aussagen sowie der Hinweis auf allfällige Unstimmigkeiten zu verstehen.

Atmosphäre, die in Hinblick auf Feldmanns Texte von Bedeutung ist, wird durch die Vermittlung von für das Thema des eigentlichen Berichts unwesentlichen Details erzeugt. Pöttker zählt dazu: Wiedergabe akustischer Eindrücke,

---

370 Dies.: Bilder vom Jugendgericht. Spielende Kinder. In: DA Nr.: 5. 07.01.1918. S. 4.

371 Dies.: Bilder vom Jugendgericht. In: DA Nr.: 21. 28.01.1918. S. 4.

372 Dies.: Jugendgerichtshof. In: DA Nr.: 177. 20.08.1917. S. 4.

373 Dies.: Die Unsinnigkeit der Jugendsenate. In: DM Nr.: 28. 11.07.1927. S. 6.

374 Dies.: Bilder Vom Jugendgericht. Die Zelle. In: DA Nr.: 206. 24.09.1917. S. 4.

375 Dies.: Bilder vom Jugendgericht. Aus einem Warenhaue. In: DA Nr.: 218. 08.10.1917. S. 3–4.

Hier: S. 3.

Angaben zu Physiognomie, Kleidung und Körpersprache sowie beiläufige Angaben zu Wetter- und Lichtverhältnissen: „Der Unterschied zwischen dem nachrichtenspezifischen Relevanz- und dem reportagespezifischen Authentizitätsprinzip wird nicht zuletzt daran deutlich, dass Authentizität auch nach *unwichtigen* [Hervorh. v. H. P.] Details verlangt.“<sup>376</sup>

Bei Feldmann finden sich, vor allem in den Reportagen vom Jugendgericht, häufig Beschreibungen äußerlicher Merkmale von Personen und von deren Habitus:

Die beiden Kinder waren nicht größer als kleine Volksschulmädchen – mit dünnen Gestalten, blaßen Gesichtlein und tiefliegenden Augen, die immer groß, wie in Angst aufgeschlagen sind [...].<sup>377</sup>

Ein böses, stumpfes Gesicht. Keine Spur von Liebe, von Verständnis, von Mütterlichkeit.<sup>378</sup>

Der Vater [...] ein großer starker Mann, ergraut, mit Augengläsern, in einer schäbigen Soldatenuniform.<sup>379</sup>

Daneben solche von Wetter- und Lichtverhältnissen:

Spät abends am Bahnhof. Nebel und Dunkelheit liegen über der Stadt. Langsam fällt der Regen nieder. Der Zug ist eben angekommen; der Zug, der die Soldaten heimbringt.<sup>380</sup>

Langsam ging die Sonne über die Dächer von Ottakring unter.<sup>381</sup>

Nach der milden, sternenklaren Nacht ein warmer, sonniger Morgen. Die Sonne strahlt nicht verschwenderisch wie im Sommer und doch ist sie da; unter der dünnen, weißen Wolkenschicht hat sie sich versteckt und macht die Luft lau und angenehm wie im Süden.<sup>382</sup>

Auch akustische Eindrücke gibt Feldmann wieder:

Das Kind schrie kläglich, lebensschwach.<sup>383</sup>

376 Horst Pöttker: Heines Tagesberichte für die „Allgemeine Zeitung“. O. a.: S. 42.

377 Dies.: Bilder vom Jugendgericht. Spielende Kinder. In: DA Nr.: 5. 07.01.1918. S. 4.

378 Dies.: Bilder vom Jugendgericht. Dämonen. In: DA Nr.: 189. 03.09.1917. S. 3.

379 Dies.: Bilder vom Jugendgericht. In: DA Nr.: 247. 12.11.1917. S. 3–4. Hier: S. 3.

380 Dies.: Bilder von der menschlichen Seele. Gespensterträume. In: NWJ Nr.: 8988. 10.11.1918. S. 3.

381 Dies.: Bilder vom Jugendgericht. In: DA Nr.: 241. 05.10.1917. S. 3

382 Dies.: Herbsttag. In: AZ Nr.: 280. 12.10.1923. S. 9.

383 Ebd.: S. 9.

[...] aus dem Flur eines Hauses hört man ein Kind schreien.<sup>384</sup>

Kidergeschrei, Kinderwimmern dringen aus den Wohnungen;<sup>385</sup>

Sie weint leise, sagt mit leiser Stimme [...].<sup>386</sup>

Häufig stellt Feldmann ihren Reportagen auch kurze Zitate z. B. aus der Bibel oder der Literatur voran wie z. B.: „Ich wandte mich und sahe alle, die Unrecht leiden unter der Sonne; und siehe, da waren Tränen derer, die Unrecht litten und hatten keinen Tröster (Der Prediger Salomo Kap. 4.)“<sup>387</sup> oder: „Alle sind schuld an allem!“ (Dostojewski).<sup>388</sup>

### **„Mehr tränenreiches Mitleid als soziale Anklage“? – Schwierigkeiten der Selbstbehauptung in einem männlich dominierten Umfeld**

Wie gezeigt schreibt sich Feldmann mit der Sozialreportage in eine von Männern begründete Tradition der Berichterstattung ein, beherrscht deren Mittel, setzt sie aber auf eigene Weise fort. Ihrem Thema der Sozialkritik treu bleibend, gerät sie im Laufe ihrer Arbeit für die Zeitung – auch im Zusammenhang mit noch aufzuzeigenden Einflüssen der ‚Neuen Sachlichkeit‘ – mehr und mehr in Richtung des formal offeneren Feuilletons sowie der literarischen Reportage.

Bruno Frei, Kollege Feldmanns beim *Abend*, wo er von den Elendsbezirken Wiens berichtet, erinnert sich: „Im Grunde schrieb Else Feldmann über die gleichen Dinge wie ich, nämlich über Alltagstragödien der Armut.“<sup>389</sup> Ähnlich wie Colbert, den Frei als spöttisch und ständig angriffslustig beschreibt – „seine sarkastischen Bemerkungen schonten niemand“ –, sagt er über seine Kollegin: „nur war in ihren Feuilletons mehr tränenreiches Mitleid als soziale Anklage“.<sup>390</sup>

Inwiefern sich Feldmann mit ihrer von Männern als zu gefühlsbetont diffamierten Form der Berichterstattung von der ihrer männlichen Kollegen absetzt, soll im Folgenden näher untersucht werden.

In ihrer Rückschau auf die Textproduktion von Journalistinnen im Zeithorizont von 1848–1945 befinden Klaus/Wischermann, dass sich nur wenige unter ihnen dem objektiven Journalismus verpflichtet fühlten:

384 Else Feldmann: Bilder vom Jugendgericht. In: DA Nr.: 21. 28.01.1918. S. 4.

385 Dies.: Der Leidensweg der Mütter. In: DM Nr.: 4. 27.01.1919. S. 5.

386 Dies.: Bilder vom Jugendgericht. In: DA Nr.: 26. 04.02.1918. S. 3–4. Hier: S. 4.

387 Dies.: Bilder vom Jugendgericht. In: DA Nr.: 247. 12.11.1917. S. 3.

388 Dies.: Bilder vom Jugendgericht. In: DA Nr.: 281. 24.12.1917. S. 3.

389 Bruno Frei: Erinnerungen an Popper-Lynkeus. In: Theodor Kramer Archiv. [http://theodor-kramer.at/site/assets/files/1050/efe\\_vi\\_4\\_web.pdf](http://theodor-kramer.at/site/assets/files/1050/efe_vi_4_web.pdf) (Stand: 18.05.2017).

390 Ebd.



Die Kriterien für einen ethischen und gesellschaftlich verantwortlich handelnden Journalismus waren offensichtlich weniger Objektivität und Ausgewogenheit, sondern stärker Unabhängigkeit, Wahrheit und Wahrhaftigkeit, auch Parteilichkeit!<sup>391</sup>

Die Objektivität betreffend, bleiben Feldmanns Beiträge, im Unterschied zu denen Bruno Freis, der in seinen *Gängen durch die Wiener Elendswohnungen* sehr detaillierte Angaben zu Lage, Mietpreisen, Einkommen und Lebenshaltungskosten macht,<sup>392</sup> tatsächlich oft auch sehr vage (z. B.: sehr arm, kleine Wohnung, wenig Geld etc.). Ihr Fokus liegt eindeutig darauf, wie die Menschen ihr Umfeld und die daraus resultierenden Umstände subjektiv erleben. Anders als ihre männlichen Kollegen berichtet sie weniger von den äußeren, objektiven Gegebenheiten als von den Auswirkungen derselben auf das Innenleben der Menschen, wofür der Titel ihrer Serie im *Neuen Wiener Journal: Bilder von der menschlichen Seele* bezeichnend ist.

So steht z. B. den knapp umrissenen Eckdaten des Lebens einer Erzieherin – „Ich diene für hundert Kronen monatlich und das bißchen Essen. Lungen und Herz sind aufgebraucht; die Sehkraft der Augen hat gelitten [...]“ – eine weitaus ausführlichere Schilderung ihres subjektiven Erlebens gegenüber, wobei Feldmann der Frau selbst das Wort überlässt und damit gewissermaßen einer von „vielen Tausende[n] gleichgestellte[n] arme[n], einsame[n], dienende[n] Mädchen“ eine Stimme verleiht:

Nie für sich sein können; immer für die Wünsche anderer da sein müssen. Bis jetzt war Kampf. Man setzte sich zur Wehr im Innersten. Ich dachte an mein Vaterhaus, an den gedeckten Tisch bei meinen Eltern, an die Liebe meiner Mutter und daß ich es nicht verdiene, vernachlässigt und roh behandelt zu werden; *ich verdiene es nicht* [Hervorh. v. E. F.]. So gut geboren wie ihr, dachte ich, bin ich auch. Dann kam die Scham und die Demut des Alterns. Jetzt spüre ich langsam, wie der Kampf aufhört, und ich ergebe mich.<sup>393</sup>

Zeugnis für ihr Eintreten für Wahrheit und Authentizität legen nicht nur ihre Texte selbst ab, sondern auch der bereits angeführte Brief an den Redakteur der *Arbeiter Zeitung* Otto König, in dem sie die Intention ihrer Texte, die Lebensrealität der Arbeiter ungeschönt darzustellen, gegenüber ihrem männlichen Kollegen verteidigt.<sup>394</sup>

Mit ihrer beharrlichen Parteinahme für Kinder und Jugendliche behauptet sie sich auf einem Gebiet, das für männliche Kollegen offensichtlich nicht in die

391 Elisabeth Klaus; Ulla Wischermann: Journalistinnen. O. a.: S. 357.

392 Vgl. u. a.: Bruno Frei: Ein Gang durch Wiener Elendswohnungen. Einst und jetzt. In: DA 11.01.1918. S. 3–4; ders.: Ein Favoritner Heim. In: DA 25.01.1918. S. 4.

393 Else Feldmann: Die Erzieherin. In: NWJ Nr.: 9229. 13.07.1919. S. 9–10. Hier: S. 9.

394 Vgl.: S. 44 vorliegender Arbeit.

Kategorie relevanten Journalismus fällt. Bruno Frei, der sich zwar selbst, wie er sagt, „für ‚soziale Arbeit‘“ interessiert, aber nicht, wie Feldmann, „in Kinderfürsorge und Jugendschutz den rettenden Ausweg“<sup>395</sup> sieht, qualifiziert das Engagement seiner Kollegin in dieser Hinsicht ab: „wenn sie einen ‚Elendsfall‘ zu betreuen hatte, schien sie glücklich“.<sup>396</sup>

Dass Feldmanns Art der Berichterstattung im Umfeld des männlich dominierten Journalismus als teilweise zu rührselig und sentimental erachtet wird, zeigt die bereits angeführte Stellungnahme Carl Colberts, der seine Mitarbeiterin aufgrund ihres ‚weichen Herzens‘ als „nicht recht geeignet“ befindet, „sich sozial zu betätigen“<sup>397</sup> sowie die unter dem Vorzeichen väterlichen Wohlwollens getroffene Bemerkung Felix Saltens über Feldmanns, von einem „Schimmer von Poesie“ umgebenes, „schwesterliche[s] Walten“.<sup>398</sup>

Ein Indiz sowohl für die Schwierigkeit, als Journalistin wahr- und ernst genommen zu werden, als auch für die Selbstbehauptung Feldmanns liefert ein weiterer Brief an Otto König<sup>399</sup> vom 12. Juni 1925:

Sehr geehrter Genosse Dr. König.

Ich erhielt ein Schreiben mit der Anschrift: ‚Sehr geehrter Herr, werter Herr Genosse‘ und weiß daher nicht, ob eine Verwechslung vorliegt – mit der Aufforderung um einen Beitrag. Dazu meine ich, es liegen seit vielen, vielen Monaten bei den Gen. Dr. Bach und Max Winter ungefähr 8 Aufsätze von mir, die mir trotz wiederholtem Bitten niemals zurückgeschickt werden. Ich weiß daher nicht, welchen Sinn es hätte, weiter Anhäufungen zu veranstalten. Wie Sie selbst wissen werden, ist ein Feuilleton zu schreiben keine leichte Arbeit und man arbeitet nicht gerne für Schreibtischladen. Mit bestem Dank für Ihr Schreiben – falls es mir gegolten hat und bester Empfehlung. Else Feldmann.<sup>400</sup>

Sowie ein kurzes Schreiben von Elias Canetti an Adolf Opel aus dem Jahr 1994, der darin angibt: „Ich habe Else Feldmann bisher nicht gekannt und sogar der Name ist mir ganz entfallen. Ich schreibe sonst keine Briefe, es ist zu

395 Bruno Frei: Erinnerungen an Popper-Lynkeus. O. a.

396 Ebd.

397 Alpheus (= Carl Colbert): Wiener Kinder aufs Land. In: DM 28.05.1917. S. 5–6. Hier: S. 5.

398 Felix Salten: Else Feldmann. Löwenzahn. Eine Kindheit. In: NFP Nr.: 20611. 05.01.1922.

399 In diesem Zusammenhang muss angemerkt werden, dass sich Otto König später für seine Kollegin, die wie er der ‚Vereinigung sozialistischer Schriftsteller‘ angehört, eingesetzt hat. In einem Schreiben vom 13.07.1933 an Otto König bedankt sich Feldmann „für alles, was Sie für mich getan haben“, sowie für „alle Ihre guten Worte und Taten“. Vgl.: Brief Else Feldmann an Otto König vom 13.07.1933. In: Handschriftensammlung der Österreichischen Nationalbibliothek. 1026/44-3.

400 Brief Else Feldmann an Otto König. 12.06.1925 in der Handschriftensammlung der Österreichischen Nationalbibliothek 1026/44-1.

anstrengend. Aber in diesem schrecklichen Falle mußte [Hervorh. v. E. C.] ich es tun!<sup>401</sup>

Zwar muss in Betracht gezogen werden, dass sich Canetti hier in dem hohen Alter von 89 Jahren zurückzuerinnern versucht, Beweis dafür, dass der Name Else Feldmann in seinem Umfeld aufgetaucht ist, liefert der Umstand, dass Feldmann mit ihrer Erzählung *Letzte Küsse*<sup>402</sup> 1933 nach seiner Frau Veza Canetti den dritten Platz bei einem Preisausschreiben der *Arbeiter Zeitung* gewonnen hat.<sup>403</sup>

Der oft schwärmerische und stark gefühlbetonte Duktus ihrer Texte (wie z. B.: „Will ein erwachsener Mensch heute ein Märchen erleben, schöner als die Märchen aller Dichter und Künstler [...], dann muß er eine von unseren Wiener Gemeindeschulen besuchen. [...] atemlos vor Glück und Staunen über das, was ich sah [...].“<sup>404</sup>), an dem nicht nur männliche Kollegen Anstoß nehmen, sondern der zugegebenermaßen auch aus heutiger Sicht mitunter gewöhnungsbedürftig erscheint, schließt den sozialen Apell aber nicht aus und der Vorwurf Freis von fehlender sozialer Anklage lässt sich nicht erhärten. Auf jeden Fall ist es in Anbetracht ihres Werkes ungerechtfertigt, die Autorin darauf zu reduzieren.

Im Zusammenhang mit ihren *Reportagen vom Jugendgericht* zeigt sie z. B. Missstände auf dem Gebiet der Rechtsprechung auf, die nicht auf veränderte Gegebenheiten der aktuellen Gegenwart Bezug nimmt und das Richteramt zu einer Schablone verkommen lässt:

Nein, unser uraltes Gesetzbuch [...] mit all seinen verbessernden Novellen, muß noch immer den Urteilsspruch bestimmen, obwohl eine andere Zeit einen anderen Menschen geschaffen hat mit anderen Seelen, mit anderen körperlichen und geistigen Krankheiten.<sup>405</sup>

401 Elias Canetti: Brief an Adolf Opel vom 06.01.1994. Mit einer Umschrift des Textes, angeführt in dem Verzeichnis von Autographen, signierten Büchern und Widmungsexemplaren des Antiquariats Richard Hußlein. Pdf online einsehbar: <http://studylibde.com/doc/2017042/860-acklin-j%C3%BCrg-alias-antiquariat-richard-hu%C3%9Flein> (Stand: 17.06.2017).

402 Else Feldmann: *Letzte Küsse*. In: AZ Nr.: 64. 05.03.1933. S. 18.

403 Der erste Preis wurde mit der Begründung, dass „keine der eingereichten Arbeiten den an eine Kurzgeschichte zu stellenden konstruktiven Forderungen vollkommen entspricht“, nicht vergeben, der zweite ging an Veza Canetti für ihre Erzählung *Geduld bringt Rosen*, der dritte Preis an Else Feldmann, Rudolf Felmayer und Hedwig Rossi. Vgl.: Unser Preisausschreiben. AZ 05.03.1933 S. 17.

404 Dies.: Märchen der Wirklichkeit. In der Taubstummschule der Gemeinde Wien. In: AZ Nr.: 183. 03.07.1928. S. 8–9. Hier: S. 8.

405 Dies.: Justiz. In: NWJ Nr.: 9325. 19.10.1919. S. 8.

Dabei greift sie die Wortprägung des Sozialreformers Popper-Lynkeus von der grassierenden ‚Seelentuberkulose‘ auf, die wie körperliche Krankheiten auf äußere Einflüsse zurückzuführen sei: „Wir kennen heute alle diese Ursachen. Wir wissen, wo die Schuld liegt, bei den Kindern nicht!“<sup>406</sup> Sie spricht sich für die Einbeziehung neuer wissenschaftlicher Forschung, wie der des „Menschenfreunds“ Lombroso (!), der den Verbrecher als „Produkt seiner Umgebung und seiner sozialen Verhältnisse“<sup>407</sup> begreift, der sexualpathologischen Erkenntnisse Freuds sowie der These Paul Kammerers von der Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften aus. Sie fordert heilpädagogische Anstalten anstatt Gefängnisstrafen, die nichts bewirken – „Durch die Monate schweren Kerkers, zu denen er [der Straftäter] verurteilt wurde, ist er verloren. Nie wird er sich eine Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft erringen.“<sup>408</sup> –, und warnt vor dem leichtfertigen Umgang mit der Zukunft junger Menschen:

Wann wird man sich mit dieser sehr ernsten Sache beschäftigen und deken: die Kinder, das sind die Menschen [...], die jetzt aus einer körperlichen Naturnotwendigkeit heraus stehen, werden in ein paar Jahren Männer und Frauen geworden sein und das Verbrechen fortsetzen, in das man sie als schuldlose Kinder getrieben.<sup>409</sup>

Feldmann erhebt also sehr wohl Anklage und intendiert eine Verbesserung der Zustände, erreicht dies mitunter aber auf andere Art und Weise als ihre männlichen Kollegen und lenkt dabei ihren Blick auf Themen, die bis dahin in der öffentlichen Auseinandersetzung nicht wahr- und ernst genommen wurden.

### Kinder als die „genialsten Wissenden“

Feldmann sieht in Kindern Seismographen gesellschaftlicher Entwicklungen und misst ihnen einen wichtigen Stellenwert in der Gesellschaft zu.

Ein naiver Mensch vergangener Zeit meinte, weil Kinder klein sind, sei auch ihr Erfassen der Wirklichkeit gering. Welch ein Irrtum! Kinder sind die genialsten Wissenden um die wirklichen Dinge. Die kindliche Seele ist der unverlierbare Aufbewahrungsort der Geschehnisse menschlichen Lebens.<sup>410</sup>

---

406 Dies.: Bilder vom Jugendgericht. Seelentuberkulose. In: DA Nr.: 230. 22.10.1917. S. 4.

407 Dies.: Justiz. O. a.: S. 8.

408 Dies.: Bilder vom Jugendgericht. Jugendsenat. In: DA Nr.: 285. 31.12.1917. S. 4; vgl. auch: dies.: Bilder vom Jugendgericht. Studienköpfe aus Ottakring. In: DA Nr.: 258. 26.11.1917. S. 3.

409 Dies.: Jugendgerichtsstudien. Hunger. In: DA Nr.: 108. 26.05.1917. S. 3.

410 Dies.: Die Schüler und die Lehrmittel. In: AS Nr.: 22. 01.07.1934. S. 3.

Ihrer Auffassung von der „Aufgabe eines sozialen Tagesschriftstellers“<sup>411</sup> entsprechend, warnt sie immer wieder vor einer „Verbrecherseuche, von der gar nicht abzusehen ist, was sie alles anrichten wird“<sup>412</sup> und resümiert: „Daß das große Chaos auch die Jugendlichen und Kinder mitgerissen hat, ist das Alltagschauspiel von heute, wird das große Völkerdrama von morgen sein.“<sup>413</sup> Demzufolge ist der Beschreibung der Lebensrealität von Kindern und Jugendlichen bei Feldmann viel Raum gewidmet. Über ein Drittel ihrer Texte befasst sich mit dem Thema.

Über die Jugendgerichtsreportagen hinausgehend berichtet sie: von Sozialprojekten nach dem Krieg (wie dem schwedischen Settlement in Ottakring oder der Errichtung von Waldschulen<sup>414</sup>), reformpädagogischen Entwicklungen im Roten Wien (wie der Taubstummschule in der Hofzeile, wo die Fähigkeiten – aufgrund von Alkoholismus oder Syphiliserkrankung der Eltern sowie nicht behandelte Gehirnhaut- oder Mittelohrentzündungen im Säuglingsalter – erkrankter Kinder nach den Maßstäben von Pestalozzi gefördert werden<sup>415</sup>), von der Arbeit der Kinderfreunde,<sup>416</sup> wo Proletarier die Erziehung ihrer Kinder im Sinne des Sozialismus selbst in der Hand nehmen: „Freiwillige Kräfte, Männer und Frauen versehen den Dienst“ wie z. B. der selbst „aus dem tiefsten Dunkel des Proletariats stammende Schriftsetzer“,<sup>417</sup> der für seine ehrenamtliche Tätigkeit einen Verdienstentgang in Kauf nimmt.

Angesichts nach wie vor rückständiger Erziehungsmethoden – „Die Masse des Volkes kennt *bis auf den heutigen Tag* [Hervorh. v. E. F.] als einziges Erziehungsmittel Prügel [...]“<sup>418</sup> – verweist Feldmann auf die Arbeit der von Victor Adler im Rahmen der Wiener Schulreform eröffneten Erziehungsberatungsstellen, wo Eltern über die verheerenden Folgen körperlicher Züchtigung aufgeklärt und bereits neurotisierte Kinder Vereinen wie z. B. den bereits erwähnten Kinderfreunden zugeführt werden.

Sie berichtet aus den Berufsberatungs- und Arbeitsvermittlungssämtern, wo Kinder, sobald sie 14 Jahre alt geworden sind, vorstellig werden, um „ihren

411 Dies.: Kondensmilch. In: NWJ Nr.: 9137. 10.04.1919. S. 4.

412 Dies.: Bilder vom Jugendgericht. In: DA Nr.: 281. 24.12.1917. S. 3.

413 Dies.: Bilder vom Jugendgericht. In: Der neue Abend 17.06.1918. S. 3–4.

414 Dies.: Das Märchenschloß von Ottakring. In: NWJ Nr.: 9453. 09.02.1920. S. 6; dies.: Waldschulkinder. In: DA Nr.: 275. 01.12.1916. S. 3–4.

415 Dies.: Märchen der Wirklichkeit. In der Taubstummschule der Gemeinde Wien. In: AZ Nr.: 183. 03.07.1928. S. 8–9.

416 Vgl.: dies.: Der Fasanengarten. In: NWJ Nr.: 9306. 30.09.1919. S. 6; dies.: Der Aufstieg der Kinderfreunde. In: AZ Nr.: 339. 10.12.1920. S. 4.

417 Dies.: Proletarierkind und Kinderfreundwerk. In: AZ Nr.: 40. 10.02.1924. S. 9.

418 Dies.: Noch immer schlagen Eltern ihre Kinder! In: DM Nr.: 37. 12.09.1917. S. 6.

künftigen Beruf, Arbeit und Verdienst zu suchen“<sup>419</sup> und plädiert in Hinblick auf die geistige Unreife der Kinder und die oft schlimmen Zustände in Lehrstelle oder Fabrik – der auf Seiten der Eltern die Ohnmacht, das Kind nicht länger miternähren zu können, gegenübersteht: „Die müde, überarbeitete Mutter, der arbeitslose Vater, die daheim noch eine Kinderschar haben, sind froh, ihr ältestes Kind ‚angebracht‘ zu haben [...]“<sup>420</sup> – für eine Verlängerung des Schulbesuches bis zum 15. Lebensjahr.

### Zwischen Journalismus und ‚sozialer Arbeit‘

Feldmann beschränkt sich in ihrer Arbeit nicht auf die Beschreibung sozialer Missstände, sondern engagiert sich, die Grenzen zwischen den Rollen der Reporterin und der ‚Sozialarbeiterin‘ verwischend, nicht nur im Rahmen ihrer journalistischen Tätigkeit für die Betroffenen: Für damalige Verhältnisse nicht unüblich, fügt sie zwar des Öfteren Spendenaufrufe z. B. für eine an Rachitis erkrankte Mutter zweier kleiner Kinder an, oder bittet für einen vom Schicksal geschlagenen Gemeindediener.<sup>421</sup> Ihr Beitrag über die *Sträfliche Jugendziehung*<sup>422</sup> in der Jugendstrafanstalt Korneuburg zieht das Verbot der Prügelstrafe nach sich: „Landesrat Helmer hat am selben Tag, an dem der Bericht erschien, die Prügelstrafe in Korneuburg abgeschafft.“<sup>423</sup>

Feldmann nimmt sich aber auch über die der Wirksamkeit des Journalismus gesetzten Grenzen hinausgehend der Menschen, über die sie berichtet, an. Anders als Bruno Frei, der ebenfalls über das Jugendgericht schreibt,<sup>424</sup> sich dabei aber ausschließlich auf den Prozessverlauf konzentriert, verschafft sich Feldmann auch einen Eindruck über das Lebensumfeld der ‚Täter‘, die sie in den Wohnungen aufsucht: „Spät abends fahre ich nach Ottakring in die Heigerleinstraße, um mit den Eltern des Kindes zu reden. [...] Man kommt in eine Wohnung, um ein Kind zu besuchen [...]“<sup>425</sup> In ihren Reportagen vom Jugendgericht kommentiert Feldmann nicht nur die Arbeit der Richter,<sup>426</sup> Ärzte und Jugendfürsorge, sondern verwendet sich, die Rolle der Reporterin

419 Dies.: Die Vierzehnjährigen. Sehnsucht nach dem weißen Mantel. In: AZ Nr.: 227. 18.08.1926. S. 9.

420 Dies.: Die Kindertragödie am Tivoli. In: AZ Nr.: 296. 26.10.1924. S. 9.

421 Dies.: Die Privatkrisen. In: NWJ Nr.: 9188. 01.06.1919. S. 8; dies.: Bilder vom Jugendgericht. Der Ministrant. In: DA Nr.: 212. 01.10.1917 S. 3–4.

422 Dies.: Sträfliche Jugendziehung. In: DM Nr.: 25. 21.06.1926. S. 7.

423 Dies.: Wie aus einer Besserungsanstalt ein Erziehungsheim wurde. In: DM Nr.: 50. 12.12.1927. S. 8–9.

424 Vgl.: Bruno Frei: Vor dem Jugendrichter. Wie die Alten summen ... In: DA 13.12.1920. S. 4.

425 Else Feldmann: Bilder vom Jugendgericht. Ein Abend in Ottakring. In: DA Nr.: 183. 27.08.1917. S. 3–4. Hier: S. 3.

426 Feldmann merkt an, dass der Jugendgerichtshof mit Dr. Fiala einen sehr engagierten Richter habe, dass aber im Jugendsenat, vor den ältere Kinder gestellt werden, eine menschliche-

übertretend, für die Angeklagten: „Es muß doch auch für dieses Kind eine Rettung sein! Ich sage das der Fürsorgerin; sie meint, es wird vielleicht gehen, daß man sie in Brunn am Gebirge unterbringt [...]“. <sup>427</sup>

### Erweiterung des männlichen Themenspektrums

Neben dem Thema Kinder und Jugendliche, das ihre Arbeiten besonders in der Zeit noch während des Ersten Weltkriegs dominiert (ihre Berichte vom Jugendgericht fallen in die Jahre 1917–1918, wo sie in regelmäßiger Folge erscheinen), schreibt sich Feldmann auch mit der Wahl frauenrelevanter und bis dahin aus dem öffentlichen Diskurs ausgesparter Themen in die Reihe der Journalistinnen ein, die

in Hinblick auf die Veränderung und Erweiterung des Themenspektrums in den Medien: Erziehung, Mütterlichkeit, Arbeitsbedingungen von Frauen, Erwerbsarbeit, Hausarbeit, Sexualität, Prostitution Gewalt im Geschlechterverhältnis [...] Revolutionäres leisten,

indem sie diese für die Gesellschaft brisanten Themen in die Medien mit einbringen und sie „dort aus unterschiedlichen Perspektiven auf der Basis vielfältiger Recherchemethoden diskutieren“. <sup>428</sup>

Im Folgenden sollen einige Beispiele zu zwei weiteren, ebenfalls als Schwerpunkte im Kontext von Feldmanns journalistischen Arbeiten auszumachenden Themenbereichen herausgegriffen werden, um an ihnen die spezifische Art und Weise der Berichterstattung der Autorin sowie ihre Strategien für die Formulierung sozialer Kritik aufzuzeigen. Dabei handelt es sich um die beiden miteinander verknüpften Themenbereiche der Lebenswirklichkeit von Frauen und Müttern sowie der von Dienenden. <sup>429</sup>

„Zu den Müttern müßt ihr hinuntersteigen ...“

In ihren Arbeiten für die Zeitung beschreibt Feldmann immer wieder unterschiedliche Arten von Müttern, die sich, häufig selbst krank, das Essen vom

---

re Vorgehensweise angestrebt werden müsse. Vgl.: Bilder vom Jugendgericht. Kinder als Wirtschaftler und Köche. In: DA Nr.: 32. 11.02.1918. S. 4; dies.: Gulliver bei den Riesen. Jugendgericht. In: AZ Nr.: 139. 21.5.1925. S. 7. Zu Fiala siehe auch: Else Feldmann: Der Jugendrichter. In: NWJ Nr.: 9208. 22.06.1919. S. 7; dies.: Eine Zuflucht. In: NWJ Nr.: 9340. 04.11.1919. S. 3.

427 Else Feldmann: Bilder vom Jugendgericht. Ein Abend in Ottakring. In: DA Nr.: 183. 27.08.1917. S. 3–4. Hier: S. 3.

428 Elisabeth Klaus; Ulla Wischermann: Journalistinnen. O. a.: S. 357.

429 Das Thema der Prostitution, welches auch als eigenständiger Themenbereich ihrer journalistischen Arbeiten abzugrenzen ist, behandle ich im Zusammenhang mit Feldmanns Prostitutionsroman *Martha und Antonia*; vgl.: S. 184 vorliegender Arbeit.

Munde absparen,<sup>430</sup> vergeblich versuchen, Medikamente für ihre kranken Kinder zu bekommen,<sup>431</sup> aus Mangel an geeigneter Nahrung dreijährige, völlig unterentwickelte und entkräftete Kinder noch ausschließlich mit Muttermilch ernähren,<sup>432</sup> oder aus kranker Liebe einen Platz in der Lungenheilstation ablehnen: „Diese wahnsinnige Mutterliebe bringt ihr den Tod [...]“. <sup>433</sup>

Neben diesen, sich bis zur Selbstaufgabe aufopfernden Müttern berichtet sie aber auch von Trinkerinnen, denen die Vormundschaft für ihre Kinder entzogen wird,<sup>434</sup> Müttern die ihre Kinder beim Vater zurücklassen,<sup>435</sup> „Mütter[n], die jede Liebe, jede Scham, jeden Stolz in den Jahren des Duldens und Leidens verloren haben“ und ihre eigenen Kinder „zum Betteln auf die Straße schicken“,<sup>436</sup> von Müttern, die aufgrund der sozialen Umstände „böse, stumpf und ohne Spur von Liebe, von Verständnis [geworden] sind“.<sup>437</sup>

Zur Sichtbarmachung der Lebensrealität dieser Frauen schildert Feldmann die herrschenden Arbeitsbedingungen in Büro, Warenhaus und Fabrik sowie bei der Heimarbeit:<sup>438</sup> „Die Mutter ist Erwerbende, daß heißt, sie [...] muß zwölf Stunden im Tag arbeiten auf der Straßenbahn, in Fabriken, in luftlosen Nähstuben.“<sup>439</sup>

Dabei beschränkt sie sich nicht nur auf die Beschreibung äußerer Umstände, sondern gewährt (wie u. a. in ihrer Serie *Bilder von der menschlichen Seele*) Einblick in die Psyche der Menschen. So schildert sie z. B. den Fall einer Mutter, deren Mann im Krieg verschollen ist und die sich und ihre Kinder umbringt, weil es unter den gegebenen Umständen keine Rettung mehr für sie gibt. Mittels der Beschreibung der unsichtbaren inneren Kämpfe dieser Frau – „Das Herz der Mutter war wie ein verheertes Grab, ohne Hoffnung, ohne Trost. Aber nach außen hin war sie immer lächelnd [...]“. <sup>440</sup> – gelingt es Feldmann, eine große Unmittelbarkeit zu dem Geschehen zu erzeugen:

430 Vgl.: Else Feldmann: *Bilder von der menschlichen Seele. Die Seuche*. In: NWJ Nr.: 8997. 19.11.1918. S. 3; dies.: *Umherziehende Kinder*. In: NWJ Nr.: 9181. 25.05.1919. S. 8–9.

431 Dies.: *Der Leidensweg der Mütter*. In: DM Nr.: 2. 13.01.1919. S. 5–6.

432 Dies.: *Bilder vom Jugendgericht*. In: NWJ Nr.: 9451. 27.02.1920. S. 4.

433 Dies.: *Das ist das Glück. Ein Bild aus unseren Tagen*. In: DA Nr.: 134. 13.6.1916. S. 3–4.

434 Dies.: *Vor dem Jugendgericht. Die Räuberbande*. In: DA Nr.: 80. 21.04.1917. S. 4.

435 Dies.: *Bilder von der menschlichen Seele. Der Vater*. In: NWJ Nr.: 9398. 04.01.1920. S. 6.

436 Dies.: *Umherziehende Kinder*. In: NWJ Nr.: 9181. 25.05.1919. S. 7–8. Hier: S. 8.

437 Dies.: *Bilder vom Jugendgericht. Dämonen*. In: DA Nr.: 189. 03.09.1917. S. 3.

438 Vgl.: dazu Else Feldmann: *Abenteuer*. In: AZ Nr.: 183. 04.07.1924. S. 9–10; dies.: *Im Warenhaus*. In: NWJ Nr.: 9049. 12.01.1919. S. 6–7; dies.: *Rote Schminke vor Weihnachten*. In: AZ Nr.: 344. 13.12.1932. S. 4; dies.: *Die ersten Tage in der Fabrik*. In: AZ Nr.: 361. 31.12.1929. S. 4–5; dies.: *Hände*. In: AZ Nr.: 37. 07.02.1925. S. 5.

439 Dies.: *Jugendgerichtsstudien. Hunger*. In: DA Nr.: 108. 26.05.1917. S. 3.

440 Dies.: *Das Leben der Armen*. In: NWJ Nr.: 9174. 18.05.1919. S. 8.



Die Gedanken gingen in ihrem Kopf hin und her, hin und her. Immer denkt sie an die Kinder, nur an sie allein. An den Mann denkt sie nicht mehr – nur ein-, zweimal des Tages – da verspürt sie in der Nähe des Herzens einen Stich – und dann ist es gleich vorbei; dann kommen hundert andere Dinge. Was nutze auch das Denken an ihn. Ihr ganzes nächtlanges Kopferbrechen; es brachte sie doch nicht den kleinsten Schritt weiter. Sie weiß nicht, ob er lebt oder tot ist. Nun gut, was kann man machen!<sup>441</sup>

Nachdem sie von den Ärzten erfährt, dass ihre Kinder ohne entsprechende Behandlung nicht mehr lange zu leben haben, fasst sie ihren Entschluss:

Jetzt weiß die Mutter alles; weiß, daß ihre Kinder verloren sind [...]. Jetzt, wo sie alles weiß, ist sie sehr, sehr klug geworden. Klüger als der Arzt und sogar der Herr Medizinalrat. [...] Sie wird ihre Marter abkürzen. Was wäre ihre Mutterliebe, wenn sie die Schmerzen ihrer Kinder nicht lindern könnte ...<sup>442</sup>

Die Einblicke in das Innenleben dieser Mutter verleihen Feldmanns abschließender Anklage mehr Gewicht, als es eine rein objektive Form der Berichterstattung, die auf Lebensverhältnisse, Arbeitssituation und Einkommen Bezug nimmt, erreichen könnte: „wo haben wir eine Heilanstalt für *sofort* [Hervorh. v. E. F.] – wenn immer *tausend dringende Fälle* vorgemerkt sind. Bei dem Warten acht bis zehn Monate bis in Alland etwas frei geworden wäre, wären die Kinder ohnedies zugrunde gegangen.“<sup>443</sup>

Dieser Text wird allerdings durch eine Stellungnahme Feldmanns zu Popper-Lynkeus' in seinem Programm der *Allgemeinen Nährpflicht* vertretenen Ansinnen, Neugeborene „von Staats wegen rasch und schmerzlos zu töten, falls die Mittel nicht aufzubringen wären, Nahrung, Gesundheit und Erziehung den aufwachsenden Kindern zu geben“<sup>444</sup> in ein beklemmendes Licht gerückt, weil darin nahegelegt wird, dass Feldmann den ‚Ausweg‘ dieser Mutter aus ihrem Dilemma, die Kindstötung, zum Programm erheben würde.

Der Artikel erscheint einige Jahre zuvor im Oktober 1917 im *Abend* und Feldmann bezeichnet Popper-Lynkeus' Idee darin als etwas, „das an Weisheit und Güte nicht mehr übertroffen werden kann“<sup>445</sup> Sie gesteht zwar zu, dass es für die Mütter „gewiß hart [wäre]. Aber wieviel leichter ist es, über den raschen Tod eines Lebewesens, das man kaum kennt, hinwegzukommen, als nach jah-

441 Ebd.: S. 8.

442 Ebd.: S. 8.

443 Ebd.: S. 8.

444 Else Feldmann: Bilder vom Jugendgericht. Seelentuberkulose. In: DA Nr.: 230. 22.10.1917. S. 4.

445 Ebd.: S. 4.

relanger Qual, wenn das Geschöpf *tief im Herzen der Mutter ist* [Hervorh. v. E. F.], es langsam verderben zu sehen.<sup>446</sup>

Einerseits wird die Unerträglichkeit real herrschender Zustände durch die Zustimmung zu einem derartigen Vorschlag auf erschütternde Weise akzentuiert:

In den Fürsorgestellen der Heilanstalt Alland – *wir haben nur die eine für tausende Tuberkulose* [Hervorh. v. E. F.] – kann man das eine Bild der Zerstörung sehen wie täglich kleine Kinder hingebacht werden mit dem schrecklichen langsamen Tod im Leibe. Man muß den skelettartig abgemagerten Körper eines solchen Kindes sehen, das mühsame Atmen seiner armen Brust. *Und die Mutter steht dabei und muß es mit ansehen.* [Hervorh. v. E. F.] Sie erfährt von den Ärzten, daß ihr Kind lungenkrank ist, daß es aber nichts gibt, es zu retten.<sup>447</sup>

In Anbetracht real umgesetzter Euthanasie im Nationalsozialismus erscheint die unumwundene Zustimmung Feldmanns zu diesem theoretischen Vorschlag aber äußerst prekär.

Das Thema der ledigen Mutterschaft wird auch in einem anderen Beitrag aufgegriffen, wo Feldmann – ein poetologisches Prinzip der Neuen Sachlichkeit aufgreifend – eine junge Frau mit einem Säugling auf dem Arm beobachtet.<sup>448</sup>

In die Straßenbahn stieg eine Frau ein. Sie mochte etwa fünfundzwanzig Jahre zählen. Sie kam aus der Gebärdenklinik und hatte einen Säugling auf dem Arm. Sie sah nicht aus wie eine verheiratete Frau der wohlhabenden Stände. An ihrem Finger fehlte der Ring und auch sonst merkte man es ihr an, daß sie vielleicht nicht immer getan hatte, was ‚recht und billig‘ war. [...] Das Kind schrie kläglich und lebensschwach. Wie verlassen mußte die Frau sein, wenn niemand sie abgeholt hatte. Ihr Gesicht war totenblaß. Die mageren entkräfteten Hände konnten kaum Kind und Bündel halten. Bei einer Haltestelle steigt die Frau um. Sie fährt in die Vorstadt.<sup>449</sup>

In die „Hölle der Armut“, wie Feldmann kommentiert, die dem Leser das Gesehene als Menetekel vor Augen stellt: „Der Kampf der Straße trägt den Kampf in die Häuser und nimmt ihnen den Frieden und sagt: ‚Nie sollt ihr Ruhe finden, solange es draußen Ruhelose gibt‘ ...“<sup>450</sup>

Auffallend angesichts ihrer Auseinandersetzung mit dem Thema der ledigen Mutterschaft ist, dass Feldmann in diesem Zusammenhang zu dem in der Zwischenkriegszeit besonders im Umfeld der Sozialdemokratie heiß diskutierten Thema der Abschaffung des Abtreibungsparagrafen 144 nicht Stellung

446 Ebd.: S. 4.

447 Ebd.: S. 4.

448 Vgl.: S. 126 vorliegender Arbeit.

449 Else Feldmann: Herbsttag. In: AZ Nr.: 280. 12.10.1923. S. 9.

450 Dies.: Herbsttag. In: AZ Nr.: 280. 12.10.1923. S. 9.

bezieht. Zwar erwähnt sie bereits 1917 die große Zahl von Frauen, die „in lebensgefährlichem Zustand“ in die Frauenkliniken kommen: „sie haben etwas getan, um nicht gebären zu müssen aus Angst vor der Not“<sup>451</sup> und bezieht sich indirekt auf den Paragraphen, wenn sie die Mütter auffordert:

Frauen, das Gesetz verbietet euch, das keimende Leben in eurem Leib zu töten, es bestraft euch dafür mit dem Kerker. Frauen, aber kein Gesetz verbietet es, daß eure Kinder sterben: durch eure und eurer Männer Arbeitslosigkeit, durch das teuflische Lohndrücken, durch die Teuerung, die euch zum Hungern zwingt, durch den wahnsinnigen Kampf der nie aufhört: das Suchen nach Brot und Arbeit, das euch die Erkrankung eurer Kinder nicht rechtzeitig erkennen und diese sterben läßt, ehe ärztliche Hilfe kommt. Wehrt euch Frauen!<sup>452</sup>

Zur Debatte um die Abschaffung des Paragraphen selbst äußert sie sich aber nicht.

### Menschen ‚zweiter Klasse‘ – Dienende

Ein großer Stellenwert im Rahmen ihres journalistischen Schaffens kommt der Berufsgruppe der Dienenden<sup>453</sup> zu, denen Feldmann auch ein eigenes, allerdings bislang verschollenes, Theaterstück gewidmet hat.<sup>454</sup> Von einem großen Näheverhältnis zu diesen ‚Menschen zweiter Klasse‘ zeugt nicht nur das Porträt des Kindermädchens Ploni in *Löwenzahn* und die Thematisierung des Schicksals dieser Menschen in ihren Feuilletons und Erzählungen, sondern auch die tiefe Freundschaft Feldmanns mit einer Erzieherin, von der sie im gleichnamigen Feuilleton erzählt:

Seit ich sie vor zehn Jahren auf dem Lande einen Sommer lang als Nachbarin hatte, liebe ich sie und habe sie seither nicht eine Stunde lang vergessen. Wenn ich ein bißchen Zeit habe, komme ich in den Abendstunden zu ihr [...] und höre, was sie mir erzählt, lausche tief ergriffen den Worten dieser Freundin, die einer der edelsten Menschen ist, die ich kenne.<sup>455</sup>

Auch hier gewährt Feldmann einen Blick in das Seelenleben ihrer Protagonistinnen.

451 Dies.: Laßt uns arbeiten. In: NWJ Nr.: 9446. 22.02.1920. S. 4.

452 Dies.: ... Daß nicht alle Blütenträume reifen ... In: Die Frau Nr.: 6. 01.06.1926. (Seitenzahl unleserlich)

453 Unter dem Begriff fasst Feldmann Dienstboten, Kinder- und Stubenmädchen sowie Erzieherinnen zusammen.

454 Else Feldmann: Von Dienenden. In: NWJ Nr.: 9086. 18.02.1919. S. 3–4.

455 Dies.: Die Erzieherin. In: NWJ Nr.: 9229. 13.07.1919. S. 9–10. Hier: S. 9.

In *An was Marie denkt* ... stellt sie den ‚lobenden‘ Worten des Doktors auf die Frage, ob der alte Herr nicht doch in ein Sanatorium gebracht werden sollte – „Aber nein, vorläufig nicht. Er hat ja alles. Die Pflege! Und diese brave Marie!“ –, die Gedanken des Dienstmädchens gegenüber: „Sechsmal in der Nacht bringt sie ihm siedendes Wasser! Und was man von ihr verlangt! Ausruhen kennt sie nicht!“<sup>456</sup> Die Herablassung und versteckte Instrumentalisierung hinter dem vorgeblichen Wohlwollen ihrer Dienstgeber – „Wenn wer krank ist in der Familie, gibt es nur die Marie! Sie scheut keine Arbeit, das muß man sagen! Sie hat aber auch unser ganzes Vertrauen! Wir vertrauen ihr blind!“ – wird im Kontrast zu dem inneren Monolog der fünfundvierzigjährigen Hausgehilfin, die der Familie seit 14 Jahren ohne Unterbrechung dient, deutlich: „Ja, in der Familie ist immer wer da; wer aber wird mir ...? [...] Wer wird mich pflegen, wenn ich krank bin? Wer wird mir heiße Brühe aufgießen, Wasser reichen, Umschläge machen – alles mit Liebe und Schonung –, wenn ich alt und krank ...“<sup>457</sup>

Die skrupellose Ausnutzung von Dienstboten bringt Feldmann in einem Beitrag über *Hausgehilfinnen im Spital* mit ironischem Unterton zur Sprache:

Der Sommer ist ihre Zeit. Im Sommer *dürfen* [Hervorh. v. E. F.] sie krank werden. Es ist oftmals die beste Lösung des strittigen Punktes: Urlaub. [...] Sehr häufig sind im Sommer die Halskrankheiten, Angina und überhaupt die infektiösen Krankheiten. Die Hausgehilfin kann nicht heikel sein, sie muß überall zupacken; wenn ein Kind oder auch ein Erwachsener erkrankt, ist es nicht gerade die Hausgehilfin, die man isoliert, damit ihr nichts geschieht.<sup>458</sup>

Konkret schildert sie die Reduktion von Dienstboten auf ihre Arbeitskraft u. a. anhand des Beispiels ihrer Freundin, die als Erzieherin zweier Buben nicht geschont wird. Als die beiden eine schwere Krankheit durchmachen, bleibt diese bei ihnen, hält

Nachtwache [...] während die Mama schlief – (keinen Augenblick dachte jemand daran, das Fräulein könnte die Krankheit erben), ich war also acht Wochen Pflegerin, im Fieber kratzten und bissen die Jungen – es war ein Martyrium, bei ihnen zu bleiben, aber ich wurde nicht gefragt und mußte aushalten.<sup>459</sup>

---

456 Else Feldmann: *An was Marie denkt*. In: AZ Nr.: 215. 08.08.1927. S. 7.

457 Ebd.: S. 7.

458 Else Feldmann: *Hausgehilfinnen im Spital*. In: AS Nr.: 35. 23.09.1934. S. 3.

459 Else Feldmann: *Die Erzieherin*. In: NWJ Nr.: 9229. 13.07.1919. S. 9–10. Hier: S. 9.

Auch im Sommer, den die Kinder mit der Mutter auf dem Land verbringen, ist ihr keine Ruhe gegönnt: „Es mußte die ganze Wohnung umgeräumt werden [...]. Es gab von früh bis nachts zu tun [...].“<sup>460</sup>

Deutlich wird Feldmann auch, wenn sie den Umgang der „Wiener ‚Gnädigen‘“ mit ihren Diensthöten, zumeist Mädchen vom Lande, „die sich nicht leicht in das städtische Leben schickte[n]“ und mit dem „klassischen Namen: Trampel“ belegt werden, scharf kritisiert:

Trampel war ein Mädchel, das man den ganzen Tag anschreien und beschimpfen durfte, dem man das wenigste an Lohn und Essen gab, dem die ganze Familie um zehn Uhr abends die kotigen Schuhe in die Hände schmiß, um sie am nächsten Morgen sauber und glänzend vor den Betten zu finden. Trampel schlief in der Küche ohne oder mit ‚Lichthoffenster‘ – Trampel durfte abends aus Sparsamkeit kein Licht brennen, Trampel durfte nur einmal in der Woche ausgehen, und da erst nach der Jause, nach fünf Uhr und hatte um acht Uhr zum Nachtmahlholen zurück zu sein.<sup>461</sup>

Die soziale Anklage verstärkt Feldmann, indem sie dieser menschenverachtenden Praxis die große Loyalität des Dienstmädchens ihrer eigenen Kindheit gegenüberstellt, das, obwohl es aufgrund finanzieller Schwierigkeiten der Familie „schon seit drei Monaten keinen Lohn bekommen hat“,<sup>462</sup> seine eigene Federboa versetzt, um Essen für die Kinder einzukaufen.

Einblick in das Schicksal, dem Dienende am Ende ihres Lebens entgegensehen, gibt Feldmann in einem ihrer späten Feuilletons, wo eine Krankenschwester, nun selbst krank, „schon die vierzehnte Woche“ in einem Spitalbett liegt:

Sie war abgemagert und abgezehrt, das Gesicht gelb und kantig; das früher energische und straffe Kinn war schlaff und wie von Ängsten gezeichnet, das machte einen traurigen und zerstörten Eindruck für jeden, der es sah. Wenn sie nicht betäubt schlief, lag sie mit dem Gesicht zur Wand und starrte auf eine Stelle.<sup>463</sup>

Früher bis zur Selbstaufgabe um das Wohl ihrer Patienten bemüht – „Hieß es nicht immer, wenn von ihr die Rede war: mit hohem Fieber Dienst gemacht. Nachtdienst und noch einen Tag!“ –, ist sie nun selbst zu einem Fall geworden, der den Ärzten als Anschauungsobjekt dient:

Die Ärzte kamen täglich an ihr Bett, der ganze Schwarm [...]. Letztesmal hatten sie einen Amerikaner dabei, man erklärte ihm alles auf englisch [sic!]. Aus Gastfreundschaft

460 Ebd.: S. 9.

461 Else Feldmann: Anna. In: AZ Nr.: 67. 09.03.1930. S. 19.

462 Ebd.: S. 19.

463 Dies.: Nun will es dunkel werden. In: AZ Nr.: 312. 11.11.1933. S. 6.

durfte er auch das Herz abhorchen. Zweimal aufgegeben. Mit knapper Mühe dem Tode entronnen. Sie hatte alles gehört und gesehen.<sup>464</sup>

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Feldmann in ihren journalistischen Arbeiten mit ihren Beschreibungen der Gegebenheiten zeitgenössischer Gegenwart sowohl deren Auswirkungen im Außen, als auch im Innen – der Psyche der Menschen – in den Blick nimmt und damit nicht nur eine Erweiterung des Themenspektrums, sondern auch eine Erweiterung der Perspektive in den Journalismus mit einbringt, die eine größere Unmittelbarkeit in der Darstellung der Gegenwart erzeugt. Das tut sie, wie im Folgenden zu zeigen sein wird, auch, indem sie sich Stilmittel der ‚Neuen Sachlichkeit‘ bedient.

### „Das Leben dichtet, wir schreiben es auf.“ – Neusachliche Tendenzen

„Das Antlitz der Zeit ist zernichtet.

Das Leben ist zerlebt. Hässlich ist die Zeit. Aber wahr.

Sie lässt sich nicht malen, sondern photographieren.“

*Joseph Roth*

Untersucht man Feldmanns Arbeiten in Hinblick auf Dimensionen neusachlicher Ästhetik, so werden – auch in der Wahl ihrer Themen – mehrere Übereinstimmungen mit dieser literarischen Strömung deutlich, die von Becker als letzte Phase jener literarischen Moderne, „die sich in Auseinandersetzung mit den Prozessen der Industrialisierung und Urbanisierung konstituierte und mit dem Naturalismus der 1880er Jahre begann“,<sup>465</sup> literaturgeschichtlich verankert worden ist.

So ist die als zentrales Thema neusachlicher wie naturalistischer Literatur gleichermaßen geltende Erfassung der ‚sozialen Zustände der Gegenwart‘ auch Feldmanns Schreiben immanent, die als an den veränderten literarischen Produktionsverhältnissen ihrer Zeit partizipierende Autorin und Journalistin dem von Siegfried Kracauer beschriebenen neuen Typus des Schriftstellers zugeordnet werden kann, „der sich nicht dazu berufen fühlt, dem ‚Absoluten‘ zu dienen, sondern seine Aufgabe darin erblickt, sich (und damit dem großen Publikum) Rechenschaft abzulegen über unsere aktuelle Situation“<sup>466</sup>.

464 Ebd.: S. 6.

465 Sabina Becker: „... zu den Problemen der Realität zugelassen“. Autorinnen der Neuen Sachlichkeit. In: Walter Fähnders; Helga Karrenbrock (Hg.): Autorinnen der Weimarer Republik. Bielefeld. Aisthesis 2003. S. 187–213. Hier: S. 187.

466 Siegfried Kracauer: Über den Schriftsteller. In: Die neue Rundschau 42 (1931). Nr.: 6. S. 860–862. Hier: S. 861. Zit. nach: Sabina Becker: Neue Sachlichkeit. Quellen und Dokumente. Bd. 2. Köln, Weimar, Wien. Böhlau 2000.

Was Feldmann dem Protagonisten Absalon Laich in ihrem Roman *Leib der Mutter* in den Mund legt – „Er hatte ihr Dinge erzählt, die sich ähnlich in Wirklichkeit zugetragen hatten. [...] Er hatte sie bloß ein wenig ausgeschmückt, journalistisch hergerichtet.“ (LDM 78) –, gilt auch als poetologisches Prinzip für ihr eigenes Schreiben.

Ein Großteil der von ihr für verschiedene Tageszeitungen verfassten Beiträge entspricht dem im Rahmen der Neuen Sachlichkeit ausgebildeten Reportagestil, unter dem zum einen die Beschränkung auf die Schilderung realer Gegebenheiten, zum anderen eine Akzentuierung auf eine „knappere Ausdrucksform“ verstanden wird, mittels derer man bestrebt ist, „schärfste Photographien des Alltags“ sowie „Stenogramm[e] der Wirklichkeit“<sup>467</sup> zu geben. Er ist durch Realitätsbezug, Aktualität, Entfiktionalisierung sowie Entidealisierung der literarischen Produktion gekennzeichnet und bringt durch die Verbindung von dokumentarischem und fiktionalem Schreiben eine operative, funktionelle, auf Nutz- und Gebrauchswert abzielende Literatur hervor.

Seine Anwendung in Drama und Literatur führt zur Entstehung literarischer ‚Zwischenprodukte‘, als welche auch Feldmanns im Feuilleton erschienene Texte vielfach zu apostrophieren sind (vgl. z. B.: *Nacht eines Arbeitslosen*, *Bilder aus dem Wiener Ghetto*, *Die Erzieherin*).

Ein für Feldmanns Texte maßgebliches Kennzeichen neusachlicher Literatur ist das der Beobachtung, die innerhalb der Ausbildung des Reportagestils eine Aufwertung zur ästhetischen Kategorie erfährt und als formal stilistische Konsequenz der auf Aktualität und Zeitbezogenheit festgelegten neusachlichen Literatur zu sehen ist: „Gegenüber der Erfindung fiktionaler Fabeln behauptet sich nun die Beobachtung, statt Erdichtetem verlangt man nach Dokumentarischem, statt auf das Erzählen von Erfundenem legt man sich auf das Berichten realer Zustände fest.“<sup>468</sup> Damit soll der zwischen Kunst und Leben entstandenen Kluft entgegengewirkt werden: „Das Chaos [sic!] und die Anarchie unseres Weltbildes können nicht in der Dichtung allein gefaßt und überwunden werden. Chaos und Anarchie sind nur handelnd zu bezwingen. Dichtung ist immer ein Danach [...]“, befindet J. R. Becher 1928, der die Reportage als „die Avantgarde, de[n] erste[n] Vorstoß einer kommenden Dichtung in ein neues Diesseits“ bezeichnet und des Weiteren anmerkt:

---

467 Fritz Engel: Ferdinand Bruckner. Die Verbrecher. In: Berliner Tageblatt. 24.10.1928. Zit. nach: Sabina Becker: Neue Sachlichkeit. O. a.: S. 160.

468 Sabina Becker: Neue Sachlichkeit. O. a.: S. 171.

Es ist kein Zufall, daß die bedeutendsten Reporter entweder aus dem Proletariat stammen oder ihm nahestehen. Wer diesseitigläubig ist, wer wirklichkeitsbezogen ist, muß Sozialist sein. Denn was heißt soziale Revolution? Eroberung der Wirklichkeit.<sup>469</sup>

Beobachtung und Sehen sind Kriterien neusachlicher literarischer Produktion, die – wie in ihren Texten mehrfach explizit deutlich gemacht wird – auch bei Feldmann als poetisches Prinzip fungieren: „Mein großes Vergnügen und meine Unterhaltung war es, Menschen zu beobachten. Nichts entging mir, kein Wort, kein Zucken in einem Gesicht, kein Lächeln der Qual oder der Freude.“<sup>470</sup>

So beschreibt sie zum Beispiel in dem Feuilleton *Blick aus dem Hotelfenster* das Treiben auf der Straße einer modernen Großstadt:

Es ist unheimlich, wie dieses Getriebe nie zur Ruhe kommt – nie; die Wagen nicht zu fahren aufhören, die Menschen nicht durcheinander zu eilen [...]. Ich nehme den Stecher, Marke Zeiß, und auf einmal ist mir alles nah. Ich kann jeden deutlich sehen. Die fernsten Gestalten stehen plötzlich vor mir und enthüllen mir ihr Leben.<sup>471</sup>

Ein junger, mit den letzten Resten einer Uniform bekleideter, Mensch mit leeren Augenhöhlen, der auf der Straße Schneerosen an Liebespaare verkauft, daneben robust wirkende Blumenfrauen, die viele Röcke übereinander angezogen haben, um sich vor der Kälte zu schützen, sich aus der Straßenbahn drängende Arbeiter und Angestellte mit müden Gesichtern, Autos, in denen gepflegte Damen neben Herren mit „gierigen, schlaun Augen“ auf dem Weg zu Theater und Vergnügungsstätten sitzen, ein Kind, das von seiner Mutter geschlagen wurde, weil es um Süßigkeiten bettelte, ein bei der Säule eines Denkmals scheinbar vergeblich auf sein Rendezvous wartender junger Mann, der die Rollbalken herunterziehende Diener einer Buchhandlung, von einem Verkehrsstau aufgehaltene Menschen, Kellner und Gäste des gegenüberliegenden Kaffeehauses, „zwei lange, magere Frauen in Trauer mit langen Schleiern“, die einem Bettler Geld geben, ein Arbeiter und ein Dienstmädchen, das eine furchtbare Mitteilung gemacht haben muss – ein ganzes Figurenpanorama erschließt sich im Text, wobei auch Tiere nicht ausgespart bleiben: „Die beiden Pferde stehen stumpf da und zucken unter den Peitschenhieben, manchmal schütteln sie ihre kummervollen Köpfe, als wollten sie bitten: Nein! Nein!“ Und aus einem Haustor kommt eine Katze herausgeschlichen, „springt dann schnurgerade ihren Geschäften nach – wie ein Herr, der ins Büro geht“.<sup>472</sup>

469 Johannes R. Becher: Wirklichkeitsbesessene Dichtung. In: Die neue Bücherschau 6 (1928). Nr.: 10. S. 491–494. 493ff. Zit. nach: Sabina Becker: Neue Sachlichkeit. O. a.: Hier: S. 110.

470 Else Feldmann: Aus der Kindheit. In: AZ 02.02.1924. S. 10–11.

471 Dies.: Blick aus dem Hotelfenster. In: AZ Nr.: 64. 05.03.1922. S. 5.

472 Ebd.: S. 5.



Entspricht die genaue Darstellung des Gesehenen den Kriterien der Neuen Sachlichkeit, so stehen die negativ konnotierte Wertung der „gierigen, schlaun Augen“ der im Auto zu den Vergnügungsstätten fahrenden Herren sowie der letzte Satz – „Wo ist ein Weg zu all diesen Menschen in den Häusern und Straßen? Wie ist es möglich, alle zu verstehen, Leiden zu lindern [...]?“ – der von Kisch geforderten ‚unbefangenen Zeugenschaft‘<sup>473</sup> entgegen.

Neben das Moment des Beobachtens tritt in Feldmanns Texten immer wieder auch das des genauen Hörens und Zuhörens:

Diese Straßenbahnfahrten sind ungemein lehrreich für mich, ein stetes Feld der Beobachtung; ich kenne diese Menschen alle so gut, die Falten in ihren Gesichtern, ihre Leiden und Krankheiten, ihre Häuslichkeit. Das ist für den richtigen scharfen Beobachter, der ‚intuitiv‘ schaut, nicht schwer. Denn nicht Kleider, Haartracht, Gesichtsausdruck erzählen mir von ihnen, nein nicht das allein – *sie sprechen* [Hervorh. v. E. F.] – mit dem Nachbar, dem Schaffner, den Kindern – und das Seltsame ereignet sich, einen fremden Menschen plötzlich über sich sprechen zu hören und Einblick in sein Leben zu bekommen.<sup>474</sup>

Auch aus im Vorbeigehen mitgehörten Gesprächen ergibt sich Aufschluss über das Leben der Menschen: „Will man Großstadttragödien im Vorrübergehen erlauschen“, so Feldmann, „so braucht man nur einen Markt zu besuchen. Hier spielt sich ein eigenartiges Stück Leben der Frau ab. Ungeborene Dramen und Komödien suchen einen Autor.“<sup>475</sup>

Feldmanns stark wirklichkeitsbezogene Texte sind Abbild ihrer Zeit. Der Erzählung *Von Gnädigen und ‚Dienstboten‘* stellt Feldmann als Motto eine Zeile Peter Altenbergs voran, die da lautet: „Das Leben dichtet, wir schreiben es auf.“<sup>476</sup>

Süskind, der dem ‚neuen Realismus‘ eine „ungeheure Sachlichkeit“ bescheinigt, eine „mit der es nicht ganz geheuer ist, weil in Wirklichkeit die Sachen sich selber dichten“, sieht die Aufgabe des Künstlers darin, dieser Wirklichkeit „seine Feder, seinen Stift, sein spiegelndes Gedächtnis und Gewissen“ zu geben, wozu ihm – im Gegensatz zu den meisten anderen Autoren – gerade Frauen (und alte Leute) befähigt erscheinen:

473 Vgl.: Egon Erwin Kisch: Der rasende Reporter (Vorwort). In: Anton Kaes (Hg.): Manifeste und Dokumente zur dt. Literatur 1918–1933. Stuttgart. Metzler 1983. S. 319–321.

474 Else Feldmann: Wie glückliche Kinder leben. In: AZ Nr.: 155. 05.06.1928.

475 Dies.: Die Frau auf dem Markte. In: Liebe ohne Hoffnung. Berlin. Büchergilde Gutenberg 1928. S. 16–19. Hier: S. 16.

476 Siehe: Else Feldmann: Von Gnädigen und ‚Dienstboten‘. In: Liebe ohne Hoffnung. O. a.: S. 43. Ihn hat sie bei einem Kuraufenthalt auf dem Semmering 1912 persönlich kennengelernt; vgl.: S. 92 vorliegender Arbeit.

Frauen [...] ist es vielleicht am meisten von der Natur gegeben, ‚sachlich‘ zu sein [...]: schmerzhaft die Dinge erleben, ohne die ‚männliche Tendenz‘ des Umschmelzens, Konstruierens, Verwertens, sie durch sich strömen lassen und ihren wahrsten Kern mit einem ‚überraschendem‘ Wort wiederzugeben?<sup>477</sup>

Feldmann beschreibt nicht Seelennöte einzelner Helden, individuelle Haltungen einer subjektiv erfahrenen Wirklichkeit gegenüber, sondern zeigt Auswirkungen der Zeitumstände im Leben sowie in der Psyche der von ihr geschilderten Figuren. Sie vermittelt Tatsächliches, nicht Erfundenes, nimmt dem Beschriebenen gegenüber aber nur bedingt eine distanzierte und objektive Haltung ein. Ihre Zeugenschaft ergreift Partei, indem sie im Rahmen ihrer auf ein Massenpublikum ausgerichteten publizistischen Erscheinungsform auf die Kenntlichmachung notwendiger Veränderung abzielt.

Laut Becker impliziert dem neusachlichen Verständnis nach aber auch die unkommentierte Wiedergabe des Beobachteten und der Tatsachen eine kritische Hinterfragung der gesellschaftlichen Realität und meint mit Objektivität „weniger politische Abstinenz und Affirmation des Bestehenden als die Akzeptanz gesellschaftlicher Gegebenheiten [...], deren Realität nicht mehr zu leugnen ist und die die kaum mehr zu unterschreitende Basis für eine kritische Debatte über sie geben“.<sup>478</sup>

Ihr misst man eine desillusionierende Strategie bei, die, wie anhand ihres Briefes an Otto König bereits aufgezeigt worden ist, auch von Else Feldmann verfolgt wird.<sup>479</sup> Insofern stimmt die Intention von Feldmanns Schreiben mit dem 1929 von Kurt Pinthus in Hinblick auf neusachliche Antikriegs- und Zeitromane getroffenen Befund überein: „Das sogenannte Allgemein-Menschliche und das Soziale wirken in den neuen Büchern nicht durch umschreibende Klage und Anklage, sondern durch die unmittelbar gezeigte Kraßheit des Zustands und Geschehens [...]“.<sup>480</sup>

Auch Pinthus' Befund über die Fähigkeit der Frauen dieser Generation, Wirklichkeit unheimlich einfach darzustellen und dabei „nicht nur die Frauen-Literatur aller früheren Epochen, sondern manchmal sogar die gleichzeitige männlicher Autoren [zu] übertrumpfen“, ließe sich auf das Schreiben Else Feldmanns anwenden:

---

477 W. E. Süskind: Hermann Bang und wir. In: Das vierzigste Jahr. 1886–1926. Fischer Almanach 1926. Berlin 1926. S. 159–165. Hier: S. 163. Zit. nach: Sabina Becker: Neue Sachlichkeit. O. a.: S. 171.

478 Sabina Becker: Neue Sachlichkeit. O. a.: S. 188.

479 Vgl.: S. 44 vorliegender Arbeit.

480 Kurt Pinthus: Männliche Literatur. In: Das Tage-Buch 10 (1929). Nr.: 1. S. 903–911. Zit. nach: Sabina Becker: Neue Sachlichkeit. O. a.: Bd. 2. Hier: S. 39.

All diese Bücher geben Illusionszerstörung, die niemals bejammert und beschrien wird, mit der Unpathetik und Sachlichkeit des Chronisten, zeigen Zerstörung des Zeitungsmäßigen, Aufdeckung des Wirklichen, an Beispielen von Kindern, jungen Menschen, Bürgern, Bauern und Proletariern.<sup>481</sup>

---

481 Ebd.: S. 39.

## 4. Romane

### Löwenzahn. Eine Kindheit (1921)

*Löwenzahn. Eine Kindheit* erscheint 1921 im Rikola Verlag (Wien), 1930 folgt eine Neuauflage unter dem Titel *Melodie in Moll* in Kooperation der Verlage Glöckner (Wien) und Rothbart (Leipzig). In der *Zeit* wurde bereits 1916 ein Text, *Im Kinderhospital*, abgedruckt, worin später im Roman auftretende Charaktere bereits skizziert sind.<sup>482</sup> Er findet sich 1918 im *Neuen Wiener Journal* unter dem leicht veränderten Titel *Aus einem Kinderhospital* – ansonsten aber in völlig gleichem Wortlaut – wieder.<sup>483</sup> Hier erscheinen einige Auszüge, die abgesehen von geringfügigen Abweichungen mit der Romanfassung übereinstimmen.<sup>484</sup> 1993 wird der Roman im Zuge der Wiederentdeckung der Autorin unter seinem ursprünglichen Titel im Verlag für Gesellschaftskritik (Wien) sowie 2003 im Milena Verlag (Wien) neu aufgelegt.

In ihrer ersten Buchveröffentlichung schildert Else Feldmann eine Kindheit in den Armenbezirken Wiens im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert. Marianne, die Ich-Erzählerin, wächst zusammen mit ihrem Bruder und der kranken Schwester Johanna in ärmlichen Verhältnissen auf. Der Vater ist lange Zeit arbeitslos, die Mutter trägt als Näherin und Fabrikarbeiterin zum Unterhalt der Familie bei oder übernimmt ihn vielmehr zeitweise ganz. Die Wohnsituation ist beengt, zweimal zieht die Familie um. Als der Vater seine Stelle verliert, muss das geliebte Kindermädchen Ploni entlassen werden. Einige Zeit danach wird Johanna zur Genesung nach Italien geschickt, von dort kehrt sie aber geschwächt zurück und stirbt bald darauf. Etwa zur gleichen Zeit kommt ein weiterer Bruder, Joseph, zur Welt. Mit dem Eintritt des Vaters als Teilhaber in eine Firma kommt es schließlich zu einer Verbesserung der finanziellen Lage der Familie.

Marianne erzählt von Erlebnissen ihrer frühen Kindheit, der Schulzeit bis zu ihrem Eintritt in einen Handelskurs.

Zeitgenössische Rezensenten in der *Neuen freien Presse*, dem *Neuen Wiener Abendblatt*, dem *Abend* sowie den *Westermannschen Monatsheften* – Beleg für eine auch außerösterreichische Rezeption – urteilen durchwegs positiv. Von

---

482 Vgl.: Else Feldmann: *Aus einem Kinderhospital*. In: *Die Zeit* Nr.: 4823. 27.02.1916. S. 2–3.

483 Ebd.: S. 3–4.

484 Dies.: *Aus der Kindheit*. In: *NWJ*. Nr.: 9488. 04.04.1920. S. 8; dies.: *Aus der Kindheit*. In: *NWJ* Nr.: 9535. 23.05.1920. S. 7–8; dies.: *Aus der Kindheit*. In: *NWJ*. Nr.: 9706. 12.11.1929. S. 5.

einem „unvergleichlichen“<sup>485</sup>, in seiner Einfachheit „tieferschütternd[en]“<sup>486</sup> Buch ist die Rede und der Autorin wird „dichterische Kraft“<sup>487</sup> bescheinigt.

Felix Salten sieht seine mit Feldmanns erster Talentprobe auf dem Theater verknüpften Erwartungen – 1916 wird *Der Schrei, den niemand hört!* im Volkstheater uraufgeführt – übertroffen und streicht mit einem Verweis auf das große soziale Engagement der Autorin ihre „Fähigkeit, Anteilnahme zu erwecken“,<sup>488</sup> hervor.

Noch 1989 erinnert sich Hilde Spiel in ihrer Autobiographie *Die hellen und die finsternen Zeiten* an *Löwenzahn* als ein „geliebtes, verschollenes Buch“.<sup>489</sup>

### Roman oder Autobiographie?

Wie die Ich-Erzählerin wächst auch Else Feldmann mit Eltern und Geschwistern in ärmlichen Verhältnissen in den Randbezirken Wiens auf. Auch ihr Vater, aus Ungarn zugewandert, ist häufig arbeitslos. Die Mutter trägt als Näherin zum Familienerhalt bei oder bestreitet ihn zeitweilig allein.

In einem Feuilleton in der *Arbeiter Zeitung* von 1921 erzählt Feldmann davon, wie ihre Mutter sie zum Verkauf der gefertigten Kleidungsstücke mitnimmt. Sie gehen von Laden zu Laden, aber erst am späten Nachmittag gelingt es, etwas davon anzubringen. „Mutter nahm uns mit, wenn sie den Kreuzern nachlaufen mußte, wir sollten sehen, wie schwer sie das Geld verdiente.“<sup>490</sup> – Eine Szene, die sich in sehr ähnlicher Weise auch in *Löwenzahn* wiederfindet.<sup>491</sup>

Eine autobiographische Lesart scheint damit naheliegend. Trotz autobiographischer Prägung ist *Löwenzahn* aber als Roman ausgewiesen, womit er in der paratextuellen Kommunikation mit dem Leser in den Bereich des Literarischen rückt und überindividuelle Gültigkeit beansprucht. Zudem besteht keine, wie von Lejeune für die Autobiographie geforderte Namensgleichheit zwischen Autorin und Erzählerin im Text und auch die Verwendung des unbestimmten

485 Felix Salten: Else Feldmann: Löwenzahn. Eine Kindheit. In: NFP Nr.: 20611. 15.01.1922. S. 31.

486 P. N. (= Paula Novotny): Löwenzahn. Eine Kindheit. Roman von Else Feldmann. In: DA Nr.: 143. 26.06.1922. S. 3–4. Hier: S. 3

487 Max Lesser: Löwenzahn. In: Neues Wiener Abendblatt Nr.: 73. 14.03.1922. S. 4. Vgl. auch Felix Salten: O. a.

488 Felix Salten: O. a.: S. 31. Während des Kriegs erschienen ihre Serien vom Jugendgericht, 1921 fungiert sie zusammen mit Anna Nußbaum als Herausgeberin des *Briefbuchs des Wiener Kindes* und begleitet Kinder auf einen Landaufenthalt in Ungarn.

489 Hilde Spiel: *Die hellen und die finsternen Zeiten*. München. List 1989. S. 86.

490 Else Feldmann: *Der Spaziergang*. In: AZ Nr.: 263. 25.09.1921. S. 7.

491 Vgl.: dies.: *Löwenzahn. Eine Kindheit*. Wien. Verlag für Gesellschaftskritik 1993. S. 52ff. Im Folgenden abgekürzt LZ<sup>2</sup> direkt im Text.

Artikels im Untertitel *Eine Kindheit* transferiert die Geschichte vom Besonderen ins Allgemeine.<sup>492</sup>

In diesem Zusammenhang soll Feldmanns zweifellos autobiographisch geprägter Text in Hinblick auf Merkmale des ‚autobiographischen Romans‘ und der ‚Autofiktion‘ – Gattungsbezeichnungen, die sich in der jüngeren Autobiographieforschung etabliert haben – untersucht werden.

Als Hauptmerkmal der Entwicklung moderner Autobiographien nennt Holdenried die im 18. Jahrhundert einsetzende Literarisierung der bis dahin als Zweckform dem Bereich der Rhetorik zugeordneten Autobiographie. Deren gattungstheoretische Festschreibung auf die vorauszusetzende Zweckform hat sich allerdings ungeachtet zunehmender Durchlässigkeit erhalten. So betrachtet Sauder in seinem Aufsatz über Autobiographien der 1990er Jahre diese Gattung vorrangig als „Zweckform, die nur gelegentlich auch einen literarischen Charakter haben kann“.<sup>493</sup>

Die Reduktion der Autobiographie auf ihren Zweckformstatus erklärt Holdenried angesichts des zunehmend hybriden Charakters literarischer Wirklichkeitserfassung in modernen Autobiographien aber für zu kurz gegriffen und zeigt am Beispiel des autobiographischen Romans auf, dass „die Autobiographie als literarische Form sich selbstverständlich literarischer Gattungsmöglichkeiten bedienen kann, ohne den Charakter einer eigenen Gattung zu verlieren“.<sup>494</sup> Im Folgenden sollen einige der von ihr ausgemachten innovativen Strukturmerkmale moderner Autobiographik mit Feldmanns *Löwenzahn* verglichen werden.

### Zentralperspektive als ästhetische Objektivierung

Das ‚autobiographische Paradoxon‘, das Ineinanderfallen von Erzähler und Erzählgegenstand bildet auch im autobiographischen Roman Ausgangspunkt des Erzählens, wobei dieses früheren Autobiographen zwar bereits bewusst gewesen, von modernen Autorinnen und Autoren aber zum Topos erhoben worden ist, indem sie grundsätzliche Zweifel an der Verfügbarkeit des Erzählobjekts äußern.<sup>495</sup>

Feldmann bedient diesen Topos nicht direkt, der Vorsatz „Meinen Eltern gewidmet“ sowie die ihrem Text vorangestellten Zeilen aus der Altersklage des mittelalterlichen Minnesängers Walther von der Vogelweide:

492 Vgl.: Philippe Lejeune: Der autobiographische Pakt. Frankfurt am Main. Suhrkamp 1994. S. 13–51.

493 Gerhard Sauder: Suchbilder. Literarische Autobiographien der neunziger Jahre. In: Peter Winterhoff-Spurk; Konrad Hilpert (Hg.): Die Lust am öffentlichen Bekenntnis. Persönliche Probleme in den Medien. St. Ingbert 1999. S. 103–128. Hier: S. 104.

494 Michaela Holdenried: Autobiographie. Stuttgart. Reclam 2000. S. 39.

495 Vgl.: ebd.: S. 44.

Ach, wie sind hingeschwunden  
 Mir alle meine Jahr'  
 Hab' ich mein Leben geträumet?  
 Oder ist es wahr?

stellen den Text aber in das Spannungsfeld zweier gegenläufiger Textstrategien. Des Weiteren findet sich neben der Ich-Perspektive auch im Text ein impliziter Hinweis, der als Angebot eines ‚referentiellen Paktes‘, also der Absicht des Autors, der Autorin, von etwas tatsächlich Geschehenem zu berichten, interpretiert werden kann.<sup>496</sup>

Über die gelegentlichen Erzählungen des Vaters aus seiner Heimat bemerkt die Erzählerin: „Ich konnte nicht genug davon hören. Nur etwas Wirkliches! Sagte ich, wenn es auch nicht schön ist. Während mein Bruder lieber etwas Erlogenes hören wollte, wenn es nur schön war.“ (LZ 43) Damit wird der Text indirekt zwischen den Polen Fakt (‚Wahrheit‘/‚Wirkliches‘) und Fiktion (‚Traum‘/‚Lüge‘) angesiedelt.

Ein Hinweis auf autobiographische Parallelen findet sich auch in einem *Aus der Kindheit* überschriebenen Feuilleton der *Arbeiter Zeitung* vom 27. Dezember 1923. Hier ist von dem Dienstmädchen Ploni, der „Freundin meiner Kinderzeit“<sup>497</sup> die Rede, der Feldmann schon in *Löwenzahn*, worin Ploni zum Teil eine fast mütterliche Rolle zugeschrieben wird, ein Denkmal gesetzt hat. Darüber hinaus stimmen Name und Geburtsdatum der Schwester Johanna, nicht aber die der Brüder, in Buch und Wirklichkeit überein.<sup>498</sup>

Das Angebot sowohl eines ‚fiktionalen Kontraktes‘ als auch eines ‚autobiographischen‘ oder zumindest ‚referentiellen Paktes‘ ist ein Merkmal, das im Speziellen auf den autobiographischen Roman zutrifft.<sup>499</sup> Auch Zipfel spricht in seinem Aufsatz über Autofiktion – ein Begriff, der m. E. an den des autobiographischen Romans angelehnt werden kann – vom Charakteristikum der Autofiktion, das in der Anwendung zweier „sich gegenseitig eigentlich ausschließender Praktiken: der referentiellen Praxis und der Fiktions-Praxis“, zu sehen sei.<sup>500</sup> Holdenried, die hierin eine „neue und nur auf die autobiographi-

496 Vgl.: Frank Zipfel: Autofiktion. Zwischen Grenzen von Faktualität, Fiktionalität und Literarität? In: Simone Winko; Fotis Jannidis u. a. (Hg.): Grenzen der Literatur. Zu Begriff und Phänomen des Literarischen. Berlin, New York. De Gruyter 2009. S. 285–313. Hier: S. 288.

497 Else Feldmann: Aus der Kindheit. In: AZ Nr.: 353. 27.12.1923. S. 4.

498 Das Melderegister der Stadt Wien verzeichnet eine Schwester: Johanna Feldmann, geb. am 14.12.1882. Das Geburtsjahr, in *Löwenzahn* mit 1883 angegeben, differiert um ein Jahr. Laut Herbert Exenberger ist sie am 22.11.1894 gestorben (Feldmann nennt im Roman den 22.11.1897).

499 Vgl.: Michaela Holdenried: Autobiographie. Stuttgart. Reclam 2000. S. 42.

500 Vgl.: Frank Zipfel: Autofiktion. O. a.: S. 305.

sche Fiktion zutreffende rezeptionsästhetische Struktur<sup>501</sup> geschaffen sieht, wertet diese als *die* (Hervorh. v. M. H.] Innovationsform der Gattung.

Bereits in der zeitgenössischen Rezeption von *Löwenzahn* tritt die Ambivalenz zwischen möglichen Lesarten – als Roman, Wirklichkeits-, aber auch autobiographische Darstellung – zu Tage. In den *Westermannschen Monatsheften* wird vornehmlich auf den ästhetischen Aspekt eingegangen, von „Poesie“<sup>502</sup> sowie pflanzenhaftem Charakter des Buches ist die Rede, womit der Roman im Sinne Genettes, der Poetizität als formales Kriterium des Literarischen festgemacht hat, als literarischer Text begriffen wird. In der Besprechung Paula Novotnys im *Abend* dominiert hingegen der Verweis auf die Beschreibung von Tatsächlichem, dem hier appellative Kraft zugeschrieben wird:

Das Buch müsste in jedem sittlich empfindenden Menschen den Wunsch auslösen mitzuhelfen, daß kein Großstadtkind mehr an Leib und Seele hungern, daß keines mehr unter der harten Züchtigung verbittert und haßerfüllt heranwachsen müsste, sich selbst nicht zur Freude und sehr oft der menschlichen Gesellschaft zur Gefahr.<sup>503</sup>

In ihrer nahezu identen Rezension anlässlich der Neuauflage von *Löwenzahn* unter dem Titel *Melodie in Moll* weist Novotny 1930 in der *Unzufriedenen* auf die zwischenzeitlich erfolgten sozialen Errungenschaften des Roten Wien hin, was den Text zusätzlich in einen politischen Bezugsrahmen stellt.<sup>504</sup> Die zweite Auflage, der eine kurze, das Motiv des neuen Titels aufgreifende und auf die Sentimentalität des Lesers abzielende Einleitung vorangestellt ist, weist den Text nun nicht mehr als Roman, sondern als *Erzählung* aus.

Felix Salten betont in seiner Rezension die detailgenaue Schilderung des im Text beschriebenen Milieus, „darin man gelebt haben, darin man heimisch sein muß, um zu erkennen, wie gut hier die Trostlosigkeit der Brigittenau und manch elender Teile der Leopoldstadt getroffen sind“,<sup>505</sup> womit er indirekt auf die autobiographische Prägung des Textes verweist. Max Lesser hingegen deutet *Löwenzahn* eindeutig als Autobiographie: „durch eine solche Jugend also ist Feldmann geschritten“.<sup>506</sup> Er spricht die Aufhebung einer Zentrierung der im Text beschriebenen Ereignisse auf das erzählende Ich – ein weiteres

501 Michaela Holdenried: Autobiographie. O. a.: S. 42.

502 Friedrich Düsel: *Löwenzahn*. In: *Westermannsche Monatshefte*. September 1922.

503 P. N. (= Paula Novotny): *Löwenzahn. Eine Kindheit*. Roman von Else Feldmann. In: DA Nr.: 143. 26.06.1922. S. 3–4.

504 Paula Novotny: *Löwenzahn. Erzählung von Else Feldmann*. In: *Die Unzufriedene* Nr.: 52. 27.12.1930. S. 416.

505 Felix Salten: Else Feldmann: *Löwenzahn. Eine Kindheit*. In: NFP Nr.: 20611. 15.01.1922. S. 31.

506 Max Lesser: *Löwenzahn*. In: *Neues Wiener Abendblatt* Nr.: 73. 14.03.1922. S. 4.



der von Holdenried angeführten innovativen Strukturmerkmale moderner Autobiographie – an.

Sie [Feldmann] reflektiert in diesem Buche nicht viel, sie berichtet nur, sie bemüht sich auch gar nicht sonderlich, sich selbst von dem, was sie schildert, abzuheben, sie ist sich selber ein Gegenstand der gelassenen, realistischen Schilderung, wie es die anderen sind, die Menschen, die Ereignisse.<sup>507</sup>

Durch diese Nivellierung in Art und Gewichtung der Beschreibung eigenen wie fremden Lebens kommt es auch zu eigenständigen Schilderungen anderer Personen, wobei die Ich-Perspektive des Mädchens auf diese übergeht und eine Art Mehrstimmigkeit entsteht.

So wechselt das Erzähler-Subjekt – eingeleitet durch den Hinweis: „Sie erzählte von dort [...]“ (LZ 81) – von der Erzählerin auf deren Schwester Johanna, die von ihren Erlebnissen in Italien, wohin sie zur Genesung geschickt worden war, in Ich-Form berichtet. In diesem Abschnitt kommt es noch zu einem weiteren Perspektivenwechsel. Statt Johanna erzählt nun die Ordensschwester Pia, Johannas Pflegerin und Vertraute:

[...] ich [Johanna, Anm. jew. v. m.] bat sie doch, mir zu erzählen, und da sagte sie mir. Sie habe einen jungen Seminaristen sehr lieb gehabt. Sie war siebzehn Jahre alt und ging in die Klosterschule, war Novize. Abends hat er mir [Pia] ein Zeichen gegeben und des Nachts kam er über die Mauer geklettert. Darauf kam ich [Pia] in den Garten hinunter. (LZ 85ff.)

Später wird das Wort noch einmal an den Vater übergeben, der den Kindern von der Choleraepidemie in seiner Heimat erzählt. (vgl.: LZ 43)

### Dissoziierte Chronologie und vitale Zeitordnung

Die weitgehend chronologisch erzählte Zeit in *Löwenzahn* umfasst ca. zehn bis zwölf Jahre und reicht von der Zeit vor Schuleintritt bis zur Pubertät. Wie moderne Autobiographien weist der Text Raffungen, Auslassungen und Erweiterungen auf, die die lebensgeschichtliche Chronologie in einen Bezug zur „innerpsychisch-vitalen Zeitordnung“<sup>508</sup> stellen und nicht mit der objektiven Zeit übereinstimmen. Mitunter wird die Zeitspanne eines Jahres in wenigen Sätzen skizziert, die Schilderung immer wiederkehrender Situationen vermischt sich mit der singulärer Erlebnisse. Eine Verbesserung in der finanziellen Lage der Familie wird abrupt durch die Wendung „[m]it einem Male“ (LZ 118) ein-

507 Ebd.: S. 4.

508 Michaela Holdenried: O. a.: S. 46.

geleitet, der Todestag der Schwester Johanna (datiert mit 22. November 1897) hingegen ausführlich beschrieben.<sup>509</sup>

Die oben bereits angeführten Passagen, in denen die Ich-Perspektive auf andere Personen übergeht, können als Herauslösung lebensgeschichtlich bedeutsamer Konstellationen aus der erzählerischen Anlage gelesen werden, wie das Holdenried als Charakteristikum moderner Autobiographik ausmacht. Dabei handelt es sich aber nicht um eigenes Erleben, sondern um das dem Erzähler-Ich nahestehender, aber auch fremder Personen – wie im Fall der Ordensschwester Pia.

Neben gelegentlichem Aufbrechen der Chronologie findet sich auch bei Feldmann die Verschiebung von zeitlichem hin zu räumlich geprägtem Erleben, die den Text in emotional unterschiedlich besetzte Erfahrungsräume auffächert.

So erscheint z. B. die Schule als angstbesetzter Raum, in dem die Ich-Erzählerin, wie die anderen Mädchen auch, Demütigungen einer sadistischen Lehrerin sowie Ausgrenzung seitens der Mitschülerinnen ausgesetzt ist: „Ich war immer wieder froh, wenn ich wieder zu Hause war.“ (LZ 19) Aber auch das Zuhause ist nur bedingt Ort der Zuflucht und Geborgenheit:

Schon im Hausflur verdüsterte sich meine Seele. Die bläulich geweißten Wände, welche überdies schmutzig waren, die engen Spiraltreppen, die finsternen Gänge, die sich noch durch das Schuhwerk so furchtbar kalt anfühlten; die Fenster, die in einen Lichthof gingen und in den Vorhof des nächsten Hauses; die Öllämpchen, die nicht leuchteten, nur glimmten, der trostlos eisige Kellerhauch, der im Stiegenhause lag, und ein Geruch von verdorbenem Fett, schmutzigen, dunstigen Kleidern, ein schrilles Getön von Kindergeheul und rohen Scheltworten, dumpfe Schläge von Männerfäusten und das ersterbende Gewinsel eines alten rüdigten Hundes – dies alles getaucht in eine Flut von Dunkelheit und modriger Kühle. Tür an Tür nisteten die Menschen. Die Stuben waren wie Gänge schwach erleuchtet – da lebten Menschen mit ihren Sorgen, wurden alt, wurden krank, starben, wurden geboren, Söhne wuchsen heran, Töchter ...<sup>510</sup> (LZ 95)

Als positiver Gegenpol dazu erscheint die Natur. Ein Ausflug mit den Gassenkindern zur Donau befreit aus der Ereignislosigkeit der häuslichen Enge:

Auf der Wiese bei der Donau war es kühl und luftig. Das Wasser rauschte heran, blau, grün, man sah die Fische mit den kleinen Wellen dahinziehen. Ringsumher, bis zur Mauer hinauf, bis zu den kleinen Steinen waren gelbe Blumen. O wie wunderbar sie glänzten auf der schmutzigen Erde, mitten in Mist und Butterbrotpapier. (LZ 24)

509 Vgl.: Zur Darstellung der Zeit in *Löwenzahn* Monika Nebosis. Aber was bleibt am Schluß? Else Feldmanns Romane. *Löwenzahn, Der Leib der Mutter und Martha und Antonia*. Diplomarbeit. Univ. Wien 1999. S. 49.

510 Dadurch dass Feldmann den Satz hier unvollendet lässt, erzielt sie neben dem Effekt der Irritation mehr Aufmerksamkeit für das mehrfache Ausgegrenzt-Sein von Mädchen und Frauen, als es eine explizite Formulierung erreicht hätte.

Die herbstlichen Spaziergänge mit dem Kindermädchen Ploni in die „Wildnis des Praters, am Saume der großen Feuerwerkswiese und dann hinüber kreuz und quer durch die Krieau beim toten Wasser vorbei“ erscheinen aber schon ambivalent, als lustvoll und bedrohlich, herbeigesehnt und gefürchtet zugleich:

Am nächsten Tage wollte ich nicht wieder mitgehen. Es war mir bange vor Plonis einsamen Wegen. Auch wäre ich gerne einen Tag zu Hause geblieben, hätte beim Fenster gegessen und gedacht: wie schön wird es jetzt in den Praterauen sein! (LZ 16f.)

Jahre später, am Schluss des Buches, wandert die Erzählerin wieder, diesmal mit ihrer Freundin Leonore, durch die nun „liebliche Baumwildnis der Krieau“, einst Bedrohliches ist gewichen – „Die lange Praterallee glich einem riesigen Festsaal.“ (LZ 161) – und die Natur bietet nun die Kulisse für einen optimistischen Schluss.

Der Erfahrungsraum Natur fungiert aber nicht nur als Kontrastfolie von Freiheit, Weite und Schönheit im Gegensatz zu Enge, Begrenztheit und Hässlichkeit des „Großstadtgefängnisses“,<sup>511</sup> sondern auch als Hintergrund der Schilderung von Gefühlen der Einsamkeit und des Ausgesetztseins:

Ich nahm den Weg in den Augarten. Alles verschneit, weiß, weiß und still. [...] Ich stäubte den Schnee von einer Bank fort und setzte mich. [...] Nein, ich war kein gutes Kind; mit mir war auch niemand gut. [...] Der Schnee fraß sich durch meine Schuhe. Ein eisiger Nord stieß mir die aufgewirbelten Blätterleichen ins Gesicht. (LZ 60)

### Stilisierung und Stilpriorität

Mittels der durchgängig eingenommenen Kinderperspektive, die sich im Laufe des Heranwachsens geringfügig anpasst, aber auch zahlreicher dialogischer Passagen,<sup>512</sup> die als Integration nicht zur Autobiographie gehöriger „Fremdelemente“<sup>513</sup> gewertet werden können, nimmt Feldmann eine „absichtsvolle stilistische Formung des Werkes“<sup>514</sup> vor, die zur Herauslösung aus dem rhetorischen Kontext klassischer Autobiographien und damit zu einer Literarisierung führt, die dem Text ästhetische Autonomie verleiht.

So hat die Sprache des Vaters, als er über die Choleraepidemie in seiner Heimat berichtet, eine Färbung, die sie deutlich vom übrigen Text abhebt und

511 Felix Salten: Else Feldmann: Löwenzahn. Eine Kindheit. In: NFP Nr.: 20611. 15.01.1922. S. 31.

512 Vgl.: LZ S. 32, 33, 34, 39, 40, 43ff., 53, 56, 63, 68, 69, 71, 76, 78, 85, 91, 97, 102, 108, 111, 125, 128, 132, 136, 141, 147, 150, 160, 164.

513 Vgl.: Michaela Holdenried: Im Spiegel ein anderer. Erfahrungskrise und Subjektdiskurs im modernen autobiographischen Roman. Heidelberg. Carl Winter 1991. S. 167.

514 Dies.: Autobiographie. O. a.: S. 49.

damit als „Markierungszeichen einer je individuellen Perspektive“<sup>515</sup> dient. Hier wird in einer veralteten sowie metaphernreichen Sprache erzählt, die den Textabschnitt sowohl in die Nähe des jüdischen Erinnerungsgebots als auch der chassidischen Erzähltradition rückt.

Die Menschen fielen wie heruntergeschossene Vögel und blieben am Wege liegen. [...] Ich war allein und sah das Teuerste, das ich hatte, sterben. [...] Ich stand und sah in die Grube hinab. [...] Teuerste Seelen. Anica, Mütterchen. Hier liegt ihr unten und ich stehe oben – einsamer Mensch. Allein ging ich nach Hause. [...] Wenn ich sie auch rufe, wenn ich sie rufe hundertmal, wenn ich sie rufe tausendmal, wenn ich sie rufe alle Jahre, Tag und Nacht, sie hören mich nicht. (LZ 44f.)

Der hebräische Imperativ ‚Zachor!‘, ‚Erinnere dich!‘, spielt neben dem des ‚Nicht-Vergessens‘ eine wichtige Rolle innerhalb der jüdischen Tradition, in der Erinnern und Erzählen zwei entscheidende Kategorien der Rettung der stets bedrohten Identität darstellen.<sup>516</sup> Dieses Gebot, welches nicht weniger als 169 Mal allein in der Tora vorkommt, erfüllt der Vater, indem er seinen Kindern die Geschichte seiner Familie weitergibt.

Der Figur des Erzählers kommt demnach eine wichtige Stellung zu. In der chassidischen Tradition, einer volkstümlichen, mystischen Bewegung des Judentums, taucht sie in Gestalt des ‚Zaddik‘, des ‚Gerechten‘, auf, der die Rolle des Vermittlers zwischen Gott und Welt einnimmt. Martin Buber, der sich eingehend mit der chassidischen Erzähltradition beschäftigt hat, sieht in dem „erzählenden Wort“ einen Garanten, der Kontinuität verkörpert, welcher „das, was geschehen ist, faktisch in die kommenden Geschlechter hinüber[führt]“.<sup>517</sup> In seiner Art der Darstellung der großen Choleraepidemie steht der Texteschub im Roman sowohl dem historiographischen als auch dem legendenhaften Charakter der chassidischen Erzähltradition nahe.

### **Der unverstellte, ‚kindliche Blick‘ – subtile Möglichkeit der Sozialkritik**

Eine naive Menschheit vergangener Zeit meinte, weil Kinder klein sind, sei auch ihr Erfassen der Wirklichkeit gering. Welch ein Irrtum! Kinder sind die genialsten Wissenden um die wirklichen Dinge. Die kindliche Seele ist der unverlierbare Aufbewahrungsort der Geschehnisse menschlichen Lebens,<sup>518</sup>

schreibt Else Feldmann in einem Feuilleton des *Arbeiter Sonntag* und streicht damit deutlich die Fähigkeit der unbefangenen, noch durch keinerlei inter-

515 Dies.: Im Spiegel ein anderer. O. a.: S. 166.

516 Yosef Haim Yerushalmi: Zachor – Erinnere Dich! Jüdische Geschichte und jüdisches Gedächtnis. Aus dem Amerikanischen von Wolfgang Heuss. Berlin Wagenbach 1988.

517 Martin Buber: Die chassidischen Bücher. Hellerau. Hegner 1984. S. 5.

518 Else Feldmann: Die Schüler und die Lehrmittel. In: AS 01.07.1934. S. 3.

nalisierte Wert- und Normvorstellungen verstellten kindlichen Perspektive hervor: „Der kindliche Blick ist unverbildet, seine Wahrnehmung unverstellt und subjektiv authentisch.“<sup>519</sup> Damit bietet er die Möglichkeit subtiler, weil nicht explizit geäußerter Sozialkritik.

Mechthild Barth zufolge, die sich mit narrativen Inszenierungen des kindlichen Blicks auseinandergesetzt hat, stellt die Erzählung aus der Perspektive des Kindes als ein „paradoxe[s], hochartifizielle[s] Konstrukt“ dar, bei dem der Autor vor die Schwierigkeit gestellt ist, als Erwachsener glaubhaft das Wesen des Kindes begreiflich zu machen: „Nicht nur ist es ein erwachsener Autor, der ein vor langer Zeit verloren gegangenes, kindliches Bewusstsein zu rekonstruieren versucht, sondern er tut dies auch noch mit Hilfe einer ausgefeilten Sprache, deren Fehlen eine wesentliche Komponente des Kindlichen darstellt.“<sup>520</sup> Im Zuge einer solchen transzendierenden Erinnerung kommt es zu einer Reinterpretation dessen, was der Erwachsene von seiner kindlichen Erfahrung zu rekonstruieren fähig ist.<sup>521</sup>

Als Merkmale der kindlichen Narration hat Hagen die Tendenz des Verhaftetseins in der jeweiligen Gegenwart, stereotype Sprachverwendung, die das kindliche Verhältnis zu Sprache demonstrieren soll, sowie – für den frühkindlichen Status – den erzählerischen Nachvollzug des Fehlens einer Unterscheidung zwischen Ich und Umwelt angeführt, Kennzeichen, die sich auch bei Feldmann wiederfinden.<sup>522</sup> Am Sprachstil der Erzählerin in *Löwenzahn* wird individuelle Entwicklung ablesbar. Die Satzkonstruktionen zu Beginn sind noch sehr einfach, kurz und – dem sprachlichen Niveau eines Kindes entsprechend – redundant: „[m]eine Mutter sagte“, „[e]r sagte“, „Johanna fragte“, „Vater sagte“ (LZ 11f.) Beobachtungen werden unreflektiert wiedergegeben, was das kindliche Erleben verdeutlicht:

[...] da wird nichts erklärt, nichts analysiert und nicht einmal so recht geschildert, denn das kleine Mädchen versteht ja die Altersgenossen noch nicht so genau, um sie zu erklären, geschweige denn die Erwachsenen. Das kleine Mädchen erzählt nur, wiederholt nur Gespräche, die sich ihr eingepägt haben, deutet Gesichter an, Szenen, Schauplätze, die ihr in Erinnerung bleiben,

schreibt Felix Salten, der die Besonderheit der durchgehaltenen Kindheitsperspektive, des Tons, „der in der Phase der Pubertät zwar ein wenig reifer wird,

519 Corinna Dehne: Der ‚Gedächtnisort‘ Roman. Zur Literarisierung von Familiengedächtnis und Zeitgeschichte im Werk Jean Rouands. Berlin. Erich Schmidt Verlag 2002. S. 172.

520 Mechthild Barth: Mit den Augen des Kindes. Narrative Inszenierungen des kindlichen Blicks im 20. Jahrhundert. Heidelberg. Universitätsverlag 2009. S. 31.

521 Vgl.: Peter Sloterdijk: Literatur und Lebenserfahrung. Autobiographie der Zwanziger Jahre. München. Hanser 1978. S. 130.

522 Vgl.: Rainer Hagen: Kinder, wie sie im Buche stehen. München. List 1967. S. 95–102.

aber auch hier mehr im Ahnen denn im Wissen bleibt“, betont: „Und das ist nun so außerordentlich an diesem Buche, daß Else Feldmann diese ganze enge [...] Welt durchwegs aus der Kinderperspektive darstellt.“<sup>523</sup>

Im Gegensatz zu Feldmanns Text wird Kindheit in den meisten klassischen Autobiographien vornehmlich bürgerlicher Autoren nur transitorisch behandelt und Kindheit erscheint als Etappe auf dem Weg zur späteren Rollenidentität: „[...] die kindliche Subjektivität wird in solchen Geschichten getilgt und ihre Erfahrungswelt ganz dem erwachsenen Bewußtsein unterworfen.“<sup>524</sup>

Spricht die Erzählerin zu Beginn des Buches noch vom Wir – „Jeden Tag gingen wir mit Ploni spazieren.“ „Am Abend, wenn wir mit Ploni allein bei der Lampe saßen [...].“ „Des Abends kamen Leute zu uns, die wir früher nie gesehen hatten.“ (LZ 11,12) –, beginnt sie sich mit Eintritt in die Schule als eigenständiges Individuum zu begreifen. Das ‚Wir‘ weicht nun einem ‚Ich‘, das den Ablösungsprozess bewusst und schmerzvoll erlebt:

Es war ein Jammer, daß ich keine Freundin finden konnte und immer so allein herumstehen mußte. Es schien, daß ich allen überflüssig war. Meine Eltern hatten ihre schweren Sorgen um die Erhaltung der Familie und sie hatten Johanna, die krank war, und Alexander, der laut und fröhlich durch das Haus sprang, und Ploni, die ihnen half; dann hatten sie noch sich selbst. Von meinem Bruder trennte mich sein allzu lautes Geschrei, von meiner Schwester ihre allzu große Stille. Ploni war gut, aber sie befreite sich von mir, wo sie nur konnte. (LZ 20)

Hagen sieht in der Verwendung der Kinderperspektive eine Entsprechung in der Entwicklung der westlichen, europäischen Literatur im 20. Jahrhundert, in der „Bewußtseinszustände und bestimmte Arten der Welterfahrung zur Sprache gebracht werden: Schuld, Ohnmacht, Angst, Absurdität“,<sup>525</sup> Parameter, die auch Feldmanns Text prägen.

Durch den eingeschränkten, kindlichen Blick wird das Augenmerk auf die Komplexität der Welterfahrung gelenkt. Barth hat ein außerordentliches Interesse an Kindheit und kindlicher Perspektive im 20. und 21. Jahrhundert ausgemacht und deren Bedeutung für das kulturelle Selbstverständnis hervorgehoben: „Die Sicht des Kindes auf die Welt spiegelt unser kollektives Gedächtnis auf eine Weise wider, die es uns erlaubt, unsere historischen Wissensbestände von einem neuen Blickwinkel aus zu beleuchten.“<sup>526</sup> Der naive Blick ermöglicht

523 Felix Salten: Else Feldmann: Löwenzahn. Eine Kindheit. In: NFP Nr.: 20611. 15.01.1922. S. 31.

524 Peter Sloterdijk: Literatur und Lebenserfahrung. O. a.: S. 127.

525 Rainer Hagen: Kinder, wie sie im Buche stehen. München. List 1967. S. 101. Er führt in diesem Zusammenhang Werke von Kafka und Beckett an.

526 Mechthild Barth: Mit den Augen des Kindes. O. a.: S. 16.

es dem Erzähler, komplexe Zusammenhänge aufzubrechen, sie außerhalb des gängigen Kontextes zu stellen und damit eine scheinbar unverstellte Wirklichkeit zu präsentieren, ohne sie direkt zu verurteilen.

Ein Narrativ aus Kindersicht erzielt demnach beim Leser ungeachtet seiner Konstruktion eine hohe Wirkung an Authentizität und erlaubt, Gesellschaftskritik ohne moralisierenden Impetus zu üben. „Die höchst subjektiv anmutende Sicht eines unbedarften Kindes eröffnet einen immer wieder irritierenden Einblick in eine Welt, die eigentlich bekannt ist, aber so völlig neue Aspekte hinzugewinnt.“<sup>527</sup>

So entzieht sich zum Beispiel das Vorhandensein von Klassenschranken der kindlichen Logik. „Olga Welt gefiel mir [...]. Ich hätte mich gern mit Olga Welt befreundet, doch wie ich zu ihr ging und mit ihr sprechen wollte, sagte sie, sie möchte ganz gerne meine Freundin sein, doch erlaube es ihre Mama nicht, daß sie mit armen Kindern verkehre.“ (LZ 21) Als ‚armes Kind‘ hatte sich Marianne bis dahin nicht wahrgenommen.

Ich ging noch am selben Tag zu Ploni in die Küche und fragte:  
Ploni, bin ich ein armes Kind? Freilich bist du ein armes Kind.  
Warum, Ploni?  
Weil deine Eltern kein Geld haben. (LZ 22)

Diese Erklärung stellt für das Mädchen eine scheinbar ausreichende Rechtfertigung der eigenen ‚Inferiorität‘ dar und wird von ihm umgehend internalisiert: „Ja, das begriff ich. Ich warb nun nicht mehr um Olga Welt und hatte auch nicht mehr den Mut, eine andere zu fragen, sondern ging fortan allein die Wand entlang.“ (LZ 22)

Anders hingegen fällt ihre Reaktion aus, als sie selbst Freundschaft mit Annerl Neuber schließt, einem Mädchen, das bei ihrer Tante, einer Wäscherin, lebt. In diesem Fall verbietet nun die eigene Mutter, die sie beim gemeinsamen Wäscheaustragen trifft, den Umgang:

Einmal sah mich zufällig meine Mutter, als ich den schweren Korb trug. Sie war sehr böse und zerrte mich an der Hand weg von Annerl. Zu Hause halte ich ein Mädchen, damit sie für euch arbeitet, und du, dummes Kind, trägst schwere Körbe! Nie wieder sollst du das tun. (LZ 28)

Das Verbot der Mutter, sich mit Annerl einzulassen, erschließt sich Marianne nicht als Aufstieghoffnung und Bestreben nach Distinktion, sondern wird von ihr missverständlich auf die Anstrengung bei der Arbeit bezogen und als nicht gerechtfertigt empfunden: „Ich dachte nach: Freilich war es entsetzlich,

---

527 Ebd.: S. 149.

bei jedem Wetter die Stöße mit Wäsche zu tragen, daß man oft glaubte, man könne nicht weiter – trotzdem Annerls Tante zu uns gesagt hatte, das stärke die ‚Muschkulatur‘.“ (LZ 28)

Der Umgang mit den Kindern des im gleichen Haus wohnenden Trödlers wird auch von Ploni nicht gerne gesehen: „Ploni war ärgerlich auf uns, weil wir mit den Gassenkindern gingen, sie hatte es uns schon einmal verboten, und weil sie keine Zeit hatte, mit uns zu gehen, sollten wir warten.“ (LZ<sup>2</sup> 24)

Derartigen Abgrenzungsgeboten leistet Marianne vor dem Hintergrund der Erfahrung eigener Ausgrenzung nicht mehr Folge. Sie setzt sich eigene Maßstäbe für Freundschaft und ignoriert die Vorurteile der Erwachsenen:

Und so wurde Milka meine Freundin. Freilich war sie ein arges Mädel [...]. Aber was tat's? Ich hatte eine Freundin! Milka hatte einen trunksüchtigen Vater; ihre Mutter handelte mit Diensthöfen, alten Kleidern und Juwelen. Die Kinder wurden oft beschimpft und geprügelt und bekamen nichts zu essen; das war die Erziehung. Aber sie waren bereits so verkommen, daß sie sich nichts mehr daraus machten und Lorenz fing bereits an, seine Mutter zurückzuschlagen. Doch was Freundschaft ist, wußten sie allein. (LZ 23)

Das gesellschaftskritische Potential kindlich-kritischer Welterfahrung hat bereits Sloterdijk in seiner Studie über Autobiographien der 1920er Jahre hervorgehoben, der in diesem Zusammenhang auch von „protopolitischen Erfahrungen“ des Kindes spricht. Als solche bezeichnet er die „subjektiven Erstbegegnungen mit gesellschaftlichen Phänomenen des Widerspruchs, der Zweideutigkeiten und Konflikthaftigkeit“,<sup>528</sup> die Grundlage für die Ausbildung einer eigenen, nicht von außen aufoktroierten politischen Identität bilden.

Gesellschaftliche Objekte, Verhältnisse, Bedeutungen, Verkehrsformen dringen auch in die Wahrnehmungswelt der Kinder ein, auch wenn sie von Anfang an nicht so begriffen werden, wie sie sich dem später erwachsenen Bewußtsein darstellen. Aber gerade in der Brechung durch das Medium der kindlichen Erfahrungsmuster können sich Ansätze kritischer und realistischer Wirklichkeitsauffassung bilden, die antizipatorisch hinausgreift über das allzuoft in seine Stereotypen eingeschworene Erwachsenenbewußtsein.<sup>529</sup>

Als prägend erlebt Marianne auch eine Szene, bei der ihre eigene Mutter vom Werkführer abgekanzelt wird, weil er mit ihrer Arbeit unzufrieden ist. Für das Kind stellt das Erleben von Ohnmacht und Schwäche der eigenen Mutter eine schmerzhaft irritierende Szene dar:

Es tat mir weh, wie meine Mutter in dem beleuchteten Saale stand und ausgezankt wurde. Mama, sagte ich auf der Treppe, zeig' mir dein Gesicht. Da sah sie mich an und lächelte

528 Peter Sloterdijk: Literatur und Lebenserfahrung. O. a.: S. 140.

529 Ebd.: S. 130.



unter Tränen: Du kleine Besorgte! [...] Mama [...], wie kommt es nur? Am Tage läufst du herum, nachts, wenn andere schlafen, arbeitest du, immer bist du gut, nie böse. Du gibst dir gewiß Mühe mit der Arbeit und machst keine Fehler. Warum dürfen also diese häßlichen Menschen dich kränken? Wie könnte ich das erklären, mein Kind; es ist eben so; ich weiß selbst nicht, warum. (LZ 53)

Die Ausblendung komplexer Hintergründe in der kindlichen Narration führt zu einer gesteigerten Weltwahrnehmung beim Leser, der aufgrund fehlender Reflexion durch den Erzähler zu aktiver Deutungsarbeit aufgefordert ist und sich auf diese Weise menschlicher Verhaltensweisen bewusster wird. Der Darstellungsmodus des naiven Erzählers wirkt trotz aller (Re-)Konstruktion der literarischen Inszenierung besonders authentisch und unmittelbar.<sup>530</sup>

Anders als dem Erwachsenen stellt sich dem heranwachsenden Mädchen auch das im Zeithorizont virulente Phänomen der Prostitution dar: Der vorurteilslose, weil naive Blick der Erzählerin erlaubt eine von den gängigen Moralvorstellungen unbelastete Schilderung:

Es war eine schmierige, lange und enge Gasse mit niedrigen Häusern und grauen, wie erblindeten Fensterscheiben. Aus jedem Haustor kamen große und schöne, prächtig angezogene Frauenzimmer heraus. Sie waren geschminkt wie Nanja und hatten große falsche Brillanten. Sie gingen bis zur Ecke, blieben dort stehen und warteten; manche tauchten sogleich im Lichte der abendlichen Stadt unter. Immer neue kamen aus den Haustoren, gingen, standen und warteten. In ihren Gebärden und ihrem Gang war nebst einer großen Aufdringlichkeit eine scheue Demut, wie ein getretenes Tier sie hat. (LZ 131)

### Fragmentarität und Schlussproblematik

Auch das letzte Strukturmerkmal, welches Holdenried anführt, das der Fragmentarität und der Schlussproblematik, trifft auf *Löwenzahn* als Kindheits- und Jugendautobiographie, die diesen Lebensabschnitt isoliert betrachtet, zu.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Feldmanns im Grenzgebiet zwischen Autobiographie und Literatur angesiedelter Kindheitstext bereits Merkmale moderner Autobiographien antizipiert und wie der autofiktionale Text mit Ambiguität behaftet ist.

### Leib der Mutter (1924)

Wie schon erwähnt ist *Der Leib der Mutter* vermutlich Feldmanns erster Roman; er erscheint aber erst 1924 – versehen mit Illustrationen des Malers Carry Hauser – als Fortsetzungsroman in der *Arbeiter Zeitung*. Ein Jahr vor der Ver-

530 Vgl.: Mechthild Barth: Mit den Augen eines Kindes. O. a.: S. 148.

öffentlichung im E. Prager Verlag 1931 wird der Roman, übersetzt von Vilma Balogh, in einem ungarischen Verlag unter dem Titel *Az anya teste* (1930) publiziert.<sup>531</sup> Die Ausparung des Ersten Weltkriegs, die Skizzierung des Protagonisten in einem frühen Artikel in der *Zeit* sowie die Erwähnung historischer Ereignisse – Untergang der Titanic (1912), Raub der Mona Lisa (1911), Tod des japanischen Kaisers Mutsuhito (1912) sowie des französischen Anarchisten und Geographen Elisé Reclus (1882) – legen aber nahe, dass er eigentlich schon in den Jahren nach 1912 verfasst oder skizziert worden ist. Diesem Roman verdankt sich auch die Wiederentdeckung der Autorin Else Feldmann, die bis zur Neuauflage ihrer Romane in den 1980er Jahren in Vergessenheit geraten war. Im Nachlass des Malers Carry Hauser, der den Roman für die *Arbeiter Zeitung* illustriert hat, fanden sich damals Hinweise auf ihre Person.

Von der zeitgenössischen Literaturkritik wird *Der Leib der Mutter* positiv aufgenommen:

Fritz Rosenfeld bezeichnet den Roman in der *Arbeiter Zeitung* als „eines der ergreifendsten und dichterisch ehrlichsten Bücher, die in den letzten Jahren aus sozialistischem Erleben gewachsen sind“<sup>532</sup> und E. St. spricht in der *Bildungsarbeit* von einem Buch

einer Dichterin [...], das die Herzen der Leser nicht verschont und das meisterhaft eindringt in den Tiefstand der Seelen. [...] Das Buch gibt Aufruhr, Beschwingtheit und Gefühl eines flammenden Protestes gegen eine Welt der Ungerechtigkeiten [...].<sup>533</sup>

Protagonist ist der aus Amerika zurückgekehrte Journalist Absalon Laich, der sich zunächst im Armenviertel einer nicht näher benannten Großstadt einmietet, wo er Zeuge von häuslicher Gewalt, Kindsmord, Abtreibung und fortschreitender Verwahrlosung wird. Angezogen von dem Elend wird er immer weiter in diese Welt der kleinen Handwerker, Fabrikarbeiter, Kellnerinnen, Blumenmädchen, Hausierer, Zuhälter und Prostituierten hineingezogen, bis ihm schließlich seine Solidarisierung mit den Außenseitern sowie seine übersteigerte Liebe zu dem ehemaligen Dienstmädchen Justine zum letalen Verhängnis wird.

Schon 1913 findet sich die Figur des Absalon Laich in einem Artikel der *Zeit*.<sup>534</sup> Auch hier wird er als der weltfremde, liebesranke Träumer gezeichnet, als der er später im Roman erscheint. Zwar stimmen Laichs Charakterzüge be-

531 Else Feldmann: *Az anya teste*. Übers. von: Balogh Vilma. Budapest. Népszava-Könyvkereskedés 1930. Im selben Verlag erscheint auch Else Jerusalems Bestseller *Der heilige Skarabäus*.

532 Fritz Rosenfeld: *Zeitromane*. In: AZ Nr.: 233. 25.08.1931. S. 7.

533 St. E.: Else Feldmann: *Der Leib der Mutter*. In: *Bildungsarbeit*. Blätter für sozialistisches Bildungswesen. Nr.: 9/10. 1931. S. 91.

534 Else Feldmann: Absalon. In: *Die Zeit*. 04.05.1913. S. 1-3.

reits zum Teil mit der Figur im Roman überein, im Vordergrund steht hier aber noch seine krankhaft übersteigerte Liebe zu Olga Welt, die ihm erbarmungslos den Spiegel vorhält:

Nein, Sie lieben mich nicht. Sie lieben nur sich selbst. Ihre Träume! Ihre Phantasien. Das Nikotin in den Zigaretten, den Alkohol im Kognak, den Rausch in der Liebe! Das Leben und die Frau ist ihnen nichts. Sie wollen sich betäuben! Opiate wollen Sie! Wenn man eine Frau liebt, arbeitet man für sie, man denkt an die Zukunft, man hat die Pflicht, sich gesund zu erhalten. Aber was tun Sie? Sie sehen in mir das Idol, den Engel! Das aber ist nicht nötig: Es genügt, wenn der Mensch stark, gesund und verständig ist. [...] Was tun sie? Sie ruinieren sich. Sie haben es verlernt, des Nachts zu schlafen; dann liegen Sie bis mittags und träumen. Dann schreiben Sie lange Briefe an mich, Hymnen und Märchen an mich – dann erzählen Sie mir verlogene, erträumte Geschichten und geben Sie für ihre Erlebnisse aus. Und damit verträdeln sie die Zeit, statt zu arbeiten und vorwärts zu kommen wie andere! Alle überflügeln Sie!<sup>535</sup>

In *Leib der Mutter* wird seine Person um die für den Roman maßgebliche Facette des Empathischen, des über die Maße Mitleidenden, ergänzt und erweitert: „Mit Mitleid wollte er lieben, er wollte ein Mensch, kein Mann sein.“<sup>536</sup> Diese „heftige Hingezogenheit für Unglückliche und Leidende“<sup>537</sup> die Else Feldmann, wie sie schreibt, selbst zueigen ist, ist gleichzeitig Versuch und Verunmöglichung der ersehnten Integration.

Zeugnis von der tiefen Verbundenheit Feldmanns mit den Leidenden, den „geliebten unglücklichen Brüder[n]“ gibt auch die – in der späteren Druckfassung ausgesparte – Widmung, die sie dem Abdruck des Romans in der *Arbeiter Zeitung* voranstellt:

O ihr Straßen des Lasters in den großen Städten,  
 Wo man untertaucht, von niemandem gekannt, von niemand gesehen.  
 Ihr Wein- und Schnapsschenken, wo traurige Menschen Zuflucht finden und Rausch.  
 Ihr Irrenhäuser, ihr Spitäler, wo Sieche ihr Bett haben und ihr Tropfen Morphinum des Vergessens, des Schlafs.  
 O große Städte mit euren Schlachtviehmärkten, Elektrizitätswerken, dem Straßenbahnnetz, dem Fortschritt, der Wissenschaft, der Kunst ...  
 Dem Schwarm der Selbstmörder, der Syphilitiker, Tuberkulösen, Prostituierten, Trinker, Diebe.  
 O ihr geliebten unglücklichen Brüder, von Leid gezeichnet. Seit eurem ersten Atemzug.  
 Wenn ihr aus dem Leib eurer elenden Mütter kommt, bis ihr selbst, Gefrierfleisch, unter dem Messer des Anatomen auf dem Seziertisch zerschnitten werdet ...  
 Oder auf den großen Friedhöfen im Schachtgrab in eurem vierzigsten Jahre verfault ...<sup>538</sup>

535 ebd.: (Seitenzahl nicht mehr eruierbar.)

536 Dies.: *Leib der Mutter*. E. Prager Leipzig, Wien 1931. S. 30. Im Folgenden abgekürzt als LDM mit Seitenangabe direkt im Text.

537 Dies.: Gedenkblatt. In: Österreichischer Arbeiterkalender. Wien. 1925. S. 56–58. Hier: S. 56.

538 Dies.: *Der Leib der Mutter*. Widmung. In: AZ 19.03.1924. S. 7.

Neben der ausgeprägten Empathie lässt auch eine Kindheitserinnerung auf Parallelen zwischen der Figur Laich und Else Feldmann selbst schließen: „[...] wie du als rührendes kleines Kind von vier Jahren mit deiner kleinen Gießkanne im Garten standest und die Brennesseln gosses. Die Brennesseln, denk' nur ...“ (LDM 180) In ihrem Kindheitsroman *Löwenzahn* findet sich eine ähnliche Szene, in der die Protagonistin einen Strauß Löwenzahn für das geliebte Dienstmädchen Ploni pflückt, den diese aber umgehend entsorgt. „Pfui, das ist ja Unkraut, so ein Unkraut wie ihr – ihr seid ja unter die Gassenkinder gegangen.“<sup>539</sup> Brennesseln wie Löwenzahn erscheinen als Synonym für gesellschaftlich ‚Unerwünschtes‘, ‚Unwertes‘, dem Else Feldmann Aufmerksamkeit zuteilwerden lässt.

Die starke Anziehungskraft des Elends auf Absalon, wie sie später im Roman beschrieben ist, fehlt in dem frühen Entwurf, wenngleich es als Folie bereits der Skizze von 1913 unterlegt ist, in der Feldmann Laich vor dem Haus der Barmherzigkeit auf Olga warten lässt und dabei einen Einblick in das Innere des Hauses gewährt:

Dort sitzen die alten siechen Männlein bei der Abendsuppe. Und drüben liegen die greisen kranken Weiblein in den roh gezimmerten Betten und seufzen. Rückwärts, dicht am Hausflur, ist eine schwarze, düstere Kammer mit einem eisernen Kreuzifix darüber. Dort machen sie den letzten Besuch.<sup>540</sup>

Seine Angebotete mit dem sprechenden Namen Olga Welt – den auch die Schulkameradin trägt, die Marianne in *Löwenzahn* die Freundschaft verweigert<sup>541</sup> – fühlt sich zwar von seiner „reichen Seele“ angezogen: „Wie rührend hat er über die Titanic-Katastrophe geschrieben, daß tausende Menschen täglich weinten, die es lasen.“<sup>542</sup> Gleichzeitig stößt sie, wie auch die Journalistenkollegen im *Leib der Mutter*, seine „Krankhaftigkeit“ und lachhafte Hilflosigkeit ab. Wie die Journalistenkollegen im Roman – „In diesen Räumen nannte man ihn mit Vorliebe bei seinem Vornamen. Immer, wenn man ihn beleidigen, aber ihm gleichzeitig zeigen wollte, daß man gutmütig war.“ (LDM 104) – mokiert auch sie sich über seinen sonderbaren Namen: „Was ist das Absalon? So heißt man nicht! Laich! Laich: sind Fischeier.“<sup>543</sup>

Der lautliche Gleichklang mit ‚Leiche‘ ist naheliegend, der Name impliziert aber noch weitere Deutungen: So kann ‚Laich‘, abgeleitet vom mittelhochdeut-

539 Dies.: *Löwenzahn. Eine Kindheit*. Wien. Verlag für Gesellschaftskritik 1993. S. 26.

540 Dies.: Absalon. In: *Die Zeit* 04.05.1913. S. 1–3. Hier: S. 1.

541 Siehe S. 142 vorliegender Arbeit.

542 Else Feldmann: Absalon. O. a.: S. 1.

543 Ebd.: S. 1.

schen *leich*, auch als ‚Liebestanz‘ bzw. ‚Liebesspiel‘<sup>544</sup> verstanden werden, und das hebräische ‚Absalon‘ heißt übersetzt: ‚Vater des Friedens‘. Damit verweist der Name des Protagonisten nicht nur auf Leben (Fischeier), Lieben (Liebestanz, Liebesspiel) und Sterben (Leiche), sondern schließt auch den Aspekt des Friedens mit ein, der den permanenten Lebens- und Überlebenskampf der Welt, in der sich Laich bewegt, kontrastiert. Unter Bezug auf Sartres „le visqueux“ („das Klebrige“) sowie Derridas Philosophie des Unentscheidbaren verweist Brigitte Spreitzer auf das „indiskrete Schleimige, Klebrige“, das dem Homonym ‚Laich‘ in der Bedeutung von Fischeiern anhaftet. Zwar visualisiere diese, so Spreitzer, „die Verwischung von Grenzlinien, die Auflösung (Überwucherung) von Ordnung“,<sup>545</sup> es könne gleichzeitig aber nicht dem völligen Chaos zugeordnet werden. Damit stehe der Name Laich „für die Bedrohung der unauslöschlichen Ambivalenz des Fremden als des unintegrierbaren Dritten zwischen Ordnung und Chaos, Innen und Außen, Freund und Feind“,<sup>546</sup> wie sie paradigmatisch für die Moderne ist.

### **Gefühl versus Ratio – „seelische Entwurzelung“ in der Großstadt**

Während in den Romanen von Autorinnen wie z. B. Vicki Baum, Gina Kaus, Grete v. Urbanitzky u. a. „die Großstadt als – wenn auch gefährlicher – Ort des sozialen Aufstiegs geschildert wird, so Bolbecher, „konzentrieren sich [...] ‚link[e] Texte“, wie die Feldmanns oder Veza Canettis, „auf die Stadt als Ort von Elend und Ausbeutung, besonders im Zusammenhang mit der immer bedrohlicheren Arbeitslosigkeit und Inflation“.<sup>547</sup>

In der Gestalt Absalon Laichs prallen gegensätzliche Kategorien wie Subjektivität, Innerlichkeit und Seele auf Objektivierung, Entpersönlichung und Sachlichkeit, wie sie Georg Simmel bereits 1903 als charakteristisch für das moderne Großstadtleben beschrieben hat: In dem „Anspruch des Individuums, die Selbstständigkeit und Eigenart seines Daseins gegen die Übermächte der Gesellschaft, des geschichtlich Ererbten, der äußerlichen Kultur und Technik des Lebens zu bewahren“, ortet er in seinem Aufsatz *Die Großstädte und das Geistesleben* die Quelle der „tiefsten Probleme des modernen Lebens“.<sup>548</sup> Gemäß seiner

544 Duden: Das Herkunftswörterbuch. Etymologie der deutschen Sprache. S. 466ff.

545 Brigitte Spreitzer: Grenzzersetzung. Universale Fremdheit an der Schwelle von der Ordnung zum Chaos. In: Texturen. Die österreichische Moderne der Frauen. Studien zur Moderne 8. Wien. Passagen 1999. S. 241–283. Hier: S. 242.

546 Ebd.: S. 242.

547 Sigrid Bortenschlager. Österreichische Schriftstellerinnen 1800–2000. Eine Literaturgeschichte. Darmstadt. WGB 2009. S. 122.

548 Georg Simmel: Die Großstädte und das Geistesleben. In: Rüdiger Kramme; Angela Rammsstedt u. a. (Hg.): Georg Simmel. Aufsätze und Abhandlungen 1901–1908. Bd. 1. Frankfurt am Main. Suhrkamp 1995. S. 116–131. Hier: S. 116.

Natur sei der Mensch bestrebt, sich seine Individualität gegenüber Anpassungszwängen von außen, seien diese natürlich oder kulturell bedingt, zu bewahren. In dem „Widerstand des Subjekts, in einem gesellschaftlich-technischen Mechanismus nivelliert und verbraucht zu werden“,<sup>549</sup> sieht Simmel das Grundproblem des modernen Menschen, als dessen Prototyp er die Figur des modernen Großstädtlers annimmt.

Im Folgenden soll der Protagonist Absalon Laich, der unter anderem an ebendiesem Dilemma – Anpassung versus Selbstverleugnung – zerbricht, in Bezug zu Simmels Figur des modernen Großstädtlers gestellt werden.

Durch den „raschen und ununterbrochenen Wechsel äußerer und innerer Eindrücke“, die „rasche Zusammendrängung wechselnder Bilder“, so Simmel, komme es zu einer für das moderne Großstadtleben paradigmatischen „Steigerung des Nervenlebens“, das mannigfaltigere Anforderungen an das Bewusstsein des Menschen stellt, als dies das gleichförmige Leben zum Beispiel auf dem Land oder in der Kleinstadt tut.

Als Großstadtbewohner ist auch Laich übersteigerten Nervenreizen ausgesetzt: Nicht nur in dem Haus, in dem er sich eingemietet hat, „einem jener entsetzlichen Mietshäuser, in denen acht Parteien auf einem Gang wohnen; in vier Stockwerken und Erdgeschoßräumen mehr Menschen beisammen hausen als in manchem Dorf“ (LDM 12), „fehlt es an Ruhe“ (LDM 13): „Türen wurden zugeschlagen, es roch schlecht und es war ein eigentümlicher Lärm, der nicht in Poltern und Rufen bestand; es war ein einziger, verhaltener Schrei, der überall lag, als hätte man hier gemordet und gewürgt.“ (LDM 16) Auch in den Räumen der Redaktion pulsiert das großstädtische Leben: „Der Chef klingelte, übergab dem Diener Zeitungsausschnitte [...]. Da läutete das Telephon; Fernamt meldete sich. Man brachte den Satz für das Abendblatt. Berlin sprach.“ (LDM 104)

Im Kontrast dazu stehen laut Simmel „die Kleinstadt und das Landleben, mit dem langsameren, gewohnteren, gleichmäßiger fließenden Rhythmus ihres sinnlich-geistigen Lebensbildes“,<sup>550</sup> wie er im Roman deutlich zum Ausdruck kommt: „Hier konnten nervöse Menschen ihre Unruhe verlieren – hier konnten Kranke genesen. [...] das Leben verfloß ruhig.“ (LDM 174f.) Laich, der einige Zeit bei seiner Familie auf dem Land verbringt, erlebt hier „selige Tage, voll ungeahnten Friedens“ (LDM 176).

Anhand des „tiefen Gegensatz[es]“ zwischen Stadt- und Landleben kreist Simmel den „intellektualistischen Charakter des großstädtischen Seelenle-

---

549 Ebd.: S. 116.

550 Ebd.: S. 117.

bens<sup>551</sup> ein, den er dem gemütvollen und gefühlsbetonterem des ländlichen gegenüberstellt. In der Dichotomie Land (Gemüt) versus Großstadt (Verstand) sieht er den Typus des Großstädtlers begründet, der sich, vielfachen Reizen ausgesetzt, mittels Betonung des Verstandes gegen die drohende Entwurzelung zu schützen versucht: „[...] statt mit dem Gemüte reagiert er [...] im wesentlichen mit dem Verstande“; womit die Reaktion auf die Reizüberflutung und erzwungene Anpassung in der Großstadt „in das am wenigsten empfindliche, von den Tiefen der Persönlichkeit am weitesten abstehende psychische Organ verlegt“<sup>552</sup> ist.

Die Verstandeslastigkeit des Großstädtlers sieht Simmel als „ein Präservativ des subjektiven Lebens gegen die Vergewaltigungen der Großstadt“.<sup>553</sup> Bezeichnend dafür ist Laichs Erleben der Stadt als Ort der „Züchtigung“ (LDM 171) und des Leidens. Trotzdem entflieht er dem Leben auf dem Land: „Nein, dieses Leben war allzu enge. ‚Luft! Luft! Ich ersticke!‘“ (LDM 188) „Ich muß zurück in die Stadt.“ (LDM 186) Damit entspricht er dem von Simmel skizzierten modernen Menschen absolut:

Das Kleinstadtleben in der Antike wie im Mittelalter legte dem Einzelnen Schranken der Bewegung und Beziehungen nach außen, der Selbstständigkeit und Differenzierung nach innen hin auf, unter denen der moderne Mensch nicht atmen könnte – noch heute empfindet der Großstädter, in die Kleinstadt versetzt, eine wenigstens der Art nach gleiche Beengung.<sup>554</sup>

Laich gestaltet sich als Zerrissener, der nicht imstande ist, die für das Großstadtleben erforderliche Anpassungsleistung des Geistes zu vollziehen. Von den mannigfaltigen Eindrücken der Großstadt gleichzeitig angezogen und abgestoßen fehlt ihm – als stark vom mit dem Land assoziierten Gefühl bestimmtem Menschen – die von Simmel beschriebene Schutzschicht der Ratio, die den Großstädter vor der drohenden Entwurzelung bewahrt: „In deinen geliebten großen Städten“, befindet Laichs Bruder, „schindet man sich das Fleisch von den Knochen.“ (LDM 177) Statt mit dem Verstand reagiert Laich auf die Reizüberflutung der Großstadt mit seinem Gefühl und gerät so gerät so in den sowohl räumlich als auch im übertragenen Sinne gedachten Gegensatz zwischen Stadt (Ratio) und Land (Gefühl), zwischen denen er – hier wie da unzugehörig – als seelisch Unbehauster aufgerieben wird.

---

551 Ebd.: S. 117.

552 Ebd.: S. 117.

553 Ebd.: S. 118.

554 Ebd.: S. 125.

Laichs gefühlsmäßige Überwältigung durch Faszination für die Großstadt einerseits sowie Überforderung durch Tempo, Informationsfülle und Gleichzeitigkeit andererseits wird gleich zu Beginn des Romans deutlich:

Es [sic!] saß an dem großen Tisch mit den vielen Zeitungen, wartete auf die englischen und amerikanischen Blätter [...] und durchsuchte sie eilig. Anfangs ging er immer mit einer gewissen Hast und Leidenschaft vor, wenn er diese großen Zeitungen in den Händen hielt, die nach Druckerschwärze rochen, ihn anregten, daß der Puls schneller ging. [...] Sie versetzten ihn in einen müden Rausch. Vom Leitartikel, der von der europäischen Krise handelte, bis zu den Reklamen: wie Damen schöne Büsten bekommen könnten. Man sah Abbildungen von Männerköpfen, die im Augenblick in der Politik und im öffentlichen Leben eine große Rolle spielten, neben Köpfen von Mördern und Verbrechern, Bühnenlieblichen und das Bild einer getöteten Prostituierten; Bilder von neuen, großartigen technischen Erfindungen, einen Krebsforscher in seinem Laboratorium, die Trauerfeierlichkeiten für den Mikado. Laich schloß eine Minute die Augen, ließ das brauende Leben auf sich einströmen [...]. Langsam stieg nach der Begeisterung Schwermut in ihm auf, und wieder war es ihm zumute wie damals, als er einsam und allein in dem riesengroßen New Yorker Zentralpark saß: Mädchen mit Kinderwagen fuhrn vorbei, junge Frauen lachten vor Mutterglück, und eine Flut von Schönheit und Freude leuchtete um sie wie ein lodernendes, lebendiges Tulpenfeld – nur er war traurig und allein. (LDM 9ff.)

Unter den vielfachen Ausformungen des Großstadtlebens hebt Simmel weiters den Konnex zwischen Geldwirtschaft und Verstandesherrschaft hervor. Beiden gemein sei die reine Sachlichkeit, mit der sowohl Menschen als auch Dinge behandelt würden, was einerseits formale Gerechtigkeit, andererseits aber auch rücksichtslose Härte nach sich ziehe:

Geld in der Tasche ist Freiheit für den Menschen. [...] Wie anders ist es, wenn er kein Geld hat. Der Mensch läßt den Kopf hängen, verliert die Sinne ... Er hat keinen Mut, ist sich selbst entwertet. Es ist wie eine Krankheit, kein Geld zu haben, ein Gebrechen, ein organisches Leiden ... (LDM 101ff.)

Dieser janusköpfige Charakter des Geldes – Mittel zur Freiheit einerseits, Ursache von Leiden und Krankheit andererseits – wird auch an Laichs Schicksal deutlich, das sich trotz zeitweiligen Aufschwungs immer wieder ins Negative wendet:

Ein niedergebrogener Mensch ohne Geld stand da. Einer, dessen Kragen bereits braune Ränder zeigt, der nicht mehr in der Lage war, so häufig wie nötig die Wäsche zu wechseln, und einer, der ein wenig geschwächt war aus Mangel an kräftiger Nahrung. Und einer, dem die Augen in die Höhlen gesunken waren, weil er mitten in der Nacht, von Sorgen geweckt, nicht mehr einschlafen konnte und grübelnd lag. (LDM 102)



Nach einer Phase wirtschaftlichen Abschwungs, bedingt durch die schlechte psychische Verfassung, in die Laich in der Großstadt gerät, steht er als Bittsteller vor seinem Chef, der ihn mit Missachtung straft:

[...] er sah ihn weiter nicht an. Er holte ein Schriftstück vom Schreibtisch und ging wieder hinein. Er führte drinnen eine laute Auseinandersetzung. Manchmal lachte er laut auf, wie satte Männer über fünfzig Jahre lachen. Hat einer Geld in der Tasche – denkt Laich, allein gelassen –, dann sagt er sich, gut, ich kann auch ohne Achtung leben. Einer ohne Geld hängt davon ab, daß man ihn achtet. (LDM 103)

In dieser prekären Lage wird einmal mehr Laichs Zerrissenheit, sein ambivalentes Erleben der Großstadt deutlich: Faszination und Anziehung auf der einen – „Das Höchste galt ihm: Journalist in der Großstadt.“ (LDM 47) –, Elend und Ausgestoßenheit auf der anderen Seite: „Da war die große Stadt mit ihren Häusern, der Arbeit, des Gelderwerbs, der tausend Möglichkeiten, reich und angesehen zu werden. Und er schleppte sich, abgemagert, ohne einen Heller in der Tasche, traurig, verwahrlost durch die Straßen.“ (LDM 161)

Individuelles, alle Gemütsbeziehungen zwischen Menschen, denen mittels Logik nicht beizukommen ist, so Simmel weiter, bleibe dem rein verstandesmäßigen Menschen unzugänglich. Genauso nivelliere das Geld jede Eigenart einer Sache oder Person, indem es lediglich nach dem Tauschwert fragt.

Zwischenmenschliche Beziehungen, die allesamt auf Individualität gründen, werden so ausschließlich nach Leistung und Gegenleistung beurteilt – Simmel nennt hier unter anderem die Beziehung des Großstädtlers zu seinen Dienstboten, mit denen er wie mit Zahlen rechnet: „Wer über die Zeit als Junggeselle gelebt hat“, bemerkt ein Kollege Laichs, „weiß, was es heißt, sich bezahlten und fremden Menschen in die Hände zu liefern.“ (LDM 35) Die „übertrieben herzlichen Mienen“ bei Aufnahme der Gäste in den billigen Hotels, „als käme eine Kind ins Elternhaus“, sind nicht echt: „Aber hauste man erst einige Zeit darin, war man ihnen nicht mehr als ein Handtuch. Man war eine Nummer, die kam, die ging, bezahlte oder schuldig blieb.“ (LDM 234)

Die Marktwirtschaft, bei der Abnehmer einer Ware deren eigentliche, durch das Prinzip der Arbeitsteilung vervielfachte, Produzenten nie zu Gesicht bekommen, nährt eine „unbarmherzige Sachlichkeit“, deren „verstandesmäßig rechnender wirtschaftlicher Egoismus keine Ablenkung durch Imponderabilien persönlicher Beziehungen zu fürchten [hat]“.<sup>555</sup> Diesen Geist des Kapitalismus prangert Laich im Kreise seiner Familie wütend an:

„Seht die Kapitalisten, sie pressen und schinden es aus ihren Arbeitern heraus. Ihre Geschäftshäuser gleichen großen Mühlen: Man wirft Menschen hinein und es kommen

555 Georg Simmel: Die Großstädte und das Geistesleben. O. a.: S. 117.

Geldsäcke heraus. Und viele sterben auf der Straße ohne Hilfe, verenden auf dem Misthaufen ... [...] Es ist eine Ungerechtigkeit unter den Menschen, es wird nie besser werden!' schrie er. (LDM 179)

Die Kontamination zwischenmenschlicher Beziehungen durch die Depersonalisation des Geldes wird im Roman mehrfach explizit: „Freundschaft ist etwas sehr Fragwürdiges. Im besten Falle gegenseitiger Hilfe leiht man dem anderen Geld.“ (LDM 106ff.) „[...] die Freunde, die du hast, sind keine Freunde. Sie wollen nichts anderes, als durch dich ein Stück Geld verdienen.“ (LDM 154)

Als Laich von einem Kollegen auf sein „unmöglich[es] Leben“ (LDM 34) angesprochen wird – „Glauben Sie, lieber Laich, ich merke nicht, wie Ihnen das Alleinsein schlecht tut [...]?“ –, fühlt er zuerst „eine warme Welle von Freundschaft durch sein erstarrtes Herz strömen“ (LDM 35), wird aber sofort misstrauisch, als er merkt: „Sollte vielleicht der Mann eine Tochter haben, die er anbringen wollte?“ (LDM 36) Laich weist den Vorschlag einer Geldheirat kategorisch von sich: „Von dem Gelde einer Frau leben? Nie!“ (LDM 36)

Nachdem Laich mit einem Artikel einen unerwarteten Erfolg erzielt hat, ist er plötzlich von Interesse und wird von seinem Chef zum Essen im Kreis seiner Kollegen geladen: „Er, der Gewaltige und Erfolgreiche, stellt mich aus, zeigt mich seinen Gästen, wie Jungen Schmetterlinge unter der Glasplatte spannen und die schimmernden Flügel bestaunen.“ (LDM 52) Einfluss, Können und Besitz sind die labilen Tauschwerte in diesem Kreis: „Nun sollten Sie nicht mehr versäumen, auf meine Vorschläge einzugehen“, gibt der Kollege zu bedenken, „jetzt, wo Sie en vogue sind!“ (LDM 53)

In der Runde wird Laich herumgereicht, und der Einfluss des Geldes auf enge zwischenmenschliche Beziehungen wie eine Ehe wird in folgender Szene deutlich: Ein Elternpaar, von Feldmann plakativ als „dicke Bürger in guten Kleidern, mit Schmuck behängt“ beschrieben, taxiert ihn unverhohlen als potentiellen Schwiegersohn: „Während des Gesprächs sahen sie abwechselnd auf ihre ältere Tochter und auf Laich.“ (LDM 55ff.) Die Vorzüge einer zweiten, nicht anwesenden Tochter werden ebenfalls angepriesen: „Das ist eine Stimme, die müßten Sie hören, ließ sich der Vater prahlerisch vernehmen.“ Und die Mutter entkräftet den Einwand der ersten Tochter – die ihre Chancen schwinden sieht: „Helene ist noch lange nicht fertig. Sie muß noch viel lernen.“ – mit dem Hinweis auf ihren einflussreichen Verwandten: „Wozu haben wir denn ihn, unseren Onkel? Er wird schon dafür sorgen, daß wir eine gute Presse“ – die im Übrigen auch Laich als ‚aufstrebender Kulturredakteur‘ bieten könnte –, „Empfehlungen und so weiter bekommen. Die Hauptsache ist Protektion, und die haben wir.“ (LDM 57) Dagegen vorgebrachte Bedenken werden abgetan: „Wenn man will, geht alles [...].“ (LDM 58)

Laich, der glaubt, seinen Berufsstand verteidigen zu müssen – „[...] ,wenn

wir auch nicht immer die Besten sind, Ehrlose sind wir doch nicht.“ –, wird als „Idealist“ (LDM 58) belächelt, woraufhin er sich empfiehlt. Die Einladung lehnt er ab, er will sich nicht kaufen lassen: „Laich duldet es nicht, daß für ihn bezahlt wurde. ‚Es verpflichtet Sie zu nichts‘, sagte ihm dieser gewöhnliche Mensch ins Ohr.“ (LDM 58) Eine Ehe mit Erika, der Bürgerstochter, die später einen „reichen Geschäftsmann“ (LDM 192) heiratet, der ganz dem „Typ[en] des neuen Geld- und Handelsmenschen“ (LDM 225) entspricht, kommt für ihn nicht in Frage: „Eine Ehe? Nein ...“ (LDM 59) „... Man wollte ihn ‚verloben‘, man wollte ihn zum Ehemann machen, vielleicht, um ihn zu beherrschen.“ (LDM 112) Laich gibt sich über die Ehe keinen Illusionen hin: „... Die Mädchen über zwanzig aus guten Häusern prüfen die Heiratsfähigkeit der Männer. Die Liebe spielt eine Nebenrolle. [...] Sie denken an Einrichtung und Kleider, an Gesellschaft und Dienstboten. Liebe ist Nebensache ...“ (LDM 108ff.)

Neben der bürgerlichen Institution der Versorgungsehe werden der von Simmel konstatierte Warencharakter von Menschen sowie die zunehmende Versachlichung zwischenmenschlicher Beziehungen in der Großstadt anhand der Prostitution unverstellt deutlich: „Das Café ‚zum Stern‘ war die Börse der käuflichen Liebe.“ Hier besahen „Männer [...] Dirnen [...] mit abschätzendem Blicke, wie die Käufer auf den Viehmärkten das Rind, das sie kauften“ (LDM 162ff.).

Sie [die Prostituierte, Anm. v. m.] war für alle da, eine Einrichtung der Zivilisation, von Menschen gemacht – die es im Tierreich nicht gab. Sie gehörte fortan zum öffentlichen Leben – man bediente sich ihrer, sie war da, wie die Telegraphendrähte da waren, die Straßenbahnschienen, die öffentlichen Bedürfnisanstalten. Man ging zu ihr – es war ein Geschäft, bei welchem Körper und Seele in gleichem Maße geschändet wurden. (LDM 161)

Im Falle Laichs verkehrt sich das Wesen der Prostitution, die Käuflichkeit eines Menschen, in absurder Weise. Das mittlerweile in die Prostitution abgerutschte Dienstmädchen Justine, dem er in krankhafter Liebe verfallen ist, will er ‚retten‘: „[...] was haben Sie aus sich gemacht? Noch ist es Zeit, kommen Sie mit mir, wie Sie sind [...]“ (LDM 204), „[...] wenn Sie einmal ... Geld haben“, setzt Justine dem entgegen, „... dann kommen Sie nachts in die Gasse, dann kann ich sie heraufnehmen, wie einen anderen.“ (LDM 205) Und so spart Laich. „Niemand konnte so sparen wie er. Oft aß er nur einmal des Tages; er gab unendlich wenig Geld für sich aus. [...] Er tat es für ein Ziel.“ (LDM 229) Er will nicht den Körper der Frau ‚besitzen‘ – „Ich will ihnen nichts anderes sein als ein Bruder, ja ein treuer Bruder, der sie lieb hat, ich will so gut, so gut zu ihnen sein ...“ (LDM 204) –, sondern „in eines gewissen Jemand Nähe [...] kommen“ (LDM 229).

Wenn er sein erstes Gehalt hatte, wenn er die Honorare bezog, für all die vielen Artikel, die er schreiben wollte – – – Eines Nachts konnte er mit der gefüllten Briefftasche in der ‚Gasse‘ erscheinen. Justine mit ihren braunen, leuchtenden Kinderaugen konnte er kaufen. – Solange er wollte, konnte er sie in den Armen halten, ein Märchen erleben. (LDM 216)

Der Körper Frau Miczeks, der Vermieterin Laichs, die nach einer verunglückten Abtreibung mit einer nicht mehr zu stoppenden Blutvergiftung ins Krankenhaus kommt, wird ebenso zum Tauschwert wie der der Prostituierten: „Auf dem Rollbett lag die Patientin mit entblößtem Körper. Die Studenten traten aus den Bänken heraus, befühlten ihn. Frau Miczek war es, die dort lag und der Wissenschaft diente.“ (LDM 202) Sie erkaufte sich damit ein so weit wie möglich erträgliches Sterben: „[...] bei Sepsis sparen wir nicht mit Morphium.“ (LDM 203)

Der moderne Geist, so resümiert Simmel:

ist mehr und mehr ein rechnender geworden. Dem Ideale der Naturwissenschaft, die Welt in ein Rechenexempel zu verwandeln, jeden Teil ihrer mathematischen Formeln festzulegen, entspricht die rechnerische Exaktheit des praktischen Lebens, die ihm die Geldwirtschaft gebracht hat.<sup>556</sup>

Dieser zeigt sich auch in dem – einem festen, übersubjektiven Zeitschema unterworfenen – großstädtischen Leben, das durch „Pünktlichkeit, Berechenbarkeit und Exaktheit“<sup>557</sup> geprägt ist und irrationale, instinktive und souveräne Wesenszüge und Impulse, die ihre Eigenart gegenüber der von außen aufgezungenen Lebensform behaupten wollen, ausschließt: „Am Krankenlager versagt die Seele: Der Freund sitzt lange auf dem Bettrand und macht Augen, die so gut sind wie die Augen einer guten Mutter, aber heimlich sieht er auf die Uhr und bedauert die verlorene Zeit.“ (LDM 107) Deutlich wird dies auch an der ‚entfremdeten Arbeit‘ in der Fabrik:

Die Menschen, die drinnen an den Maschinen stehen, machen immer den Handgriff. Zehn Stunden täglich denselben Handgriff. Dort fielen die Abfälle, hier kam die fertige Form heraus. Immer nur den Handgriff, was auch gemacht wurde. Die Müdigkeit vergeht nach wenigen Stunden, man ‚spürt sie nicht mehr‘. Die bestimmten Muskeln arbeiten wie die Räder der Maschine. Alles wird stumpf. Mögen in den Herzen die schwärzesten Dinge vorgehen oder die lichtesten Träume wohnen, die Glieder sind ein Mechanismus geworden, der geht und geht. (LDM 117)

556 Ebd.: S. 119.

557 Ebd.: S. 120.

Der Technik des großstädtischen Lebens, die „alle Tätigkeiten und Wechselbeziehungen aufs pünktlichste in ein festes, übersubjektives Zeitschema“<sup>558</sup> einordnet, hält Laich nicht stand:

Es sank der Abend. Von einem Turme schlug es sechs. Laich war mit seiner Arbeit noch nicht zu Ende gekommen. [...] Morgen sollte er im Blatte erscheinen, gleichzeitig würden alle anderen Zeitungen darüber berichten. Der Artikel mußte heute abgeschlossen und in die Redaktion getragen werden. Wie er sich quälte, er konnte vor nervöser Unruhe nichts tun. Er lief sechs Schritte im Zimmer umher, lief ans Fenster, zur Tür, warf sich aufs Bett ... [...] Laich ruhte sich aus, sammelte seine Gedanken. Er hatte noch zwei Stunden – Es war bis acht Uhr Zeit [...]. Es wurde acht und der Artikel war noch nicht beendet. Er saß noch immer auf einem Fleck, ganz ruhig erstarrt ... (LDM 239f.)

Die Kontamination sämtlicher Lebensbereiche durch das Diktat der Uhr wird im Roman weiters anhand der Figur des Fabrikarbeiters Miczek – seiner gefühlsmäßigen Abstumpfung gegenüber seiner Frau sowie der Reduktion der Liebe auf das rein Triebhafte – exemplifiziert:

[Er] wird sich und ein braunes Mädchen berauschen. [...] Liebe und Alkohol ... Er wird Weib und Kind, sie ihre Frauenehre und alle Folgen vergessen. Und Montag früh werden sie müde und zornig an die Arbeit gehen – Maschinen bedienen, unter dem Getöse der Räder stehen, mit erloschenen Augen, und die Tage zählen bis zum Sonntag, wo sie wieder gut essen und beisammen liegen könne. [...] Die Verdammten können nichts anderes tun, als einander Genuß geben. Für mehr reicht es nicht. Es ist keine Zeit für die Sprache des Herzens. Die Nacht ist kurz und morgen ist ein Arbeitstag. Die Maschine ist auch noch da. (LDM 40ff.)

### Blasiertheit und Antipathie

Aus der rechnenden und berechnenden Geisteshaltung der Moderne, so Simmel, resultieren Blasiertheit und Antipathie, zwei charakteristische Wesenszüge des Großstädters. Die Blasiertheit sieht Simmel als Folge jener rasch wechselnden Nervenreize, die zum einen zwar die Steigerung der großstädtischen Intelligenz hervorgebracht, andererseits aber auch zu jener Abstumpfung gegenüber den Unterschieden der Dinge, wie sie die Geldwirtschaft befördert, geführt haben:

Diese Seelenstimmung ist der getreue subjektive Reflex der völlig durchdrungenen Geldwirtschaft; indem das Geld alle Mannigfaltigkeiten der Dinge gleichmäßig aufwiegt, alle qualitativen Unterschiede zwischen ihnen durch die Unterschiede des Wieviel ausdrückt, [...] wird es der fürchterlichste Nivellierer, es höhlt den Kern der Dinge, ihre Eigenart, ihren spezifischen Wert, ihre Unvergleichbarkeit rettungslos aus.<sup>559</sup>

558 Georg Simmel: Die Großstädte und das Geistesleben. O. a.: S. 120.

559 Ebd.: S. 121ff.

In den Großstädten, Kulminationspunkten des Geldverkehrs, an denen sich die Käuflichkeit der Dinge in vollem Umfang zeige, ortet Simmel die „eigentlichen Stätten der Blasiertheit“.<sup>560</sup> Blasiertheit wertet er als Anpassungserscheinung des Großstädtlers, der sich vor der Überreizung der Nerven durch stark wechselnde Eindrücke schützt, indem er sich die Reaktion auf sie versagt.

Diese Abstumpfung sieht Simmel als Schutzmechanismus an, als einzige „Möglichkeit, sich mit den Inhalten und der Form des Großstadtlebens abzufinden“.<sup>561</sup>

Ein Beispiel dafür liefern im Roman die jungen Mediziner in einem amerikanischen Krankenhaus, wo gerade ein Selbstmörder eingeliefert wurde, der mitten auf einer belebten Straße Gift genommen hatte:

Die jungen Herren Mediziner taten wichtig. Sie ließen sich von ihrer Laune hinreißen, machten Witze über Witze. ‚Was, sie wollten sterben?‘ riefen sie durcheinander. ‚Oho, mein Lieber, erzählen Sie uns keine Ammenmärchen! Man stirbt nicht mitten in der Avenue Columbia‘ [...]. Die jungen Leute hatten die Schule ihres Professors und Vorstandes, die Schule des Scherzes. Er leitete alle lebensgefährlichen Operationen mit fröhlichen Worten und Witzen ein. So war es auch jetzt. In angeregter Lustigkeit gingen die Minuten hin. Der Arme lag da, mit verätztem, ausgebranntem Rachen, mit angeschwollener Gurgel und unerträglichen Schmerzen. (LDM 77)

Was hier in Ausdruck von Zynismus umschlägt, tritt an anderer Stelle als bloße Arroganz und Selbstverliebtheit zu Tage. So produziert sich ein Schauspieler bei einem Abendessen im Kreise von Geschäftsleuten:

Er sprach jeden Satz mit gewissem Schwung aus, schmetterte ihn gleichsam an die Decke, saß dann da und ließ den nachhallenden Klang seiner Stimme bewundern; selbst, wenn er bat, ihm das Brot zu reichen, waren Theater und Eitelkeit mit im Spiel. (LDM 51)

Und auch die Frauen sind ausschließlich auf ihre Geltung bedacht: „In all diesen Gesprächen war doch nichts als ekelhafte Eitelkeit, selbst das schöne Mädchen zeigte seine Anmut in der Art des Pfaues.“ (LDM 52f.)

Fühlt sich Laich einerseits von der Überheblichkeit in diesem Kreis wohlhabender Großstädter abgestoßen – „Wäre nicht der Grundzug in Laichs Charakter eine heimliche, stille Güte gewesen, die er allen Menschen gegenüber übte, er wäre der ganzen Korona grob gekommen.“ (LDM 55) –, so ist er andererseits selbst nicht frei von Geringschätzung. Von den beengenden Verhältnissen auf dem Land, „wo man als ‚Intelligenzler‘ Kreisarzt, Apotheker oder Bahnadjunkt werden konnte; auch Advokat und Abgeordneter, wie sein Bruder“ (LDM 47),

560 Ebd.: S. 122.

561 Ebd.: S. 122.

distanziert er sich: „Eins weiß ich, hier bleibe ich nicht. Eher wandere ich bis an das Ende der Welt ...“ (LDM 179)

Auch das zweite Charakteristikum des Großstädters, die Antipathie, fungiert als eine Art Schutzschild gegenüber den An- und Überforderungen der Moderne. Sie äußert sich als Reserviertheit anderen Menschen gegenüber. Wie die Blasiertheit ist auch dieses sozial negative Verhalten in Simmels Augen notwendiger Akt der Selbsterhaltung:

Wenn der fortwährenden äußeren Berührung mit unzähligen Menschen so viele innere Reaktionen antworten sollten, wie in der kleinen Stadt, in der man fast jeden Begegnenden kennt und zu jedem ein positives Verhältnis hat, so würde man sich innerlich völlig atomisieren und in eine ganz unausdenkbare seelische Verfassung geraten.<sup>562</sup>

Die Gefahr der innerlichen Atomisierung bei fehlendem Schutz gegen die Überreizungen der Großstadt wird an Laichs zunehmendem psychischen und physischen Verfall in der Großstadt deutlich.

### Neurasthenie als Zeitdiagnose

Nicht ohne Grund sind die Jahre der ausgehenden Monarchie bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs als das ‚Zeitalter der Nervosität‘ in die Geschichtsschreibung eingegangen.<sup>563</sup> Bereits 1893 konstatiert Wilhelm Erb in seine Rede anlässlich des Geburtstagsfestes des Großherzogs Karl Friedrich die „wachsend[e] Nervosität unserer Zeit“<sup>564</sup> und in der zeitgenössischen Literatur findet sich immer wieder die Klage über das „krankmachende ‚Hetzen und Jagen“<sup>565</sup> (z. B.: Heinrich Mann: *Doktor Biebers Versuchung*. 1898). So auch bei Feldmann: „Es geht durch unser ganzes Leben eine Unruhe, ein glückloses Hasten“, befindet Laich, „die amerikanische Raserei ist überall ausgebrochen; von den Städten kommt sie auf die stillen Länder hinaus. [...] die Menschen werden in ihr zerstampft [...]“ (LDM 179)

Wie bereits aufgezeigt, erzeugen sowohl die Verinnerlichung technischer Leitbilder als auch der Druck von außen eine moderne Stresserfahrung, die in den 1880er Jahren in einer wahren Nervositätsepidemie kulminiert.<sup>566</sup> Zunehmende Individualisierung, Vereinzelung durch vermehrtes Singledasein,

562 Ebd.: S. 122.

563 Vgl.: Joachim Radkau: *Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler*. München, Wien. Hanser Verlag 1998.

564 Wilhelm Erb: *Über die wachsende Nervosität unserer Zeit*. Akademische Rede zum Geburtstagsfeste des höchstselbigen Großherzogs Karl Friedrich am 22. November 1893 beim Vortrage des Jahresberichtes und der Verkündigung der akademischen Preise gehalten von Dr. Wilhelm Erb. Heidelberg. Hörning 1893. S. 9.

565 Joachim Radkau: *Das Zeitalter der Nervosität*. O. a.: S. 10..

566 Vgl.: ebd.: S. 11.

Zeitnot und Beschleunigung sind Ursachen von Ermüdung, Erschöpfung und gesteigerter Erregbarkeit; allesamt Symptome einer mehr und mehr um sich greifenden Krankheit: der Neurasthenie, die zur „Krankheit der Moderne“ avancieren konnte, „weil sie alle wesentlichen Modernisierungsschübe noch einmal in sich wiederholt und die Malaisen des Zeitalters am Körper des Patienten gleichsam mikroskopisch zum Ausdruck bringt“.<sup>567</sup> Die Nerven als Vermittler zwischen Innen- und Außenwelt, als „Koordinationsinstanz von Wahrnehmung, Imagination und Denken“,<sup>568</sup> versagen zunehmend ihren Dienst und veranlassen krankhafte Zustände.

Der amerikanische Neurologe George Miller Beard, der 1869 den Ausdruck ‚Neurasthenie‘ als wissenschaftlichen Begriff eingeführt hat, sieht ihre Entstehung in erster Linie in der „Verarmung der Nervenkraft infolge exzessiven Verbrauchs von Nervengewebe wegen der Überbeanspruchung des Nervensystems durch die moderne Zivilisation“.<sup>569</sup> Neben Hunger, sozialer und emotionaler Verkommenheit sowie Unterdrückung von Emotionen nennt er auch „lang andauernde, quälende Enthaltbarkeit bei Männern“<sup>570</sup> als Gründe für das Entstehen nervöser Störungen:

... Wann wird das ein Ende nehmen? Immer von neuem packte es ihn. [Laich] War wieder eine jener schweren Krisen im Anzug? Bis zum Selbstmord wird ihn das noch treiben. [...] In Amerika war dasselbe, und immer, wenn ihm eine Frau gefiel, kam es wie eine Krankheit, wie ein Gift über ihn. [...] Er versank ... er wurde krank ... der Arzt mußte geholt werde. Er kam in Behandlung. Zwei Monate lang wurde er elektrisiert. Es nützte nichts. Ein bekannter Arzt sagte, es wären die Nerven. Der Anfang der Neurasthenie. [...] Zusammenbruch! ... (LDM 69)<sup>571</sup>

„Die ständige Hemmung und Zurückhaltung von normalen Gefühlen und das Kontrollieren und Verschieben von psychophysischen Kräften“ bezeichnet Beard als einen „erschöpfenden Prozess“,<sup>572</sup> dem gleichwohl alle Zivilisation unterworfen sei. Der Hemmung und Disziplinierung von Affekten entspricht die von Simmel genannte Unfähigkeit des Großstädtlers, auf „neue Reize mit

567 Maximilian Bergengruen; Klaus Müller-Wille; Caroline Pross: Nerven – Zur literarischen Produktivität eines ‚Modeworts‘. In: dies. (Hg.): Neurasthenie: Die Krankheit der Moderne und die moderne Literatur. Freiburg i. Br., Wien u. a. Rombach 2010. S. 9–22. Hier: S. 11.

568 Ebd.: S. 12.

569 Esther Fischer-Homberger: Die Neurasthenie im Wettlauf des zivilisatorischen Fortschritts. Zur Geschichte des Kampfs um Prioritäten. In: Neurasthenie: Die Krankheit der Moderne und die moderne Literatur. O. a.: S. 23–72. Hier: S. 51.

570 Ebd.: S. 46.

571 Siehe auch: LDM 26, 100ff.

572 Esther Fischer-Homberger: Die Neurasthenie im Wettlauf des zivilisatorischen Fortschritts. O. a.: S. 53.



der ihnen angemessenen Energie zu reagieren“<sup>573</sup> die er allerdings unter dem Schlagwort der Blasiertheit, die die Steigerung der großstädtischen Intelligenz hervorgebracht habe, und seiner Ansicht nach einen geeigneten Abwehrmechanismus darstellt, positiv subsumiert.

Laich leidet nicht nur, aber primär unter den Folgen unterdrückter Emotionen – „die Sehnsucht nach Liebe wurde immer stärker und sprengte sein Herz“ (LDM 100) – sowie unter der sozialen und emotionalen Verwahrlosung: Obwohl er den „ungesunden Geist“ des Armenviertels spürt, ignoriert er sein „beklemmendes Angstgefühl“ (LDM 14) und bleibt. „Er lebt [...] mit Gedemütigten und Verachteten. Wie ein Straßenbettler war er, der keine Scham mehr kennt“ (LDM 130) und unter den Auswirkungen des Hungerns leidet. Die stark mit dem Verdauungssystem assoziierte ‚American Nervousness‘<sup>574</sup> wie die Neurasthenie auch genannt wird, äußert sich bei ihm in Magenkrämpfen und Bauchschmerzen: „Er kämpfte die langen Tage mit Übelkeiten – er konnte nicht sagen, daß er so viel gehungert und sein Magen nichts mehr vertrug.“ (LDM 177)

Auch weitere Symptome der nervösen Erschöpfung wie Herzrasen, Schwindel und Schlafstörungen quälen ihn:

In seinem Körper brannte ein Schmerz [...]. Er stöhnte und schrie ein paarmal auf. Er fiel in krampfartiges Zucken, dann in Schweiß und Schlaf. [...] Sein Herz zitterte heftig. (LDM70)

Er wankte, und alles vor seinen Augen wurde finster und schwarz. (LDM 156)

Er lag am Morgen müde und zerschlagen im Bett. Nacht für Nacht verging ohne nennenswerten Schlaf. (LDM 219)

Als sensiblem und stark empathischem Menschen fehlt Laich die notwendige Abstumpfung, die eine Schutzschicht gegenüber den vielfältigen Eindrücken der Großstadt bildet. Die fortdauernde Rückkoppelung von Reiz und darauf resultierendem Affekt erfährt bei ihm eine Wendung ins Pathologische – „Wie ein Irrer kam er sich auf der Straße vor; ein Irrer, der nur Bilder des Irrsinns sieht. An Arbeit war nicht zu denken bei zerrüttetem Gehirn.“ (LDM 81) – und gipfelt schließlich in „Todesangst vor dem Leben“ (LDM 119). Mehr als einmal gibt er sich Selbstmordphantasien hin, ihn „lockte das Sterben“ (LDM 160):

573 Georg Simmel: Die Großstädte und das Geistesleben. O. a.: S.: S. 121.

574 Vgl.: Esther Fischer-Homberger: Die Neurasthenie im Wettlauf des zivilisatorischen Fortschritts. O. a.: S. 39.

Wie wäre es, wenn ich mit einem scharfen Gegenstand meine Adern öffnete und den Blutstrom aus meinem Körper entweichen ließ? [...] Wie wäre es, wenn ich mich aus dem Fenster in die Tiefe stürzte? (LDM 158)

[...] am liebsten wollte er sein Gehirn mit den [sic!] schmerzenden Denken darin zertrümmern. (LDM 231)

### Folgen der Affektunterdrückung

In der Zwischenkriegszeit kommt es zu einer starken Zunahme von Suizidfällen, in den 1930er Jahren spricht man gar von „Selbstmordgrippen“ bzw. Selbstmordepidemien,<sup>575</sup> was auch bei Feldmann Niederschlag findet. In einem Artikel im *Morgen* berichtet sie z. B. von „Selbstmorde[n] aus Not und Krankheit“.<sup>576</sup> Laich „hatte [...] alle Unglücksfälle, Selbstmorde ‚einzurichten‘“ (LDM 21). Der sowohl von Beard als auch von Simmel gestellten Diagnose der Reizüberflutung in den Städten und den damit einhergehenden psychischen Störungen entspricht eine vom Wiener Magistrat verfasste Studie über das „Selbstmord-Problem“ aus dem Jahr 1927, die zeigt, dass die Suizidrate in den Städten schneller wuchs, als in ländlichen Gebieten.<sup>577</sup>

Neben der Blasiertheit nennt Simmel – wie schon erwähnt – die Reserviertheit als Charakteristikum des modernen Großstädtlers, unter deren Oberfläche er ein noch stärkeres Gefühl, das der latenten Aversion, der gegenseitigen Fremdheit und Abstoßung vermutet, das im Falle „einer irgendwie veranlaßten nahen Berührung sogleich in Haß und Kampf ausschlagen würde“.<sup>578</sup>

Bei Feldmann finden sich mehrere Beispiele für die Kehrseite der passiven Reserviertheit, d. h. hier: die schwelende Aggression: „Heute spürte er [Laich] ein eigentümliches Lustgefühl, das sein Herz quälte, ein Gefühl nach Rache.“ Das Gefühl facht kurzfristig seinen Lebenswillen an: „Die Gedanken der Rache waren so groß, daß sie das Todeswünschen erdrückten.“ (LDM 161) Drastischer tritt das Umschlagen von Aversion, gegenseitiger Fremdheit und Abstoßung in blanken Hass und Gewalt bei einem Lynchprozess in Amerika sowie dem Prostituiertenmord, der in Laichs Viertel zur „täglichen Gefahr“ (LDM 164) geworden ist, zu Tage: „Blutiggeschlagen ist zu wenig“, sagte ein gutgekleideter Herr, „man sollte Riemen aus ihrer stinkenden Haut schneiden ...“ (LDM 99)

575 Hannes Leidinger: Die Selbstmordepidemie. In: Wolfgang Kos (Hg.): Kampf um die Stadt. Politik, Kunst und Alltag um 1930. Wien. Czernin Verlag 2010. S. 214–222. Hier: S. 214.

576 Else Feldmann: Kulturarbeit. In: DM Nr.: 47. 25.11.1918. S. 5.

577 Vgl.: René Delannoy: Selbstmorde und Selbstmordversuche in Wien im Jahr 1926. In: Statistische Mitteilungen der Stadt Wien. 3. Sonderheft. Wien. 1927. S. 11. Zit. nach: Hannes Leidinger: Die Selbstmordepidemie. O. a.: S. 214–222.

578 Georg Simmel: Die Großstädte und das Geistesleben. O. a.: S. 123.

Nach dem Verkehr mit der Dirne trat bei vielen eine Art gesteigerten Lebensüberdrusses ein, eine Art Wahnsinn und Melancholie. Es fehlte plötzlich jeder Sinn des Lebens, und eine geheime Macht wühlte in ihnen und trieb sie, das Weib zu hassen als ein Ding, das ihnen Kraft und Leben nahm; sie von der Höhe der Lust in den Abgrund der Leere warf, ihnen nichts gab und alles nahm; dafür sollten sie noch bezahlen? (LDM 164)

Laut Simmel dienen beide, Blasiertheit und Antipathie, der notwendigen Distanzierung und Abwendung, ohne die „diese Art Leben überhaupt nicht geführt werden könnte“. Er sieht sie nicht als krankhafte Entwicklungen des großstädtischen Lebens, sondern vielmehr als „eine ihrer elementaren Sozialisierungsformen“,<sup>579</sup> als Grundlage und Motor großstädtischer Entwicklungen an. Indem sie nämlich die Voraussetzungen für ein größtmögliches Maß an persönlicher Freiheit schufen, spornten sie den Großstädter zu Leistungen an, die in anderem Rahmen nicht möglich wären. Eine ‚Sozialisierungsform‘, die durch ihre bei Feldmann beschriebenen Auswüchse durchaus kritisch zu sehen ist.

Die Voraussetzungen für ein größtmögliches Maß an Freiheit in der Großstadt exemplifiziert Simmel anhand historischer Entwicklungen früher sozialer Bindungen. Die forderten zuerst in relativ kleinem Kreis ein Höchstmaß an Zusammenschluss gegenüber dem Außen und boten dabei dem Einzelnen kaum Spielraum für individuelle Entfaltung – er nennt politische, familiäre und religiöse Gruppen. So könne es mit dem Anwachsen sozialer Gemeinschaften zu einer Lockerung der inneren Einheit kommen, was dem Individuum mehr Freiheit zur Selbstentfaltung gewährt.

Das großstädtische Phänomen der Arbeitsteilung leistet dieser Entwicklung zusätzlichen Vorschub. Legte „Das Kleinstadtleben in der Antike wie im Mittelalter [...] dem Einzelnen Schranken der Bewegung und Beziehungen nach außen, der Selbstständigkeit und Differenzierung nach innen hin auf [...]“<sup>580</sup>, so ist der moderne Großstädter zwar ‚frei‘ von Einengungen und Präjudizierungen durch die Gesellschaft – Lebensbedingungen, die die Unabhängigkeit des Individuums in höchstem Maß fordern und fördern –, zugleich aber auch ohne Halt, den eine Gruppe geben kann: „[...] es ist offenbar nur der Revers dieser Freiheit, wenn man sich unter Umständen nirgends so einsam und verlassen fühlt, als eben in dem großstädtischen Gewühl.“<sup>581</sup>

### Freiheit und Vereinsamung

Die Kehrseite dieser ‚Freiheit‘, das Ausgesetzt-Sein in der Großstadt, empfindet Laich schmerzhaft: „Er hatte [...] laut geweint vor Verlassenheit.“ (LDM 19)

579 Ebd.: S. 123.

580 Ebd.: S. 125.

581 Ebd.: S. 126.

„Das war nun seine Freiheit. Freiheit, wie sie das Tier im Walde hatte.“ (LDM 47)  
Ein Tier, das am „Schlachtfeld“ der Natur seinerseits einem erbarmungslosen  
„Lebenskampf“ (LDM 183) ausgeliefert ist.

Die Freiheit, von der er geträumt, als er die kleine Heimatstadt verlassen [...]. Bei diesen großen New Yorker Blättern, mitten im Sturm der Ereignisse, wie es damals war. O wie arm war das Leben von allen Seiten – trotz Wolkenkratzern und stockhohen Kraftautobussen ... (LDM 47)

Die Großstadt, wie sie Feldmann in *Leib der Mutter* beschreibt, ist voll von „Kinder[n] der Einsamkeit“ (LDM 19): Männern, die sich zu Prostituierten flüchten, und Frauen, die lieber die Gewalt ihrer Männer ertragen, als allein zu sein: „[...] nein, sie konnte nie und nimmer allein sein, sie hielte das nicht aus.“ (LDM 24)

Eng verbunden mit dem Gefühl der Einsamkeit ist im Falle Laichs der Begriff von Heimatlosigkeit und Unzugehörigkeit: „Ich bin anders“ (LDM 35), gesteht er schon zu Beginn einem Kollegen gegenüber ein und bleibt trotz mehrfacher, allerdings halbherziger Integrationsversuche in die ‚bessere‘ Gesellschaft der Großstadt fremd: „Er konnte sich in guter Gesellschaft nicht mehr bewegen.“ (LDM 51)

In der Redaktion ist Laich nach seinem Geständnis ein Außenseiter: „Es gab seither [...] den Fall Laich.“ (LDM 37) Neben seinem fremdklingenden Namen sind seine erfolglose Rückkehr aus Amerika sowie sein langer, gelber Mantel, der ihn auch äußerlich als unzugehörig brandmarkt, weitere Stigmata: „Man nannte ihn [...] spöttisch den Amerikaner [...] und er hieß auch ‚Der Mann mit dem gelben Mantel.‘“ (LDM 31) Verschafft ihm seine Amerikaaufenthalte in der Redaktion zunächst noch Vorteile, so stellt ihn das seltsame Kleidungsstück doch ins soziale Abseits: „Unglücksmensch, nicht den gelben Mantel‘ [...], ,darin sind sie verloren!“ (LDM 54)

Auffallend ist dabei die doppelte Codierung des gelben Mantels als Anlass für Ausgrenzung einerseits sowie als Objekt des Schutzes andererseits: „Wenn er doch seinen gelben Mantel hätte ... Ungeschützt, ohne Schirm stand er da.“ (LDM 47) „Ihm verblieb als einziger Schutz der gelbe Gummimantel.“ (LDM 105) Die Tatsache, dass Juden in einzelnen Regionen Europas zur Unterscheidung von der Mehrheitsgesellschaft bereits seit dem 11. Jahrhundert besondere – meist gelbe – Kleidungsstücke tragen mussten, legt die Analogie zu den Judenhüten des Mittelalters sowie dem späteren nationalsozialistischen Judenstern nahe.

Feldmann schreibt Laichs Zugehörigkeit zum Judentum zwar nicht explizit fest, trotzdem kann die Figur des Protagonisten in den Kontext des Judentums und der damit verbundenen historischen sowie, vom Zeitpunkt der Entstehung

des Romans aus gesehen, noch bevorstehenden massiven Ausgrenzungserfahrung gestellt werden: Selbst aufgrund seines „etwas absonderlichen Vornamen[s]“ (LDM 31) verspottet, setzt sich Laich für einen kranken Juden ein, den die Krankenschwester auf seine Volks- bzw. Glaubenszugehörigkeit reduziert: „Hast du ihn gemessen, den blinden Juden?‘ Er weinte jedesmal mit seinen blinden Augen, wenn er es hörte. ‚Er hat einen Namen‘, schrie ich ihr in die Ohren. ‚Er heißt Blaustein!‘“ (LDM 78)

Ambivalent besetzt ist auch der Begriff ‚Heimat‘: „nichts liebte er mehr als die alten Sachen, wie sie in seiner östlichen Heimat bei seinen Eltern zu finden waren“ (LDM S. 12). „Man soll die Heimat nicht ohne zwingenden Grund verlassen“, sagt Laich, „denn keine fremde Hilfe, nichts ersetzt die Heimat und das Vaterhaus.“ (LDM 168) Gleichzeitig zieht es ihn in die Fremde: „Eins weiß ich, hier bleibe ich nicht. Eher wandere ich bis an das Ende der Welt ...“ (LDM 179)

Auch in seiner Heimat und der eigenen Familie ist Laich Außenseiter: „wir werden uns nicht verstehen“ (LDM 187). Seine Ambitionen als Journalist und Schriftsteller werden hier nicht ernst genommen: „Oft griff er [nach dem Zeitungsartikel], um ihn der Mutter oder dem Bruder zu zeigen – aber er fürchtete die Ironie der beiden.“ (LDM 183) Und auch von der Schwester sowie seinen ehemaligen Spielkameraden wird er als „Dichter“ (LDM 184) verlacht.

Zwar ist seine Familie um ihn besorgt und der Bruder versucht, ihm zu helfen: „Nimm eine Stelle als Schreiber in meiner Kanzlei an. Die Stelle ist wohl nicht frei, aber ich werde dich einschieben.“ (LDM 187) Er ist gleichzeitig aber umso vernichtender im Urteil: „Was ist denn deine Arbeit so Großes? Wir wissen nicht, was das für eine Arbeit ist! Sind es vielleicht – Gedichte, die du schreibst? [...] ‚Ich spucke darauf‘; [...] ‚du bist verkommen und zugrunde gerichtet.“ (LDM 186f.)

Letztendlich bleibt auch Laichs Versuch, unter den Ausgestoßenen der Großstadt eine Heimat zu finden, vergebens. Zwar zieht es ihn trotz seines Unbehagens im Vorstadtviertel „immer wieder zurück, wie in ein Heim“ (LDM 13f.), „Hier ist meine Welt – meine Heimat [...]“ (LDM 166) Aber man hält ihn auch im Vorstadtviertel „für einen Narren und Sonderling“ (LDM 97) und er bleibt unzugehörig; ein Fremder der zum ewigen Umherziehen verdammt ist: „Tag um Tag, Nacht um Nacht war dasselbe Problem: auf den Straßen oder sonst wo herumsummeln oder dorthin gehen, wo man niemals vor Scheußlichkeiten sicher war.“ (LDM 48)

Von Unrast getrieben – „[...] ich kann nicht immer auf einem Fleck sitzen ...“ (LDM 186) –, bleibt er – damit dem bereits angesprochenen Kontext des Jüdischen, in diesem Falle der antisemitischen Vorstellung eines Ahasvers entsprechend – ein ewig Wandernder: „Er wohn[t]e vorläufig in einem Hotel, da er nicht wußte, ob er sich nach Ostern wieder nach Amerika einschiffen

würde.“ (LDM 15) Bezeichnenderweise überkommt ihn gerade beim Übergang von der einen in die andere Sphäre, an dem Übergang zwischen hier und dort „eine brausende Lust [...], wie immer beim Reisen“ (LDM 172), was wiederum auf den bereits mehrfach angesprochenen Befund der Zwischenstellung rekurriert.<sup>582</sup>

Mit dem Anwachsen einer Gemeinschaft, so Simmel, erweitert sich der Kreis der innerlichen und äußerlichen Freiheit, was die Großstädte zum Sitz des Kosmopolitismus macht: „Im großen weiten Amerika, dort habe ich die Freiheit gelernt.“ (LDM 92) Individuelle Freiheit impliziert nicht nur einen größeren Bewegungsspielraum sowie den Wegfall von Vorurteilen und kleinbürgerlichem Denken, sondern gibt auch dem Streben nach Unvergleichbarkeit und Unverwechselbarkeit, das jedem Individuum innewohnt, Raum. Die daraus resultierenden großstädtischen Extravaganzen führen mitunter zu kapriziösen Verhaltensweisen, deren einziger Sinn in dem Sich-Herausheben besteht. Simmel führt dies auf die in den Großstädten vorherrschende Arbeitsteilung zurück, die den Einzelnen zu immer mehr Spezialisierung seiner Leistung zwingt, um nicht verdrängt zu werden:

Er [Laich, Anm. v. m.] wusste, wie rasch man in solchen Gesellschaften vergessen wird, wenn man nicht dauernd hervorrägt. In Amerika war es ebenso und überall in der Welt. Was war ihnen der Mensch? Nur seine schillernden Eigenschaften hatten Wert, wenn man gerade obenauf war. O, aber wenn man unten war ... (LDM 53)

Sein Artikel anlässlich des Raubs der Mona Lisa, den er anstelle eines verhinderten Kollegen schreibt, verschafft ihm kurzzeitige Berühmtheit: „Es war eine Dichtung auf die Frau, auf die Kunst, auf die Menschheit ... [...] Am Abend nannten sie ihn bereits Meister. Er wurde beglückwünscht und tags darauf speiste er beim Chef.“ (LDM 49ff.) Dort wird er als der „neueste Dichter“ (LDM 55) präsentiert und die Mechanismen des Verdrängungswettbewerbs beginnen umgehend zu greifen: „Der Schauspieler hatte es auf einmal mit der Angst bekommen, er könnte nur für Minuten überflügelt werden – und von wem? Von diesem Dingsdadichter?“ (LDM 51) Laich ist die für den Erfolg notwendige Selbstdarstellung zuwider, das Angebot, den Artikel mit seinem Namen zu zeichnen – „Aber vielleicht doch, wenigstens mit Anfangsbuchstaben ... [...]“ (LDM 49) –, schlägt er aus und auch die Hofierung als „neuester Dichter“ verursachte [ihm] Übelkeiten. Er entgegnete schüchtern, er möchte sich nicht gern hänseln lassen. Er bitte darum. Er sei ein simpler Zeitungsschreiber und nicht einmal soviel, nur Übersetzer ...“ (LDM 55) Da er nicht bereit ist, sich den Spielregeln des Konkurrenzkampfes zu unterwerfen, hat es „[m]it der

582 Vgl.: S. 19 vorliegender Arbeit.

Berühmtheit Laichs [...], wie vorauszusehen war, ein rasches Ende. Der schöne Artikel diente noch manchmal zur Belustigung der Leute. Nein, die graue Redaktionsmaus ... seht her ... sapperlot ... der reinste Vogel Phönix!“ (LDM 60) Trotzdem beschert ihm der Artikel einen besseren Dienst: „Seine Arbeiten lagen nicht tagelang und wurden dann überhaupt nicht gebracht, sondern kamen, noch feucht von der Tinte, sogleich in den Druck [...].“ (LDM 60) Laich beginnt, eigene Ideen einzubringen: „In der Journalistik kam es darauf an, die geistigen Kräfte zu erhalten, und das erreichte man mit immerwährenden, neuen, jungen Ideen.“ (LDM 210) Sein Vorschlag, amerikanische Arbeitstechniken zu übernehmen (vgl.: LDM 61ff.), wird zwar nicht aufgenommen, trotzdem verschafft ihm seine Amerikaerfahrung plötzlich Vorteile:

[...] viele Übersetzungen wurden benötigt. Alle die amerikanischen Bewegungen und Neuerungen interessierten das Publikum feberhaft. Eine Bewunderung, wie man sie für einen Riesen hat, empfand es für Amerika, in der es seine eigene Kleinheit sah. Aber das Blatt nahm, indem es diese Berichte brachte, selbst etwas von dem Riesenmaß an; jedenfalls war es wertvoll, von einer geübten Feder diese Artikel erscheinen zu lassen und neue, junge Ideen waren die Hauptsache. Die Abonnentenzahl der alten, konservativen Blätter sank von Tag zu Tag. (LDM 209ff.)

Laich „arbeitete tüchtig“, veröffentlicht Artikel um Artikel – „Er sah etwas auf der Straße, und im Nu war ein Bild da. Er schrieb die Bogen voll und am Morgen waren sie Druckware, standen da [...].“ –, allerdings, ohne sein Namenszeichen zu tragen. „Und die Leute kauften die Blätter und lasen. Der Chef lobte ihn, ein frischer Zug ist mit ihm gekommen.“ (LDM 217) Das Interesse an Amerika flaut aber bald wieder ab: „Da konnte Laich mit seinen ‚Erinnerungen‘ einstweilen einpacken.“ (LDM 228)

### Überlebenskampf in der Großstadt

Nach Simmel kommt es im Stadtleben zu einer Verlagerung und Zuspitzung des Überlebenskampfes: In der Großstadt kämpft der Mensch zum Nahrungserwerb nicht mehr gegen die Natur, sondern gegen Menschen. Nicht nur die Spezialisierung der eigenen Leistung, auch die „Differenzierung, Verfeinerung und Bereicherung der Bedürfnisse des Publikums“<sup>583</sup> sind nötig, um im Verdrängungswettbewerb zu bestehen. Um in der Großstadt zu reüssieren, schlägt sich Laich auf die ‚falsche‘ Seite:

[...] zieht ein angehender Schriftsteller, der Ehrgeiz hat, in ein solches Haus ein, in dem Kranke und Betrunkene wohnten? Wo Verbrechen unter den letzten Strahlen der Tagessonne begangen wurden und wo Lärm, Kindergeschrei und übler Geruch war? (LDM 34)

583 Georg Simmel: Die Großstädte und das Geistesleben. O. a.: S. 128.

Anstatt um die Gunst des Publikums zu buhlen und sich zu profilieren – „Die nächsten Tage [fand er] fortwährend Einladungen auf seinem Tische [sic!].“ (LDM 53) –, bleibt er bei den Ausgestoßenen:

[...] hatte er denn keinen Ehrgeiz, war es ihm nicht darum zu tun, selbstständiger zu werden? Was tat er? Unnütze Sachen treiben, Gefühlssachen, Kinderfrau war er, statt vorwärts zu streben. [...] Wie schade, daß aus ihm nichts wurde, wo er die Dreißig längst überschritten [...]. (LDM 33f.)

In der Entwicklung der modernen Kultur, die sich durch ein Übergewicht an objektivem Geist gegenüber dem subjektiven auszeichnet, sieht Simmel eine weitere Ursache für das permanente Streben in der Großstadt zum individuellen Dasein. Dieses Primat des Sachlichen und Objektiven führt zu einem „Rückgang der Kultur der Individuen in Bezug auf Geistigkeit, Zartheit [und] Idealismus“,<sup>584</sup> was die Persönlichkeit des Einzelnen nicht selten verkümmern lässt: „[...] nichts als ekelhafte Eitelkeit [...] es fröstelte ihn, es war ihm ungemütlich in der Gesellschaft.“ (LDM 52)

Dem Zwang, in den Großstädten als den Schauplätzen der über alles Persönliche hinauswachsenden, objektiven, sachlichen Kultur ein „Äußerstes an Eigenart und Besonderheit“ aufbieten, übertreiben zu müssen, um „nur überhaupt hörbar [...] zu sein“,<sup>585</sup> widersetzt sich Laich:

[...] weil man einmal einen ‚guten Stil‘ schreibt und seine Anfangsbuchstaben in der Zeitung stehen, ist er schon wert, bewundert zu werden! ... Und ist diese ganze Schriftstellerei überhaupt wert, daß ihr so viel Achtung entgegengebracht wird? Zum Teufel mit der Achtung, die nicht allen Menschen gehört ... (LDM 53)

Dem Imperativ des sachlichen, objektiven, ausschließlich an persönlichem Erfolg orientierten Denken in der Großstadt setzt Laich das scheinbar ‚unmoderne‘, weil subjektive und gefühlsbetonte Konzept des Mitleids entgegen.

---

584 Ebd.: S. 129.

585 Ebd.: S. 130.



## Selbsterstörerisches Mitleid – Laich, der ‚moderne Anti-Held‘

„Das Mitleid war das wichtigste und vielleicht einzige  
Daseinsgesetz der ganzen Menschheit.“

*Dostojewski: Der Idiot*

„Die wahren intellektuellen Helden [sind] diejenigen, die sowohl  
mitfühlen als auch mitleiden können.“

*Natan Sznaider*

Angesichts der Not und des Elends in dem Armenviertel fasst Laich einen Entschluss: „Mit Mitleid wollte er lieben, er wollte kein Mann, wollte ein Mensch sein.“ (LDM 30)

Vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Prekarisierung erscheint der Entschluss des Protagonisten Laich, den verheerenden Auswirkungen der sozialen Um- und Einbrüche in seinem Umfeld die Kraft des Mitleids entgegenzusetzen, nicht als zufällig. Gerade in Zeiten der Krise kann das Mitleid bzw. das empathische Empfinden für den Anderen helfen, die Zustände zu entschärfen bzw. ihnen den Stachel des ohnmächtig Ausgeliefert-Seins zu nehmen.

Allerdings ist das Mitleid, wie auch gegenwärtige Debatten über Empathie aufzeigen, nicht unbelastet. Bereits Baruch de Spinoza bezeichnet es, rational betrachtet, als „an sich schlecht und unnütz“<sup>586</sup> und Nietzsche spricht gar von einem Gefühl, das „gefährlicher als irgendein Laster“<sup>587</sup> sei, da es zur Potenzierung und Verbreitung des Leids führe, indem es die Verhältnisse, die es hervorrufen, aufrechterhalte: „[...] es ist ebenso als *Multiplikator* des Elends wie als *Konservator* alles Elenden ein Hauptwerkzeug zur Steigerung der *décadence* [Hervorh. v. F. N.], – Mitleiden überredet zum Nichts!“<sup>588</sup>

Mitleid, aus dem keine Handlung erwächst, ist somit wertlos; eine Haltung, die auch Laichs erfolgreicher Bruder vertritt, der Laichs Haltung als die eines „Überspannte[n], träge[n] Charakter[s] eines Menschen ohne Beruf, ohne Broterwerb“ ansieht:

Nur solche konnten sich immer um andere kümmern. Jawohl, auch er kümmerte sich um andere; er führte Prozesse, vertrat Leute vor Gericht. Er war Abgeordneter und hatte die Interessen des Staates zu wahren. Das war etwas anderes. Das Leben als ein tätiger Mann leben und es nicht anschwärmen, andichten. (LDM 196)

586 Baruch de Spinoza: Ethik in geometrischer Ordnung dargestellt. In: Wolfgang Bartuschat (Hg.): Baruch de Spinoza. Werke. Bd. 1. Übersetzt von Wolfgang Bartuschat. Hamburg. Felix Meiner Verlag 2006. S. 234.

587 Friedrich Nietzsche: Die nachgelassenen Fragmente. Eine Auswahl. Stuttgart. Reclam 1996. S. 268.

588 Ders.: Der Antichrist. Versuch einer Kritik des Christentums. Frankfurt am Main. Insel Verlag 2006. S. 17.

Angesichts des Imperativs, mit seinem Handeln erfolgreich sein zu müssen, empfindet auch Laich sein Bemühen als fruchtlos: „Was tat er? Unnütze Sachen treiben, Gefühlssachen, [...] statt“, im Sinne der kapitalistischen Gesellschaftsordnung, „vorwärts zu streben.“ (LDM 34)

Dem hält Rosenfeld in seiner Rezension von 1931 aber entgegen:

Feldmann bleibt nicht bei der Erweckung des Mitleids stehen, sie macht in ihrem Helden und in dem Leser das Gefühl der *Mitverantwortlichkeit* [Hervorh. v. F. R.] für das Schicksal aller zermarterten Kreaturen auf dieser Erde lebendig, ob sie nun Arbeiterfrauen oder Dirnen, Weiße oder Neger sind.<sup>589</sup>

Ebenfalls kritisch zu sehen ist der hierarchisierende Charakter des Mitleids, der nicht nur ein eindeutiges Machtgefälle zwischen Mitleider und Bemitleidetem voraussetzt, sondern auch dazu tendiert, dieses festzuschreiben: Das ‚Opfer‘ soll seinen Opferstatus behalten, um weiterhin ‚Objekt‘ des Mitleids sein zu können.

Deutlich wird das in einer Szene im Roman, in der Laich versucht, Flora von der Prostitution loszubekommen, indem er sie für das Spazierengehen mit den Kindern aus der Gasse bezahlt, sie aber aus der von Laich für sie vorgesehenen ‚Opferrolle‘ ausbricht und mit den Männern in dem Café zu kokettieren beginnt:

Zwei Strolche, Taugenichtse, die herumschlenderten, pflanzten sich vor Flora auf und stellten schamlose Fragen an sie. Und sie, die wieder einmal echte Männer sah, ließ sich mit ihnen ein. [...] Sie hatte sich ihnen zugekehrt, lachte und ging auf alles ein. Voll Befreiung atmete sie auf, sie war wieder in ihrem Element. (LDM 94)

Auf die zaghaften Bemühungen Laichs, sie zurückzuhalten reagiert Flora mit heftiger Abwehr: „Plötzlich packte sie den Kinderwagen und schleuderte ihn Laich zu. ‚Da hast du,‘ schrie sie, ‚da hast du deine Krüppelbande!‘“ (LDM 94) Sie gibt ihn damit dem Spott der Umstehenden preis:

Alle paar Schritte blieb sie stehen, kehrte sich um, wies roh mit dem Finger hin und erzählte allen, die zuhörten, [...] daß sie [...] keinen Wurstel aus sich machen lasse. Es war ein großes Gaudium und Theater für die vielen Tagediebe. [...] Drei Tage dauerte das Gelächter und der Spott. (LDM 95)

Die Hierarchie zwischen Mitleider und Mitleidempfünger – der Flora sich hier entzieht – wiederum verweist auf einen weiteren negativen Aspekt dieses ambivalenten Gefühls, nämlich den, den Nietzsche als das „Glück der kleinsten Überlegenheit“<sup>590</sup> bezeichnet, womit er seinen Finger auf das egoistische Motiv für das Mitleiden legt. Denn wer bemitleidet, fühlt sich moralisch überlegen,

589 Fritz Rosenfeld: *Zeitromane*. O. a.: S. 7.

590 Mazzino Montinari; Giorgio Colli (Hg.): *Friedrich Nietzsche: Werke. Kritische Gesamtausgabe*. Sechste Abteilung. Bd. 2. Berlin. De Gruyter 1968. S. 401.

wobei diese ‚moralische Überlegenheit‘ auch eine Überidentifikation und damit einhergehend eine unreflektierte, einseitige Parteinahme nach sich ziehen kann.

Laich weigert sich, ‚Leid‘, das sich außerhalb seiner bis zu einem gewissen Grad selbstgewählten Lebensrealität im Armenviertel der Großstadt, man könnte sagen, außerhalb seines Mitleid-Horizontes, ereignet, anzuerkennen:

Der Bürgerstochter Erika, die sich von ihrer eigenen Familie losgesagt hat, um der Leere im dortigen Wohlstand zu entfliehen, und eine Stelle annehmen will, hält Laich ihre Privilegiertheit vor: „Sie wissen nicht, wie gut Sie es haben – im Vergleich zu ihren unglücklichen Schwestern, die ihr Brot auf der Straße verdienen müssen.“ (LDM 110) An ihr hat er auszusetzen, was im Grunde – würde er das Hilfsangebot seiner gut situierten Familie annehmen – auf ihn selbst zuträfe:

Da stand sie vor ihm, die Wohlhabenheit selbst; mit ihren Lederhandschuhen, weiß wie Schnee, und ihrem seidenen Sonnenschirm; alles war gut und gediegen, für Bargeld im Laden gekauft. Da stand sie und hatte eine verbrieftete Sicherheit im Leben. Im Sommer wie im Winter würde sie nichts entbehren. (LDM 110ff.)

Bei Nietzsche findet sich auch die Idee der Ich-zerstörenden Wirkung des Mitleids, das, befeuert von der Selbstlosigkeit eines Individuums, dazu führt, dass dieses sein Selbst verliert. Bezogen auf den Roman zeigt sich diese in der überbordenden Selbstaufgabe Laichs, den sein Mitleiden immer weiter von seinem ursprünglichen Ziel, es im Journalismus zu etwas zu bringen, entfernt, was schließlich in der finalen Selbstzerstörung kulminiert. Er stirbt „wie ein heimlicher Heiland für die Opfer der kapitalistischen ‚Ordnung‘“<sup>591</sup> bei dem Anblick der Misshandlung Justines durch ihren Freier, noch ehe der ihn trifft: „den Schlag spürte dieser [Laich] nicht mehr. Sein Herz war schon in der Minute gestorben, als Justine blutend zu Boden sank ...“ (LDM 245)

Verfechter des Mitleids hingegen – wie z. B. Lessing, der das Mitleid als eine der wichtigsten bürgerlichen Tugenden ansieht und ihm eine zentrale Position im bürgerlichen Trauerspiel zuspricht, sowie Schopenhauer, der große Mitleidstheoretiker der klassischen deutschen Philosophie, der das Mitleid als moralisch notwendiges Gegengewicht zum Egoismus sieht – unterstreichen vor allem seine positiven Aspekte.

Diese versucht auch Natan Sznajder in seinem Essay *Über das Mitleid im Kapitalismus*, das ich im Folgenden in Bezug zu Feldmanns Roman stellen möchte, herauszuarbeiten.

Sznajder bezeichnet das Mitleid als „die organisierte Aktivität, das Leiden anderer zu mildern“, und sieht in ihm eine „eindeutig *moderne* [Hervorh. v. m.]

---

591 Fritz Rosenfeld: Zeitromane. O. a.: S. 7.

Form des moralischen Handelns“,<sup>592</sup> der er eine wichtige Rolle in der Entwicklung moderner Gesellschaften zuschreibt. Bereits im vorangegangenen Kapitel ist Laich als ein Held, der an den Anforderungen der Moderne zerbricht, dargestellt worden. In diesem Sinne soll nun untersucht werden, inwiefern das Mitleid – verstanden als modernes Gefühl – als Gegenentwurf zu den ‚Verhaltenslehren der Kälte‘, wie sie für die Zeit zwischen den Kriegen von Lethen diagnostiziert worden sind, gesetzt werden kann.<sup>593</sup>

Der These Sznaiders zufolge existiert in bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaften eine spezifische Form des Mitleids: die des „öffentlichen Mitleids“,<sup>594</sup> die er mit der post-religiösen Idee, Glückseligkeit im Diesseits zu erreichen, verknüpft. Der christlichen Nächstenliebe stellt er das bürgerlich-öffentliche Mitleid gegenüber, das er als Leitidee dieses modernen Glaubenssystems bezeichnet und dem er zwei weitreichende soziale und kulturelle Veränderungen zugrunde legt, die entscheidenden Einfluss auf die Entstehung des spezifisch modernen Mitleids genommen haben: den Demokratisierungsprozess sowie damit zusammenhängend die Formierung der auf einem freien Markt beruhenden Gesellschaft.

Der Demokratisierungsprozess, der auf der Idee der Gleichheit und Gleichartigkeit der Menschen fußt, beseitigt die bis dahin in aristokratischen Gesellschaften vorherrschende „abgrundtiefe ontologische Ungleichheit“<sup>595</sup> und rückt den Menschen das Leid der Nächsten näher: „Aber war nicht die ganze Welt voller Brüder und Schwestern?“, fragt sich Laich: „Man muß es verstehen, und es war wie der Anfang einer Theorie, in die er sich hineinzubohren begann. Man muß es verstehen, die Menschen so anzusehen, wie Brüder.“ (LDM 196)

Demokratische Menschen, so Sznaider, „ob sie es wollen oder nicht, haben keine andere Wahl, als sich gegenseitig wahrnehmen und beachten zu müssen“.<sup>596</sup> Feldmanns Roman *Leib der Mutter* fällt – nimmt man den Entstehungszeitraum in den Jahren nach 1913 an – nicht zufällig in eine Zeit sich verstärkender demokratischer Tendenzen, die am Ende des Ersten Weltkriegs mit der Ausrufung der Republik formale Gültigkeit erhalten.

Begriff man im Mittelalter Leiden nicht als etwas Schlechtes oder zu Vermeidendes, sondern als integralen Bestandteil der Gesellschaft, so führt nach Sznaider gerade die Gleichgültigkeit und emotionale Kälte der Großstadt,

---

592 Natan Sznaider: Über das Mitleid im Kapitalismus. Wien, Linz, Weitra u. a. Bibliothek der Provinz 2000. S. 7.

593 Vgl.: Helmuth Lethen: Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen. Frankfurt am Main. Suhrkamp 1994.

594 Ebd.: S. 9.

595 Ebd.: S. 14.

596 Ebd.: S. 17.

wie sie auch Simmel diagnostiziert hat, zu einem neuen Phänomen: dem des *Erschüttert-Werdens über das Nicht-erschüttert-Sein* anderer.

Ein solches Erschüttert-Werden über die Emotionslosigkeit anderer ist Laichs Initiationserlebnis in der Welt des Armenviertels, das ihn fortan nicht mehr loslässt.

Beim Anblick einer Frau, die ihrem Säugling mit einer Nadel in den Hinterkopf sticht, um ihn langsam und unauffällig zu töten, steht Laich „mit erstarrtem Herzen; er hatte alles gesehen und begriffen. [...] er lief wie ein Kind in Angst [...] er war wie betäubt. Er schrie ein paarmal in die Leere des Zimmers hinein: ‚War sie verrückt? War sie verrückt?‘“ (LDM 17ff.)

Sznaider sieht gerade in der im unmittelbaren Wortsinn zu verstehenden ‚Gleich-Gültigkeit‘ der Geldwirtschaft, die er als eine „großartige kulturelle und historische Errungenschaft“<sup>597</sup> bezeichnet, die Ermöglichung von verallgemeinerndem Mitleid.

Analog zu Simmels Befund über die großstädtische Antipathie als notwendigen Akt der Selbsterhaltung sieht Schnaider Fremdheit und Entfremdung als „positiven Beitrag zur sozialen Ordnung an, der sonst in der Moderne nicht möglich wäre“.<sup>598</sup> Fremdheit und Entfremdung seien nicht als Gegenteil von Mitleid, sondern als dessen Voraussetzung zu verstehen. Damit meint er das Verhalten von Personen, die sich zur gleichen Zeit am selben Ort befinden, sich gegenseitig aber versichern, nichts miteinander zu tun haben zu wollen und nichts Böses zu beabsichtigen.

Wird in der vor-bürgerlichen Gesellschaft Ungleichheit akzeptiert und das auf religiöser Nächstenliebe beruhende Mitleid als Manifestation von Gottesliebe und nicht als moralisches Gebot gesehen, so gründet bürgerliches-Mitleid auf *Gleichheit*, was Leider und Mitleider einander näherbringt:

„War er durch ihr Unglück ihr nicht nahe gekommen?“ (LDM 116), fragt sich der Protagonist Absalon Laich. Mitleid, so Schnaider, „wird dadurch auch zu einem Mechanismus, der nicht nur von Gleichheit abhängt, sondern sie vielmehr noch verstärkt.“<sup>599</sup> Erstaunt über die „Gleichheit, in welcher ihr beider Schicksal lief“ (LDM 152), bezeichnet Laich Justine als „seine eigentliche Schwester“ (LDM 243).<sup>600</sup>

Die bestehende Ungleichheit zwischen den Menschen nimmt Laich bereits als Kind schmerzhaft wahr, als er – selbst noch Gymnasiast und damit Angehöriger einer privilegierten Gesellschaftsschicht – die Abläufe in einer Mineralwasserfa-

597 Ebd.: S. 16.

598 Ebd.: S. 16.

599 Ebd.: S. 18.

600 Auffallend ist die Parallele zwischen Justine und Johanna aus dem Kindheitsroman *Löwenzahn*. Beide, Johanna und Justine, waren als Kind bei Nonnen am Meer. Vgl.: LDM 151 und LZ<sup>2</sup> 81.

brik beobachtet, wo Frauen und Kinder im Akkord arbeiten, Flaschen reinigen und Etiketten kleben: „Für tausend Stück vier Kreuzer; zehntausend Stück konnten sie in einem Tage erreichen. [...] Wenn sie fleißig waren und nicht schaute[n], nicht spielte[n] und nicht träumte[n].“ (LDM 118) Laich erinnert sich an einen alten Mann, den man wegen Unrentabilität entlassen und später tot aufgefunden hat, sowie an die Pferde, die schwer beladen erbarmungslos eine Anhöhe hinaufgepeitscht wurden: „Sein Herz war traurig, daß er sich am liebsten auf sein Gesicht gelegt hätte und gestorben wäre.“ (LDM 119)

Zweite kulturelle Veränderung ist die Entstehung einer freien Marktwirtschaft, die nach Sznaiders Auffassung nicht nur ein ökonomisches, sondern auch ein kulturelles Prinzip darstellt, das die „Verhältnisse ontologisch gleicher Menschen ordnet“<sup>601</sup> und damit einhergehend das Ausmaß des Mitleids verändert. Der Markt löst traditionelle Gemeinschaften, in denen Mitleid auf deren Mitglieder beschränkt war, auf. Das Entstehen dieses neuen Gemeinschaftsverständnisses, das die Bindung an die eigene Gruppe – in diesem Fall die Familie – ablöst und auf Fremde überträgt, wird im Roman an der auf Mitleid gründenden Beziehung zwischen Laich und Justine deutlich.

Sie sieht er als seine eigentliche Schwester an: „Nicht Kornelia, Justine war es. Kornelia brauchte ihn nicht, aber Justine, die elternlose Waise, die Straßendirne brauchte einen Freund und Bruder.“ (LDM 243)

Der Markt, so Sznaider weiter, mache aus „ehemaligen Freunden und Feinden Fremde, die sich alle im selben Universum begegnen“.<sup>602</sup> Bildlich gesprochen, setzt die Marktwirtschaft die Menschheit in dasselbe Boot. Der moderne Mensch – man denke an Simmels Befund über die Arbeitsteilung – lebt nicht für sich allein, sondern ist gezwungen, sich und sein Leben im Zusammenhang mit seinen Mitmenschen zu begreifen. Die universalisierende Kraft des Geldes, die eine neue Gesellschaft gleich gültiger Menschen hervorgebracht hat, macht Mitleid mit dem Fremden erst möglich. Die neue moralische Ordnung, deren Vertreter der moderne Fremde ist, der an derselben Gesellschaft teilhat wie man selbst, beruht auf Entfremdung und hat eine *qualitativ neue Form des Mitleids* hervorgebracht.

Voraussetzung für diese neue Form des Mitleids ist nach Sznaider das Eigeninteresse, das nicht mit Selbstaufgabe zu verwechseln sei. Die Grenze zwischen Eigeninteresse und Selbstaufgabe ist im Falle Laichs unscharf. Auf den ersten Blick erscheint sein Handeln als selbstlos, selbstaufopfernd, ja sogar selbstgefährdend, da er, wie schon erwähnt, seine eigenen Interessen außer Acht lässt, um anderen zu helfen, und dabei – nicht nur im übertragenen Sinn – ‚sein letztes Hemd opfert‘. Um Geld für die kranke Prostituierte Flora zu bekommen,

601 Natan Sznaider: Über das Mitleid im Kapitalismus. O. a.: S. 20.

602 Ebd.: S. 20.

verpfändet er seine gute Kleidung: „[...] und dann stand er in dem alten, abgetragenen Anzug als ein schäbiger Mensch da.“ (LDM 127) Damit werden seine Absage an die ‚gute Gesellschaft‘ sowie sein Bekenntnis, zu den Ausgestoßenen gehören zu wollen, auch äußerlich manifest.

Bei genauerem Hinsehen lassen sich aber sehr wohl Indizien für Eigeninteresse als *Movens* von Laichs Handeln ausmachen: Den Sohn von Frau Miczek, seiner Vermieterin, will er durchs Gymnasium bringen, um sich in ihm, „für später einen Freund heran[zu]bilden“ (LDM 30), und seine Liebe zu Justine entspringt u. a. dem Wunsch, selbst eine ‚Mit-Leiderin‘ zu finden. Sie ist nicht frei von dem Gedanken des Besitzen-Wollens und des Narzissmus:

Schöner war es, eine gute Frau zu haben, eine ganz sanfte Frau; die alle Traurigkeit in der Seele hatte wie er selbst. Ein ernstes, tiefes, kleines Mädchen, das ihn nie mehr allein ließ, bis zur Stunde seines Todes und dann in schwarzen Schleiern auf sein Grab kam, um zu weinen. Noch im Grabe würden ihre Tränen ihm wohl tun. (LDM 106)

Trotz seines Entschlusses, mit Mitleid lieben, ein Mensch, kein Mann sein zu wollen, ist Laich nicht frei von Machismo, der sich in seinen Träumen Bahn bricht:

Er schläft und träumt von einem Mädchen in einem weißen Kleid, das er verlassen und das mit ihrem kleinen, verirrtten Herzen am Wege stand und mit demütigen Augen nach ihm ausschaute ... Und dann war es auf einmal eine andere, mit einer herrischen Stimme von unerbittlicher Gewalt – aber dann kam ein kurzer Augenblick von Weibesschwäche über sie und ließ sie klein werden und zaghaft, daß sie sich anschmiegen mußte, und dies zu erleben, war süß und selig und aller Marter wert. (LDM 173)

Nutzenorientiertes Handeln wird in der Handelsgesellschaft nicht mehr als moralisch verwerflich, sondern als moralischer Fortschritt angesehen, weil es das Streben nach Ruhm sowie den religiösen Eifer militaristischer Gesellschaftsformen durch friedliches Tauschen und Handeln ersetzt. Handel und Konsum haben demnach eine pazifizierende Wirkung.

Eigeninteresse und Nutzenorientierung von Laichs auf den ersten Blick selbst-aufopfernd wirkendem Mitleid ist demnach sein Versuch, sich über das Mitleid in die Gemeinschaft der Ausgestoßenen zu integrieren, einer der ihren zu werden und damit Heimat und Zugehörigkeit zu finden: „Oh, unter den anderen sein, dann war er nicht mehr so entsetzlich einsam.“ (LDM 80) Ein Versuch, der – wie bereits im vorangegangenen Kapitel aufgezeigt – misslingt, da er sowohl im Kreis seiner ursprünglichen Gemeinschaft, der Familie, in der bürgerlichen Gesellschaft der Großstadt, aber auch unter den Ausgestoßenen im Elendsviertel unzugehörig bleibt.<sup>603</sup>

603 Vgl.: S. 163 vorliegender Arbeit.

Im Gegensatz zu militaristischen Gesellschaftsformen, in denen kein Platz für Mitleid ist, werden Handelsgesellschaften mit ‚Verweichlichung‘ und größerer Schmerzempfindlichkeit assoziiert: „Der Kapitalismus [...] machte den Menschen sensibler Schmerzen gegenüber, ihren eigenen Schmerzen, aber auch den Schmerzen Anderer.“<sup>604</sup> „Ich möchte sie trösten“ (LDM 26), sagt Laich bei seiner ersten Begegnung mit Frau Miczek.

Belege für diesen Befund der ‚Verweichlichung‘ finden sich im Roman an mehreren Stellen, wo Laich u. a. als Mensch „ohne Mut, ohne Kraft, von einer ewigen Träumerei heimgesucht“ (LDM 34), als „Überspannter, träger Charakter“ (LDM 196) beschrieben wird: „Was tat er?“, wirft er sich selber vor, „Unnütze Sachen treiben, Gefühlssachen, Kinderfrau war er, statt vorwärts zu streben. Ein blasses vierjähriges Kind führte er ins Freie.“ Aber er legitimiert sein Tun vor sich selbst: „O, während es bei ihm war, konnte ihm kein Leid geschehen.“ (LDM 34) „Laich sagte sich: Ich muß versuchen, es abzuhärten, damit es weniger zu leiden habe in seinem Leben.“ In Wahrheit ist er aber „fast ebenso schüchtern wie das Kind“ (LDM 33), was mit ein Grund für seine unerfüllte Liebesehnsucht ist: „Er stellte sich nicht wie ein Mann zu Liebe, deshalb seine Mißerfolge.“ (LDM 79)

Von seinen Gegnern wurde der Frühkapitalismus als verweichlichtes System, das keinen Schmerz ertragen kann, gesehen. Beide, Demokratie und Marktwirtschaft, die einen für jeden zugänglichen Bereich definieren, tragen aber, wenn auch unbeabsichtigt, moralisches Empfinden in sich. Triebfeder der neuen, bürgerlichen Moral ist die Kraft der Imagination, die es ermöglicht, sich in andere hineinzusetzen, und damit aus ehemals verfeindeten Menschen indifferente Mitbürger macht, die zu Mitleid fähig sind.

Sznaider sieht in der Entfremdung demnach keine Gefahr, sondern die Voraussetzung für das Entstehen einer liberalen Zivilgesellschaft. Dazu muss man Mitleid als veränderliches Gefühl verstehen, das keine historische Konstante darstellt, sondern sich den jeweiligen gesellschaftspolitischen Bedingungen anpasst.

Von der Schmerzempfindlichkeit des Kapitalismus war bereits die Rede, im Gegensatz zu ihr steht die heroische Heldengemeinschaft, die Mitleid, wenn überhaupt, nur mit dem Allernächsten kennt. ‚Verweichlichung‘ im Kapitalismus steht demnach der Selbstverneinung im Dienst am Kollektiv in der Heldengemeinschaft gegenüber.

Das weltliche Mitleidprinzip, das auf dem Gleichheitsverständnis beruht und damit Einfühlung und Empathie ermöglicht, setzt Schnaider deutlich von der Caritas des Mittelalters ab, die das Leiden als Teil der sündigen Natur des Menschen legitimiert:

---

604 Natan Schnaider: Über das Mitleid im Kapitalismus. O. a.: S. 26.



Öffentliches Mitleid hat seine theoretischen und historischen Grundlagen nicht im göttlichen Willen, sondern in der abstrakten und rationalen Idee der Menschheit, die auch als Grundlage für den demokratischen Kapitalismus dient.<sup>605</sup>

Der Gleichheitsgedanke überträgt sich im demokratischen Kapitalismus auch auf den moralischen Anspruch. Wer sich das Leid anderer vorstellen kann, begeht keine Grausamkeiten. „Mitleid ist keine Gefühlsduselei. Es ist auch keine veräußerte Gefühlswelt.“<sup>606</sup>

Ausgangspunkt für das moderne Mitleid ist die Erfahrung des eigenen Leidens. Sznajder sieht Reserviertheit gegenüber anderen, wie sie der kapitalistische Individualismus nach sich zieht, der damit das Leiden hauptsächlich als selbst erfahrendes Leid begreifbar macht, als mitverantwortlich für das moderne Mitleid, bei dem sich „Selbstliebe und der Wille, sich um andere kümmern zu wollen“,<sup>607</sup> nicht mehr ausschließen.

Im Gegensatz zu der vormodernen Form des Mitleids ist das ‚moderne Mitleid‘ unheroisch, nicht demonstrativ. Sowohl Selbstliebe als auch Mitleid existieren in diesem unheroischen Bereich, in dem man nicht auf Gemeinschaftsnostalgie baut, sondern, so Sznajder, als eine Gesellschaft von fremden und entfremdeten Menschen nicht anders kann, als mitleidig zu sein.

Religiöse Kulturen unterscheiden zwischen göttlichem und menschlichem Mitleid. Die kapitalistische Moderne habe, so Sznajder, hingegen den sensiblen Menschen hervorgebracht.

Den Einwänden von Kritikern, dass die auf dem Unpersönlichen aufbauende kapitalistische Welt keine Solidarität kenne und ein System, wo jeder isoliert ist, Moral verunmögliche, hält Sznajder seine These von der Entwicklung einer eigenen Form des Heldendaseins im Kapitalismus entgegen, die mit dem Verbürgerlichten nichts mehr gemein habe: „Der ‚mitleidende‘ Bürger ist ein solcher unheroischer Held. Er ist unabhängig, aber doch mit anderen Menschen verbunden.“<sup>608</sup>

Unabhängigkeit will er in diesem Zusammenhang nicht als Nichtabhängigkeit und Isolierung, sondern als „Unabhängigkeit vom Willen spezifisch Anderer“<sup>609</sup> verstanden wissen. Tatsächlich ermöglicht der Kapitalismus den Austausch derjenigen, mit denen man sich solidarisieren kann, und schafft damit optimale Voraussetzungen für die Entwicklung eines subjektiven Gefühls von Freiheit, wie sie auch Simmel in der Großstadt gegeben sieht. Die Entpersonalisierung der Abhängigkeit im Kapitalismus schafft das Gefühl der inneren

605 Natan Sznajder: Über das Mitleid im Kapitalismus. O. a.: S. 30.

606 Ebd.: S. 32.

607 Ebd.: S. 32.

608 Ebd.: S. 35ff.

609 Ebd.: S. 36.

Unabhängigkeit, indem man frei wählen kann, *mit wem* man sich emotional solidarisiert.

In diesem Zusammenhang kann Laich – der neuen moralischen Ordnung entsprechend – als ‚moderner Fremder‘ und ‚mitleidender‘ Bürger gesehen werden. Sein Mitleid mit den Randständigen entspricht keinem religiösen Prinzip, sondern erwächst aus eigener Leiderfahrung, die er auf andere projiziert: „Wie schwer mochte sie es haben [...]“ (LDM 66) „Er nahm sie in sein Herz auf, blutend vor Mitleid.“ (LDM 148)

Die Ablehnung der de facto gegebenen Aufstiegsmöglichkeiten in die ‚gute Gesellschaft‘ beruht auf Laichs eigener Wahl: „Nie werde ich jemanden verstehen, der ein Bankkonto, ein Auto, einen Musiksalon hat, und nie wird er mich verstehen. Wozu zwingen ich mich?“ (LDM 52) Sich mit den Ausgestoßenen zu solidarisieren, ist seine freie Entscheidung: „Gleich darauf kam ein fester Entschluß über ihn: Hier wollte er bleiben, unter ihnen, diesen Geschlagenen, Beschimpften und Getretenen. Wenn nichts anderes, nahe wollte er ihnen sein.“ (LDM 16)

Großen Einfluss nimmt die Geldwirtschaft, so Sznai der, auch auf den Wettbewerb, der rationaler und demokratischer verläuft als früher der Wettbewerb um Ruhm und Ehre, an dem nur Helden und vor allem Angehörige des Adels teilnehmen konnten.

Obwohl Laich seine Entscheidung, im Armenviertel zu bleiben, vor sich zunächst noch moralisch zu rechtfertigen versucht – „[...] zum Schluß sagte er sich, ohne recht zu wissen, warum: Als Ehrenmann muss ich bleiben.“ (LDM 14) –, so ist ein zentraler Beweggrund seines Handelns doch Mitleid und der Wunsch, Leid zu vermindern:

Er wollte die Frau zum Besseren stimmen. Wozu hatte er sein Wissen und seine Lebenserfahrung, wenn sie nicht dazu dienen sollte, dem Armen, wenn auch dem geistig Armen zu helfen? Sei es nur, trübe Augenblicke zu verscheuchen, wenn er nur einmal da war und hier wohnte. (LDM 76)

In einer kapitalistischen Gesellschaft kann theoretisch jeder mit jedem, ohne Rücksicht auf Stand, Klasse und Person, in Wettbewerb treten. Mit Adam Smith – „everybody becomes a merchant“ – spricht Sznai der davon, „dass jeder am Mitleid anderer teilnehmen [...], jeder [...] zum Händler seines Leidens werden“<sup>610</sup> kann: „Hab Erbarmen.“ So appelliert die Prostituierte Flora an Laich, als sie sich das erste Mal auf der Straße begegnen. „Komm doch zu mir; auch ich bin allein.“ (LDM 22)

610 Natan Sznai der: Über das Mitleid im Kapitalismus. O. a.: S. 38.

Mitleid, so Sznai der, sei keine bloße moderne Sentimentalität, sondern ein Zug demokratischer Vernunft, wobei die eigene Schwäche, wie Schopenhauer aufzeigt, Schlüssel zum Mitleiden werde:

Wann wir nicht durch eigene, sondern durch fremde Leiden zum Weinen bewegt werden; so geschieht dies dadurch, daß wir uns in der Phantasie lebhaft an die Stelle des Leidenden versetzen oder auch in seinem Schicksal das Los der ganzen Menschheit und folglich vor allem *unser eigenes* [Hervorh. v. m.] erblicken und also durch einen weiten Umweg immer doch wieder über uns selbst weinen, Mitleid mit uns selbst empfinden.<sup>611</sup>

Mit Rousseau sieht Sznai der das Mitleiden in den politischen Anspruch überführt, dieses Leid stoppen zu müssen, und schreibt das Empfinden von Schuld Nicht-Leidender angesichts des Leidens anderer als Teil des modernen Empfindens fest, das allen nachfolgenden Veränderungen zugrunde liege: „Alle nachfolgenden Revolutionen wurden auch im Namen des Mitleids geführt, und bis heute sind die wahren intellektuellen Helden diejenigen, die sowohl mitfühlen als auch mitleiden können.“<sup>612</sup>

Das Gefühl der Schuld bestimmt auch Laich. Er fühlt sich für das Abgleiten Justines in die Prostitution verantwortlich: „Wäre er nur nicht fortgereist, wäre er an ihrer Seite geblieben und hätte sie getröstet und ihr geraten, das nie zu tun ... So kam es; während er es sich in der Sommerfrische gutgehen ließ, war da ein Mensch untergegangen.“ (LDM 202)

Eng verknüpft mit dem Gefühl der Schuld ist im Falle Laichs das Empfinden von Ohnmacht, das an mehreren Stellen explizit geäußert wird: „Er fühlte seine Schwäche und Ohnmacht, es war ihm nicht gegeben, ein Menschenleben zu bewahren ...“ (LDM 160) „Da stand er ohnmächtig und konnte nicht helfen.“ (LDM 42).

Laich ist sich der Vergeblichkeit, als Einzelner etwas bewirken zu wollen, schmerzlich bewusst: „Könnte ich ihr Leben neu aufbauen mit Ehrlichkeit und schlichter Arbeit! Könnte ich ein geachtetes Menschenkind aus ihr machen! Und er sagte sich verzweifelt, daß er zu schwach und zu ohnmächtig sei, um in die Speichen der Räder zu greifen.“ (LDM 93)

Mit dem Befund Sznai ders, dass das Mitleid in der Moderne in den politischen Anspruch, das Leid zu stoppen, überführt worden und Grundlage aller nachfolgenden Umwälzungen sei, stimmt Laichs politische Überzeugung überein: „Sie sind Sozialist?“ (LDM 110) Als Mensch, der sowohl mitfühlen als auch mitleiden kann, entspricht Laich dem modernen Typus des intellektuellen Helden oder – angesichts seiner Verletzlichkeit und Schwäche – vielmehr einem modernen ‚Anti‘-Helden.

611 Arthur Schopenhauer: Die Welt als Wille und Vorstellung I. O. a.: S. 513.

612 Natan Sznai der: Über das Mitleid im Kapitalismus. O. a.: S. 42.

Der Großteil der modernen Menschen steht dem Leiden in der Welt nicht indifferent gegenüber, sondern nimmt es als solches wahr und versucht im besten Falle sogar, es aus der öffentlichen Welt zu schaffen, etwas daran zu ändern – ein entscheidender Wandel, der, so Sznajder, von Modernisierungskritikern übersehen wird.

Ohne Medium – Laich ist, wie Feldmann, Journalist – ist Mitleid in der modernen Welt nicht möglich. Nicht öffentlich gemachtes Leid entzieht sich der Wahrnehmung, nur wer über das Leiden anderer informiert ist, kann es sich auch vorstellen und mitleiden. „In der Journalistik“, so Laich, „kam es darauf an, [zu] beobachten, [zu] schauen und aus Erkenntnissen heraus“ (LDM 210) zu schreiben. Und so berichtet er unter anderem auch von Szenen, „wie sie das Massenelend der Weltstädte an allen Straßenecken hinstellt“ (LDM 76).

War die Vorstellung des Leidens in der vormodernen Welt an soziale und kulturelle Grenzen gebunden – „Die Grenzen der Moral waren die Grenzen der Gemeinschaft.“<sup>613</sup> –, so wird Leid in der kapitalistischen Demokratie nicht mehr als gottgegeben und ausweglos, sondern als Unglück, das bekämpft werden muss, angesehen. Dabei geht es aber nicht mehr, wie von Nietzsche kritisiert, um Selbstaufgabe. Nur wer ein ‚Selbst‘, also auch Eigeninteresse hat, kann dieses Eigeninteresse auf Fremde hin verallgemeinern.

Laich sieht seine eigene existenzielle Verlorenheit in der Not anderer widergespiegelt, womit sein Mitleid, Schopenhauers oben ausgeführter Auffassung von der dem Mitleid inhärenten Projektion des eigenen Leids folgend, auch als Versuch angesehen werden kann, sich selbst zu helfen.

Individualismus und Altruismus schließen einander nicht aus, sondern bilden zusammengenommen Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft. Altruismus sieht Sznajder als Teil der modernen Lebenswelt, die nicht, wie von zahlreichen Kritikern behauptet, moralische Grundlagen zerstörte, sondern sie schuf:

Die moderne bürgerliche Gesellschaft ist eine mitleidende. Mitleid ist die moralische Instanz der Moderne. Mitleid ist unvollkommen. Es ist gerade diese Unvollkommenheit, die es so typisch für die Moderne macht. Zum modernen Mitleid gehört in erster Linie die Vorstellung: das Erkennen des Leidens und die Polemik über den Mangel an Mitleid in unserer Gesellschaft.<sup>614</sup>

Der Grenzen und der damit zusammenhängenden Unvollkommenheit seines Mitleids ist sich Laich wohl bewusst: „... Das Leben ist kurz, es reicht nicht hin, um allen Menschen, die in unsere Nähe kommen, wohlzutun.“ (LDM 196) Sein hohes Maß an Empathie, seine Fähigkeit, sich das Leid Fremder vorzustellen, sein Wille und seine gleichzeitige Unfähigkeit, etwas dagegen zu

613 Ebd.: S. 65.

614 Ebd.: S. 70.

unternehmen, machen ihn zum Vertreter des modernen Mitleids und modernen ‚Anti‘-Helden.

### **Mutterliebe – „eine Macht so groß wie die Welt“ – Ideal und Wirklichkeit**

Wesentlich für den Roman ist auch das herrschende Mutterideal, das im Text mehrfach benannt – „[...] Mutterliebe ist das Heiligste ...“ (LDM 31, 115) –, von Feldmann aber durch die Schilderung tatsächlicher Zustände konterkariert wird. Dabei geht es ihr nicht darum, das Mutterideal zu demontieren, sondern darum, auf die Schwierigkeiten bzw. Unmöglichkeit hinzuweisen, dieses unter schlechten sozialen und wirtschaftlichen Voraussetzungen zu erfüllen.

Eine zentrale Stellung nehmen dabei drei unterschiedliche Muttergestalten ein: Laichs Vermieterin, Frau Miczek, die Schustersfrau, Frau Fehrenheit, sowie Laichs eigene Mutter. Gleich zu Beginn des Romans wird Laich Zeuge, wie Frau Miczek ihren Säugling verletzt:

Er sah drinnen folgendes: Eine Frau ging hin und her, hielt ein Kind von ungefähr sechs Wochen auf dem Arm und stach es mit einer Nadel in den Hinterkopf. Das Kind, das nur in einem Hemdchen war, schien betäubt oder berauscht, es schrie nicht, es schlug nur mit den Ärmchen um sich, es flatterte wie ein gestochenes Huhn. (LDM 17)

Feldmann belässt es nicht bei der drastischen Darstellung der Gewalthandlung, sondern beschreibt die Umstände, die zu Abtreibung und Kindsmord führen: Das Ausgeliefertsein an den Mann, der auf der Befriedigung seiner Triebe beharrt, ohne dabei an die Folgen für die Frau zu denken: „ich leide so, aber der Mann will es nicht anders“ (LDM 27).

Dann kamen wieder die Plagen, die sie schon achtmal hinter sich hatte. Dann war wieder alles da. Bei Tag das Waschen der Windeln, die bei Nacht trockneten, die Krankheiten, die Angst, der Gestank, das Geschrei; und die Unmengen an Arbeit, das Kochen mit Spiritus, das Nachfüllen der Flasche mit warmem Tee und Milch, das Ein- und Auspacken ... o weh, o weh ... man wurde müder als ein Tier. (LDM 97)

Sie beschreibt die Lebensumstände im Armenviertel, wo Kinder ohne Luft und Licht in schmutzigen Kellerstuben aufwachsen, sowie das Dilemma proletarischer Mütter, die gezwungen sind, Geld zu verdienen, „gesegneten Leibes“ schwere Lasten schleppen müssen, um die vierzig oder fünfzig Kreuzer täglich zu haben,<sup>615</sup> und später ihre Kinder mit einem Tee aus grünen Mohnköpfen sedieren, um sie allein zu Hause zurücklassen und arbeiten gehen zu können.

Wie Frau Miczek hat auch die Schustersfrau, Frau Fehrenheit, unter Willkür und Aggression ihres Mannes, der sie in Anfällen von Trunkenheit regelmäßig

615 Else Feldmann: Waldschulkinder. In: DA Nr.: 275. 01.12.1916. S. 3–4.

schlägt und beschimpft, zu leiden, nimmt ihn aber in Schutz: „[...] das kommt [...] nur sehr selten vor, nur alle fünf, sechs Wochen. Wenn seine Zeit vorüber ist, ist er wieder der bravste Mann.“ (LDM 96) Auch die sich regelmäßig einstellenden Schwangerschaften nimmt sie ergeben hin. Während Frau Miczek gegen ihr Los aufbegehrt, den untreuen Ehemann zur Rede stellt – „Heim kommst du‘ [...] ,heim!“ (LDM 122) – und droht, das Kind, welches sie wieder erwartet, „ins Wasser [zu] werfen, wenn es da ist“ (LDM 44), fügt sich Frau Fehrenheit in ihr Schicksal:

„Ja, ja es ist nicht anders, man muß zufrieden sein. Es ist bei uns nicht anders als bei allen armen Leuten. Das Leben hat uns nicht in die Sonne gestellt. Ich bin ihm nicht böse, nächstens ist er ja wieder gut. Nein, ich habe keine Feindschaft und im Grabe werden wir beide unsere Ruhe finden ...“ Das war die Weisheit von Frau Fehrenheit, der Schustersfrau. (LDM 96)

Sie liebt ihre Kinder, die ihr zärtlich zugetan sind: „Sie hingen sich an die Rockfalten der Mutter, sie stiegen auf einen Stuhl und schmiegen sich an ihre Wangen, sie umfaßten ihren Leib [...].“ (LDM 98) Frau Miczek dagegen droht ihrem Kind, das in der Nacht erwacht, mit den Fäusten: „Schlaf, rühr dich nicht oder ich schlag dich ... die Augen zur Wand!“ (LDM 27)

In einer Umgebung von Armut, Gewalt und fehlender Unterstützung sind der Mutterliebe Grenzen gesetzt. Feldmann zeigt auf, dass unter gegebenen Umständen auch die Mutterliebe einer Frau Fehrenheit zum Tod der Kinder führen kann: „... Man hat in Not geratene Mütter gesehen, Frauen aus der Masse, die sich ihre Kinder an den Leib gebunden, um mit ihnen zu sterben. Sie wollten sie nicht alleine zurücklassen. Solcherart war die Liebe der Schustersfrau.“ (LDM 98)

Ihnen stellt sie Frauen des Bürgertums gegenüber, die scheinbar dem Ideal der Mutterschaft entsprechen: junge Frauen lachend vor „Mutterglück“, die „eine Flut von Schönheit und Freude“ (LDM 10) um sich verbreiten und ihren Kindern „weiße Schleier, so zart wie Flaum, über das kleine Gesicht deckten, damit Insekten es nicht belästigten“ (LDM 116), sowie „alte Damen in feinen Gewändern, die in ihrem Hausgarten saßen; ältere Frauen mit stahlgrauen, schönen Scheiteln, vergötterte Mütter schon verheirateter Kinder, deren Arbeit man nicht mehr wünschte, nur ihren Segen“ (LDM 129). Zu ihnen gehört Laichs eigene Mutter, eine „stolze, eigensinnige Frau“ (LDM 150), neben der Laichs alter, dementer Vater, ein „kleiner, lustiger [Mann]“, der „fortwährend mit einem feinen Stimmchen immer dasselbe [plapperte]“, kaum beachtet wird: „Man ließ ihn gewähren, nur manchmal sagte die Tochter: ‚Genug Väterchen; wir wissen das schon ...‘“ (LDM 175) Laich leidet unter der fehlenden Anerkennung der „hochragenden, stolzen Frau“, an der ein janusköpfiger Aspekt der Mutterliebe aufgezeigt wird: der egoistische Zug einer Mutter, „die ihre

Kinder haben wollte, wie sie es wünschte, und wenn es anders war, sie haßte“ (LDM 129), sowie das in Abhängigkeit-halten-Wollen des erwachsenen Kindes: „Bleibe für immer bei uns. Laß mich dich noch einmal gesund pflegen, wie damals, als du ein herziges, kleines Kind warst. Bleib' bei mir!“ (LDM 186)

In ihrem Aufsatz über die Darstellung des weiblichen Körpers in Feldmanns Roman verweist Bascoy Lamelas auf die Dehumanisierung des weiblichen Körpers durch den Mann und die Gesellschaft. Als Sexualobjekt, Mutter und Arbeitskraft mehrfach ausgebeutet, wird Frau Miczek zur:

Dirne ihres Mannes. Sie irrte als Proletarierkind in der Welt herum, nützte ihre Glieder und ihre Jugend ab, während sie in Fabriken um Stundenlohn arbeitete, und suchte die Liebe, weil sie ein Weib war. Aber das Herz eines Weibes kann auch entartet sein. Es kann aus lauter Haß gegen sich selbst und alle bestehen. (LDM 147)

Ausbeutung, Unterdrückung und Ausweglosigkeit führen in ihrem Fall dazu, dass sie ihre Mutterrolle ablehnt. An die Stelle von Mutterliebe tritt der Hass gegen sich und die Gesellschaft, die ihr „keine Möglichkeit gibt, sich als Frau und Mensch zu entfalten“.<sup>616</sup> Da der Kindsmord, als Ausdruck dieses inneren Hasses, der angenommenen weiblichen Bestimmung widerspricht, wird er von der Gesellschaft als Krankheitssymptom gewertet und geächtet. Die Reaktion der Frauen im Viertel zeigt, dass sie selbst an das Mutterideal glauben:

„Sie hat ihr Kind im Leibe umgebracht.“ Es tauchte die Vermutung auf, daß Frau Miczek eine Kindsmörderin war. Sie hatte in ihren Wutanfällen der letzten Zeit es mehr als einmal den Leuten direkt ins Gesicht gesagt: Sie werde es so machen, sie verstehe sich darauf, kleine Kinder aus dem Wege zu räumen ... Die Kohlenhändlersfrau hatte es angezeigt; sie fühlte sich als Mutter verpflichtet, so etwas anzuzeigen. (LDM 199)

Feldmann zeigt die Unbarmherzigkeit der Frauen untereinander – „Alle Frauen sprachen schlecht von ihr. Sie waren strenger als ein Richter.“ (LDM 199) – sowie deren Selbstgerechtigkeit: „Mit dem Manne – ja, das paßte ihr – aber die Folgen tragen wollte sie nicht.“ (LDM 199) Bei der Gegenüberstellung der beiden Frauen, die unterschiedlich auf die Umstände reagieren, kommt es in *Leib der Mutter* weder zur Verdammnis der Kindermörderin – „War sie denn ein Teufel, eine Menschenfresserin?“ (LDM 39) – noch zur Glorifizierung der Dulderin Frau Fehrenheit, der brütenden „Henne“ (LDM 98), die wieder und wieder Kinder in die Welt setzt, die an Krankheiten sterben oder an Missbildungen leiden und niemals die Sonne sehen (LDM 136). Ihre Passivität und

616 Montesserrat Bascoy Lamelas: Die Frau und die Mutter: Darstellungen des weiblichen Körpers in Else Feldmanns Roman *Der Leib der Mutter*. In: Dolors Sabaté Planes (Hg.): *Apropos Avantgarde*. Berlin. Frank & Timme 2012. S. 191–207. Hier: S. 203.

Selbstgefälligkeit ob ihres „Heldentum[s]“ (LDM 199), die Folgen der Sexualität zu tragen, werden vielmehr kommentarlos in Frage gestellt.

Nach Bascoy Lamelas bricht die Kindsmörderin Frau Miczek mit den Mustern, die ihr als Frau von der Gesellschaft vorgegeben sind, und übernimmt eine „aktive, jedoch selbst- und weltzerstörende Rolle“.<sup>617</sup> Mütterliche Gewalt deutet sie als Konsequenz sowohl der patriarchalen Ordnung als auch des ökonomischen Systems, in dem die unteren sozialen Schichten verarmen und eine Erfüllung der Mutterrolle verhindert wird.

In dem titelgebenden Leib der Mutter sieht Bascoy Lamelas ein „Symbol der Instrumentalisierung von Frauen in der Gesellschaft“,<sup>618</sup> mit dem Feldmann die Objektivierung des weiblichen Körpers in der zeitgenössischen Gesellschaft mit dem Mutterschaftsideal des herrschenden Weiblichkeitsdiskurses konfrontiert und damit den Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit aufzeigt.

Die Assoziation vom Mutterleib mit einem Ort der Geborgenheit und des Schutzes wird in *Leib der Mutter* durch die tatsächlichen Zustände kontrastiert. Die Kinder der Schustersfrau schützen die Mutter bei den Gewaltausbrüchen des Vaters: „Wenn er sie schlug, stellten ihre armen krüppelhaften Gestalten sich ihm in den Weg und schützten den Leib der Mutter“ (LDM 98), der für die Existenz und das Überleben der Nachkommenschaft verantwortlich ist, wohingegen der Vater sowohl das Leben der Mutter als auch das der Kinder gefährdet. Als Ort des Ausgesetztseins und der Vernichtung erscheint der Leib der Mutter an anderer Stelle, wo die nach einer misslungenen Abtreibung im Sterben liegende Frau Miczek als medizinisches Anschauungsobjekt dient:

„Was sie hier sehen, meine Herren, sagte der Professor, ‚ist nichts Geringeres als der Leib der Mutter. Hier, in diesem Teile, den Sie auf den Zeichnungen sehen, vollzieht sich das Geschehen der Menschwerdung. Wir haben hier die Gelegenheit, an einer vierunddreißigjährigen Fabrikarbeiterin die fortschreitende Sepsis bis zum letalen Ausgang zu beobachten. Wir werden diesmal die Sepsis bis zum letalen Ausgang durchnehmen. Bitte, mir jetzt zu sagen, was Ihre Wahrnehmungen sind, ehe wir schließen.‘“ (LDM 202)

Anhand der Passivität des sterbenden Körpers sieht Bascoy Lamelas die „Unmöglichkeit der Frau [aufgezeigt], sich von der Macht der sozialen und symbolischen Strukturen zu befreien und sie zu ändern“.<sup>619</sup> Die Problematik der Vormachtstellung des Mannes gegenüber der Frau, der über Körper und Seele der Frau bestimmt und sie, trotz Idealisierung der Mutterschaft, als minderwertiges Wesen betrachtet, wird in *Leib der Mutter* mit all ihren negativen Folgen

---

617 Ebd.: S. 204.

618 Ebd.: S. 204.

619 Ebd.: S. 205.



für die Gesellschaft thematisiert, wobei „die Unmöglichkeit einer sozialen Veränderung allein durch den Willen und die Handlung des Individuums“<sup>620</sup> am Scheitern des Protagonisten deutlich wird.

### Martha und Antonia (1934)

„Manchmal ist es mir, als müßte ich aufschreiben, so daß alle Straßen davon, daß die Nacht selbst erzittert. Aber es wird doch nichts wie ein Achselzucken daraus.“

*Else Feldmann*

Feldmanns dritter und letzter Roman über das ungleiche Schwesternpaar Martha und Antonia, in dem sie zwei für ihre Zeit paradigmatische Frauenschicksale aus dem Proletariat einander gegenüberstellt, erschien vom 18. November 1933 bis zum 11. Februar 1934 als Fortsetzungsroman in der *Arbeiter Zeitung*. Einen Tag später, am 12. Februar, bricht in Österreich der Bürgerkrieg aus und die Sozialdemokratische Arbeiterpartei wird mitsamt ihrer Presse verboten. Mit dem endgültigen Wegfall der schon seit Jänner 1934 offiziell verbotenen *Arbeiter Zeitung* verliert Else Feldmann ihr wichtigstes Publikationsorgan, womit auch der persönliche Abstieg der Autorin seinen Anfang nimmt.

In einem Brief vom 6. März 1934 wendet sie sich, nicht ganz einen Monat nach Beginn der Februarrevolte – vielleicht auf Anraten von Siegfried Kracauer, mit dem sie nachweislich in Verbindung stand, oder Felix Salten (beide Autoren des Verlags) – an den Amsterdamer Exilverlag Allert de Lange. Darin verweist sie auf den „großen Erfolg“, den der Fortsetzungsroman bisher erzielte, und sucht in Anbetracht der Tatsache, dass er „leider [...] mit dem letzten Erscheinen der Arb. Ztg. abgebrochen“ wurde, um Aufnahme ihres Manuskripts von „Martha und Antonie [sic!]“<sup>621</sup> in das Verlagsprogramm an.

Feldmanns Bitte um eine „möglichst rasche Antwort“, die ein Schlaglicht auf die prekäre Lage wirft, in die sie durch Wegfall ihrer Haupteinnahmequelle gerät, wird nachgekommen. Die abschlägige Antwort des Verlags folgt postwendend am 10. März 1934, in der mitgeteilt wird, dass man sich „ausführlich mit Ihrem Manuskript beschäftigt“ habe, „[...] Ihr Vorschlag [jedoch] nicht in

620 Ebd.: S. 206.

621 Else Feldmann: Brief an den Verlag Allert de Lange vom 06.03.1934. In: International Institute of Social History. Amsterdam. Name des Archivs: Verlag Allert de Lange. Identifikationsnummer: 61 Ve6. Brief von Else Feldmann 6/363 (6.3.34)+.

den Rahmen dessen passt, womit wir uns in unserem Verlag zur Zeit beschäftigen.“<sup>622</sup>

Von „ausführlicher“ Beschäftigung kann in Hinblick auf die kurze Zeitspanne der Begutachtung wohl keine Rede sein. Grund für die Ablehnung ist wohl vielmehr in der generellen politischen Zurückhaltung des Verlags sowie in dem Umstand, dass „[u]nbekannte Autoren [...] bei Allert de Lange wenig Chancen [hatten], verlegt zu werden“<sup>623</sup> zu sehen. Denn im Unterschied zu diesem Zeitpunkt bei de Lange verlegten Autoren – wie u. a. Franz Blei, Bertolt Brecht, Max Brod, Sigmund Freud, Felix Salten, Ödön von Horváth, Alfred Polgar und Gina Kaus – muss Feldmann, trotz ihrer beiden bis dahin veröffentlichten Romane, als relativ unbekannt angesehen werden.

Ein weiterer Brief von Else Feldmann an Siegfried Kracauer zeigt, dass dieser sich ein Jahr zuvor für sie verwendet hat, indem er eines ihrer Manuskripte an den Cheflektor des Berliner Bruno-Cassierer-Verlages Max Tau weitergeleitet hat. Feldmann schreibt am 22. Jänner 1933, kurz vor dem Reichstagsbrand am 28. Februar 1933 – infolgedessen Kracauer nach Paris flüchtet:

Sehr geehrter Herr Dr. Kracauer.

Durch eine lang wählende Grippe war ich gehindert auf Ihren sehr freundlichen Brief zu antworten und Ihnen zu danken für Ihre Güte. Ich glaube, daß sie das Richtige verfügt haben, wenn Sie mein Manuskript an Herrn Dr. Tau gaben. Ich glaube, daß Sie an nichts, das es einigermaßen verdient, gleichgiltig [sic!] vorüber gehen. Ich wußte, daß Sie antworten würden und weiß, daß Sie meine Arbeit wirklich empfohlen haben. Nochmals dafür herzlichen Dank.

Mit hochachtungsvollem Gruß

Else Feldmann

18. Währingerstraße. 169

Wie schön war Ihr Kleines [sic!] Werk über den französischen Film zu Weihnachten. Wie viel Freude bereiten Sie Ihren Lesern und darunter mir!<sup>624</sup>

Diese Korrespondenz mit Kracauer zeigt auch, dass es Feldmann gelungen ist, sich trotz gegebener Schwierigkeiten in dem stark männlich dominierten Umfeld als Autorin zu behaupten. Immerhin war Kracauer Feuilletonchef der *Frankfurter Zeitung* – eine der angesehensten Tageszeitungen der Weimarer Republik – und stand in Austausch mit führenden Intellektuellen und Literaten seiner Zeit wie Adorno, Walter Benjamin, Martin Buber, Alfred Döblin u. a.

622 Brief Allert de Lange an Else Feldmann vom 10.03.1934. In: International Institute of Social History. Amsterdam. Name des Archivs: Verlag Allert de Lange. Identifikationsnummer: 61Ve6. Brief von Else Feldmann 6/363 (6.3.34)+.

623 Ulrike Spring: Verlagstätigkeit im niederländischen Exil 1933–1940. Diplomarbeit. Univ. Wien 1994. S. 64.

624 Brief von Else Feldmann an Siegfried Kracauer vom 22.01.1933. In: Deutsches Literaturarchiv Marbach. Nachlass Kracauer. Mdnr.: 006651153.

## Handlung des Romans

Nach dem Tod der Mutter verkauft sich die Protagonistin Martha als Prostituierte und hilft damit, einen Großteil des Familieneinkommens – zu dem Antonia, ihre ältere Schwester, mit ihrer Arbeit im Spital nur wenig beitragen kann – zu sichern. Antonia gelingt trotz der Geburt eines unehelichen Kindes ein, wenn auch bescheidener, gesellschaftlicher Aufstieg, der für Martha am Ende des Fragment gebliebenen Romans endgültig versperrt scheint.

Nicht nur im Roman *Martha und Antonia*, sondern auch in den beiden anderen, *Leib der Mutter* und *Löwenzahn*, sowie in vielen ihrer Feuilletons thematisiert Feldmann das gesellschaftliche Phänomen der Prostitution. Nachdem ihm in *Martha und Antonia* der meiste Raum gewidmet wird, soll dieses durchgängige Motiv in diesem Zusammenhang untersucht werden, wobei auf relevante Stellen in ihrem übrigen Werk verwiesen werden soll.

## Der zeitgenössische Prostitutionsdiskurs – An- und Ablehnungen

Mit der Prostitution greift Feldmann ein Thema auf, das bereits seit der Jahrhundertwende präsent ist, wo es zu einem starken Anstieg der käuflichen Liebe kommt. Stefan Zweig spricht in der *Welt von gestern* von einer „Armee der Prostitution“,<sup>625</sup> die Wien zu dieser Zeit überschwemmt. Nach dem Ersten Weltkrieg wird die Prostitution zum Massenphänomen: „War die Prostitution schon vor dem Krieg eine nicht wenig verbreitete Seuche, so hat sie heute eine wahrlich sehr große Ausdehnung erreicht.“<sup>626</sup> Besonders die Statistik jugendlicher Prostitution zeigt, wie Feldmann selbst schreibt, „erschreckende Ziffern“.<sup>627</sup>

Mit der um 1900 virulent werdenden sexuellen Frage – die immer auch eine soziale war – verlagert sich der Diskurs um Sexualität und Prostitution von der theologischen Moral auf die Sexualwissenschaft, die sich zu dieser Zeit als eigener Wissenschaftszweig herauszubilden beginnt. In die Literatur hat die Prostitution unter anderem durch die berühmt-berüchtigten Schilderungen der *Josefine Mutzenbacher* Einzug gehalten, die als „deutschsprachige[r] Höhepunkt“<sup>628</sup> des zeitgenössischen, bis auf wenige Ausnahmen hauptsächlich von Männern verfassten, Genres der Dirnenliteratur gelten. Jacono verweist auf

625 Zweig Stefan: *Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers*. Frankfurt am Main. Fischer 1992. S. 106.

626 F. P. (= Franz Probst?): *Prostitution und Gesellschaftsordnung. Ursachen der Prostitution*. In: *Arbeiterinnenzeitung* Hft.: 22. 1919. S. 3–4. Hier: S. 3.

627 Else Feldmann: *Bilder vom Jugendgericht. Der erste Staatsanwalt an die Geschworenen*. In: *DA* Nr.: 50. 04.03.1918. S. 4.

628 Domenico Jacono: *Der Sexmarkt im Wien des Fin de Siècle*. In: *Kakanien revisited* 12.10.2009. S. 1–14. Hier: S. 1. <http://www.kakanien-revisited.at/beitr/essay/DJacono1.pdf> (Stand: 01.06.2017).

den Bordellroman *Der heilige Skarabäus* von Else Jerusalem, der nach seinem Erscheinen 1909 zum Bestseller geworden ist.<sup>629</sup>

Von einem Anstieg der „recht verschiedenartige[n], auch verschiedenwertige[n]“ Literatur über Prostituierte, die sich besonders in Form „eine[r] Art soziale[r] Reportage mit ihrem Schicksal beschäftigt“<sup>630</sup>, ist in der Chronikbeilage der *Neuen Freien Presse* von 1929 zu lesen. Ludwig Bauer beanstandet darin, dass diese über eine „wohlfeil[e] Entrüstung, die nichts hilft“,<sup>631</sup> nicht hinausgehe.

Mit Prostitution und Gesellschaftsordnung beschäftigen sich zwei aufeinanderfolgende Artikel in der *Arbeiterinnen Zeitung*, die im Kapitalismus die Ursachen und im Sozialismus die Lösung für das Problem der Prostitution orten.<sup>632</sup> Anders sieht das Bernhard A. Bauer, der der Prostitution in seiner Studie von 1923, *Wie bist du Weib?*, ein ganzes Kapitel widmet. Er sieht es als biologistisch begründetes Phänomen, das, wie der „Geschlechtstrieb [...], im Menschen [...] ewig [...] bestehen bleiben“<sup>633</sup> werde.

An diesen beiden gegensätzlichen Positionen ist das Wesentliche der zeitgenössischen Prostitutionsdebatte gut ablesbar. Diese spaltet sich in zwei Lager, innerhalb derer man die Prostitution entweder als biologistisch determiniertes, ‚notwendiges Übel‘ akzeptiert oder aber sie als unmenschlich und schädlich bezeichnet. Letzterem gehören die meisten Feministinnen an, die sich bereits in der Zeit der Habsburger Monarchie mit dem Thema befassen: Wie zum Beispiel die Gründerinnen des Allgemeinen Österreichischen Frauenvereins, Auguste Fickert, Rosa Mayreder und Therese Schlesinger-Eckstein -, aber auch die feministische Schriftstellerin und Essayistin Irma von Troll-Borostyáni, die die Ursachen der Prostitution in der sozialen und ökonomischen Situation dieser Frauen sowie der herrschenden sexuellen Doppelmoral sehen.<sup>634</sup> Als symptomatisch für den gesamten historischen Genderdiskurs, als dessen Teil sie die Prostitutionsdebatte betrachtet, sieht Millner an, dass „im Argumentationsnotstand gegen die emanzipatorischen Forderungen der Frauen immer

629 Der Roman erfuhr, herausgegeben von Brigitte Spreitzer im Verlag DVB, 2016 eine Neuauflage.

630 Ludwig Bauer: Die Frauen, von denen man nicht spricht. In: NFP 02.03.1929. S. 10–11. Hier: S. 10.

631 Ebd.: S.10.

632 Vgl.: F. P. (= Franz Probst?): Prostitution und Gesellschaftsordnung. Ursachen der Prostitution. In: Arbeiterinnenzeitung Hft.: 22. 1919. S. 3–4; ders.: Prostitution und Gesellschaftsordnung. Bekämpfung der Prostitution und ihrer Folgen. In: ebd.: Hft.: 23. S. 5–6.

633 Bernhard A. Bauer: *Wie bist du Weib?* Wien u. a. Rikola 1923. S. 471.

634 Vgl.: Alexandra Millner: Prostitutions-Utopien und -Realitäten der Habsburger Monarchie. Zu einem Text von Paul Zschorlich. In: *Kakanien revisited* 28.11.2007 S. 1–3. Hier: S. 3. <http://www.kakanien-revisited.at/beitr/fallstudie/AMillner2.pdf> (Stand: 01.06.2017).

essentialistisch bzw. biologistisch begründete Gegenpositionen gefunden wurden“<sup>635</sup> mit denen sich jede Form der geschlechterspezifischen Doppelmoral scheinbar logisch ableiten ließ.

Mit sozialen bzw. ökonomischen Bedingtheiten des Phänomens der Prostitution setzt sich auch Else Feldmann auseinander, die sie in ihrem Roman deutlich herausarbeitet.

### Ursachen

Grund für Marthas Prostitution ist die materielle Not, die sich nach dem Tod der Mutter verschärft. Als auch noch der Vater, der zu dieser Zeit häufig arbeitslos ist, ins Krankenhaus muss, gerät die Familie in große finanzielle Bedrängnis: „Wir standen ohne Geld da, die Miete sollte in ein paar Tagen fällig werden.“ (MUA 28) Und Antonia, die eine Stelle als Spitalsdienerin gefunden hat, bekommt ihren Lohn erst am Ende des Monats. „Wir brauchten das Geld sofort, wußten niemanden, der uns etwas lieb, besaßen keinen entbehrlichen Gegenstand, den man zu Geld machen konnte.“ (MUA 28) Daher beschließt Martha, in das nur wenige Gassen entfernte Haus zu gehen, wo ihre Schulkollegin Waringer als Prostituierte arbeitet, und lässt sich dort von ihr in das Gewerbe einführen. Starkes Argument dabei ist für Martha die Möglichkeit, schnell Geld zu verdienen: „[...] die Mädchen, die dort spazierengingen, verdienten Geld, und zwar bekamen sie das Geld sofort und mußten nicht warten.“ (MUA 28f.) Damit verweist Feldmann neben der aus Arbeitslosigkeit erwachsenden materiellen Not auf ein weiteres gängiges Motiv für die Prostitution junger Mädchen: das des schnellen Geldes, oder – wie der Autor des Artikels in der *Arbeiterinnenzeitung* knapp, aber treffend formuliert: „Es rentiert sich eben.“<sup>636</sup>

Hügel, den Bauer in seiner Studie heranzieht, verweist auf die Schwierigkeit, mit regulärer Arbeit genügend Geld für den Lebensunterhalt zu verdienen: „Wie elend aber sind die Löhne, die solchen jungen Mädchen von den Arbeitgebern gewährt werden mögen.“<sup>637</sup> Das bekommt Martha zu spüren, als sie für kurze Zeit eine Stelle bei einer Ärztin annimmt:

Als es dann aber zur Lohnauszahlung kam, klappte ich zusammen. Da lag mein Kuvert, mein Name stand darauf, ein lächerlicher Betrag für einen ganzen Monat Arbeit von halb acht Uhr früh bis acht Uhr abends. [...] Einen Pappensiel bekam ich heraus. Ich sagte nichts. Aber ich weiß gar nicht, was mit dem winzigen Sümmchen beginnen. (MUA 128)

635 Ebd.: S. 3.

636 F. P. (= Franz Prost?): Prostitution und Gesellschaftsordnung. Bekämpfung der Prostitution und ihrer Folgen. In: ebd.: Hft.: 23. S. 5–6. Hier: S. 5.

637 Bernhard A. Bauer: *Wie bist du Weib?* Wien u. a. Rikola 1923. S. 515.

Auch harte Arbeit, gibt Hügel zu bedenken, reicht oft nicht zum Leben: „eine große Anzahl von Arbeiterinnen im Sinne derer, die da ausrufen, arbeitet, so braucht ihr keine Lustmädchen zu werden, arbeitet tatsächlich vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein mit Aufopferung ihrer Gesundheit“, ist aber trotzdem nicht in der Lage, „soviel zu verdienen, um ihre wichtigsten Bedürfnisse befriedigen zu können“. <sup>638</sup> Feldmann selbst zeigt dieses Phänomen auch in einem Artikel für den *Abend* auf, wo sie von der Entstehung eines Typus berichtet: der „Frau mit Beruf, die sich infolge geringer Bezahlung verkaufen muß“. <sup>639</sup> Darunter fänden sich Warenhausmädchen, Angestellte, aber auch Beamtinnen und junge Arbeiterinnen. In der Antwort Antonias auf die Frage ihrer Schwester, ob es mit ihrer Arbeit keine Aufstiegsmöglichkeiten gebe, klingt die Aussichtslosigkeit auf ausreichendes Gehalt durch normale Arbeit ebenfalls an: „Nein, was soll ich tun, in ein Privathaus gehen, da treffe ich es womöglich noch schlechter. Dienstbote sein ...“ (MUA 81)

Antonia, die im Laufe der Zeit durch die körperliche Anstrengung an Tuberkulose erkrankt, steht um halb fünf auf, um zu ihrer Arbeit zu gehen und kommt spät abends völlig erschöpft nach Hause, wo sie sich ihre „von der Lauge zerfressen[en] Finger“ mit einer Salbe bestreicht und „augenblicklich ein[schläft]“ (MUA 28). Dass sie trotzdem viel weniger zum Lebensunterhalt beitragen kann als Martha, erweckt die Missgunst gegenüber der Schwester, die „leichtes Geld“ (MUA 51) verdient. Mit diesem Geld hat sie aber nicht nur den kleinen Bruder Gustav vor dem Hunger bewahrt – als Martha von ihrem ersten verdienten Geld Essen nach Hause bringt, schläft er noch „während des Essens vor Schwäche ein“ (MUA 36) –, sondern auch ihrer Familie zahlreiche Erleichterungen und Annehmlichkeiten ermöglichen können. Das Ausmaß ihres Beitrags, aber auch der Opportunismus Antonias, wird deutlich, als sie sich auf Drängen der Schwester aus der Prostitution zurückzieht:

Du selber hattest ja die gescheite Idee gehabt, daß ich in Stellung gehe, es wäre dein größtes Glück, sagtest du mit verdrehten Augen. Jetzt, wo nehmen wir das Geld für alles her?“ (MUA 128)

[...] so verbittert auf einmal und alle nur deshalb, weil ich etwas anderes anfangen – wobei man viel weniger verdient? Ziffern, Zahlen – alles, was Herz, alles, was Seele heißt, in lebendige Zahlen, in Geld umgewandelt. So sind die Menschen, ohne Ausnahme, nichts zu machen. (MUA 117)

638 Franz S. Hügel: Geschichte, Statistik und Regelung der Prostitution. Sozial-medicinische Studien in ihrer praktischen Behandlung und Anwendung auf Wien und andere Großstädte (1865). Zit. nach: Bernhard A. Bauer: Wie bist du Weib? O. a.: S. S. 515.

639 Else Feldmann: Bilder vom Jugendgericht. Der erste Staatsanwalt an die Geschworenen. In: DA Nr.: 50. 04.03.1918. S. 4.

Die Tatsache materieller Not, die sich in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg noch verschärft, ist vor allem für Frauen aus den unteren gesellschaftlichen Schichten ausschlaggebender Grund für die Prostitution. Zur Zeit der Jahrhundertwende kommt die Mehrzahl der Wiener Prostituierten – wie die Protagonistin Martha – aus dem Vorstadtproletariat sowie aus dem ärmlichen, ländlichen Umfeld und rekrutiert sich, zumal der Übergang zwischen regelmäßiger und Gelegenheitsprostitution zu dieser Zeit fließend ist, aus verschiedenen Berufsgruppen wie: Fabrikarbeiterinnen, Handarbeiterinnen, Stuben- und Dienstmädchen, Verkäuferinnen, Schauspielerinnen, Tänzerinnen und Ballettmädchen.<sup>640</sup> Wie Feldmann aufzeigt, ist in all diesen Berufen sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz gang und gebe. So berichtet z. B. Antonia von dem Fall einer Kollegin aus dem Spital, die gekündigt wurde, nachdem sie behauptet hatte, von dem Sohn des Verwalters in den Keller gelockt worden zu sein, „du kannst dir denken wozu“ (MUA 81); das Kindermädchen muss – in Form eines umgekehrten *Reigens* – dem Hausherrn<sup>641</sup> und die Tänzerin dem Direktor des Varietés<sup>642</sup> gefügig sein. In dem Feuilleton *Die ersten Tage in der Fabrik* erzählt Feldmann, wie sie als junges Mädchen selbst Opfer der Nachstellungen ihres Vorgesetzten geworden ist.<sup>643</sup>

Zu den sozialen Ursachen zählen, so Bauer, auch das „schlechte[...] Vorbild“<sup>644</sup> durch andere Frauen sowie die Erziehung. Über den Vater erzählt Martha: „Er war kein streng ehrlicher Mann [...]“ (MUA 20) Und über sich selbst: „Ich muß auch das sagen: Ich habe gestohlen.“ (MUA 26)

Der Verfasser des Artikels über die Gründe für Prostitution in der *Arbeiterinnenzeitung* verweist auf den Umstand, dass die Mehrheit der Mädchen bereits sehr früh, „ohne ernstliche Bildung und ohne Aufklärung über die Gefahren des Lebens, auf sich selbst angewiesen sind“<sup>645</sup> und die Prostituton in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg omnipräsent ist: „Solange die Jugend der Prostitution auf Schritt und Tritt begegnet, ist es nicht zu vermeiden, daß sie ihr Opfer wird.“<sup>646</sup>

Martha, die nach einem Wohnungswechsel der Familie „die Schule verlassen [hat]“ – „mein Abgangszeugnis war schlecht. Ich hatte nur wenige Kenntnisse

640 Vgl.: Domenico Jacono: Der Sexmarkt im Wien des Fin de Siècle. O. a.: S. 2.

641 Vgl.: Else Feldmann: Das Fräulein. In: AZ Nr.: 210. 02.08.1925. S. 15–16.

642 Vgl.: dies.: In: AZ Nr.: 154. 05.06.1927. S. 17–18.

643 Vgl.: dies.: Die Ersten Tage in der Fabrik. In: AZ Nr.: 361. 31.12.1929. S. 4–5.

644 Vgl.: Bernhard A. Bauer: Wie bist du Weib? O. a.: S. 523.

645 F. P. (= Franz Probst?): Prostitution und Gesellschaftsordnung. Ursachen der Prostitution. In: Arbeiterinnenzeitung Hft.: 22. 1919. S. 3–4. Hier: S. 3.

646 F. P. (= Franz Probst?): Prostitution und Gesellschaftsordnung. Bekämpfung der Prostitution und ihrer Folgen. In: ebd.: Hft.: 23. S. 5–6.

[...].“ (MUA 25) –, ist zu dem Zeitpunkt, als sie sich als Prostituierte registrieren lässt, knapp 16 Jahre alt und folgt damit dem Beispiel ihrer früheren Schulkollegin. Trotz ihres jungen Alters weiß sie, wo das betreffende, nur ein paar Gassen entfernte Haus zu finden ist und was es mit diesem Gewerbe auf sich hat: „Ich wußte auch ziemlich klar Bescheid, was sie dafür zu tun hatte, ich wußte, daß man diese Geschöpfe verachtete, daß kein ordentlicher Mensch mit ihnen Umgang pflog.“ (MUA 28f.)

Ursache für die frühe Aufklärung der Kinder und Jugendlichen ist auch die extreme Wohnungsnot dieser Zeit, die Hugo Bettauer in Analogie zu Dantes Inferno als „achte Hölle“<sup>647</sup> beschrieben hat: „Da unser Zimmer so klein war, erfuhren wir das meiste.“ (MUA 20) Als „geradezu zersetzende[r] Einfluß auf die Moral der Mädchen (wie natürlich auch die der Knaben)“ wird in der *Arbeiterinnenzeitung* der Umstand hervorgehoben, dass Kinder „den Begattungsakt der Eltern beobachten können, was ja bei Proletariern wegen der kleinen Wohnungen oft der Fall ist“.<sup>648</sup> Diesen Umstand erkennt auch Bauer für die Mädchen aus dem Proletariat an, die „in frühester Zeit Zeugen unmoralischer Gespräche und Handlungen ihrer Eltern“ sowie allfälliger Bettgeher werden, „da sich ihr Leben ja in dichtgedrängtesten Raum abspielt“.<sup>649</sup>

Materielle Not allein als „Entschuldigung für die Prostitution“ lässt Bauer hingegen nicht gelten, sondern lastet die letztendliche Entscheidung dazu dem seiner Ansicht nach ‚inferioren Wesen‘ der Frau an:

[...] mögen die sozialen Verhältnisse noch so schlecht sein, mögen die Bewertung und Stellung des Weibes im gewerblichen Leben noch so ungerecht sein, es gibt kein einziges Weib, das, aus welcher Notlage allein zur Prostitution getrieben werden könnte.<sup>650</sup>

Vielmehr hätten Prostituierte, so Bauer, „unstreitbar ein gewisses Defizit an ihrer ethisch sittlichen Veranlagung, ohne dieses ließe es sich nicht erklären, daß ein Weib so tief sinken kann, bewußt aufhört, Mensch zu sein und sich zum Lustobjekt anderer umwandelt“.<sup>651</sup>

Armut als Erklärung für die Prostitution lehnt Adler – allerdings unter umgekehrten Vorzeichen – als „unhaltbare Anschauung“<sup>652</sup> entschieden ab. Er sieht den Grund für die Existenz des Phänomens der käuflichen Liebe nicht

647 Hugo Bettauer: Die achte Hölle. In: Bettauers Wochenschrift. Nr.: 10. 1924. S. 1–2. Hier: S. 1.

648 F. P. (= Franz Probst?): Prostitution und Gesellschaftsordnung. Ursachen der Prostitution. In: Arbeiterinnenzeitung. Hft.: 22. 1919. S. 3–4. Hier: S. 3.

649 Bernhard A. Bauer: Wie bist du Weib? O. a.: S. 515.

650 Ebd.: S. 523.

651 Ebd.: S. 512.

652 Alfred Adler: Gesellschaft und Kultur 1892–1937. Hg. v. Almuth Bruder-Bezzel. Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht 2015. S. 139.



in der Charakterschwäche der Frau, sondern in der des Mannes: „[...] die Tatsache der Prostitution ist nur in einer Gesellschaft möglich, die sich als Ziel schlechthin die Bedürfnisbefriedigung des Mannes gesetzt hat.“<sup>653</sup> Ein Befund, den Bauer, mit dem Unterschied, dass seiner Auffassung nach die Entscheidung zur Prostitution letztendlich die Frau selbst treffe, teilt: „Wenn der Mann nicht wollte, gäbe es keine Prostitution.“<sup>654</sup>

### Charaktereigenschaften der Prostituierten

Weitere Gründe sieht Bauer vielmehr in angeblichen Charaktereigenschaften der Prostituierten wie Faulheit und Arbeitsscheu,<sup>655</sup> Putzsucht, Geldgier, Trunk- und Fresssucht, Geschwätzigkeit, Lügenhaftigkeit, Leichtsinnigkeit und maßloser Zerstreuungssucht, die in zeitgenössischen Schriften zu dem Thema angeführt werden.<sup>656</sup>

Mit seiner Auffassung, dass der Hang zur Prostitution in der Charakteranlage der betreffenden Frauen zu suchen sei, steht Bauer keineswegs allein. Bereits 20 Jahre zuvor hat Otto Weininger in *Geschlecht und Charakter* (1903) seine These von der Dichotomie der Frau als Mutter oder Prostituierte aufgestellt, womit er zwei voneinander getrennte Pole der Weiblichkeit annimmt, die organisch, d. h. von Geburt an vorhanden, seien. Seine Annahme liefert die pseudowissenschaftliche Grundlage für eine zu dieser Zeit „durchaus salonfähige Auffassung“.<sup>657</sup>

In eine ähnliche Richtung weisen auch die kriminalanthropologischen Untersuchungen Cesare Lombrosos, der im ausgehenden 19. Jahrhundert geglaubt hat, anhand von Schädelmessungen und der Analyse von Gesichtszügen nicht nur den Hang zu Verbrechen, sondern auch den zur Prostitution nachweisen

653 Ebd.: S. 134.

654 Bernhard A. Bauer: *Wie bist du Weib?* O. a.: S. 513.

655 Ada von Potenstein: *Kupplerinnen und Gelegenheitsmacherinnen – Neigungs- und Erwerbsprostitution – Das Weib als Käuferin des Mannes*. In: Agnes Eszterházy (Hg.): *Das lasterhafte Weib. Bekenntnisse und Bilddokumente zu den Steigerungen und Aberrationen im weiblichen Triebleben. Psychologie und Pathologie der sexuellen Ab- und Irrwege des Weibes*. Wien. Leipzig. Verlag für Kulturforschung 1930 [Nachdruck: Frankfurt a. M., Berlin. Ullstein 1989]. S. 127–144. Hier: S. 127. Zit. nach: Katja Kernjak: *Der Prostitutionsdiskurs in der österreichischen Prosa der 1920er Jahre*. Diplomarbeit. Univ. Klagenfurt 2010. S. 16.

656 Vgl.: z. B.: Rudolf Brettschneider: *Das feile Weib. Triebleben und Umwelt der Dirne*. Wien, Leipzig. Verlag für Kulturforschung 1929 [Nachdruck 1980]. S. 7. Aber auch: F. P. (= Franz Probst?): *Prostitution und Gesellschaftsordnung. Ursachen der Prostitution*. O. a.: S. 3–4: Er spricht von Genußsucht, Putzsucht und Geldgier der Prostituierten.

657 Domenico, Jacono: *Der Sexmarkt im Wien des Fin de Siècle*. O. a.: S. 6.

zu können.<sup>658</sup> In seiner Studie über die *Prostitution in Wien* (1925) spricht Montane von verschiedenen „Typen“ von Prostituierten, die sich durch deren Lebensstil, „mit wenigen Modifikationen“, zwangsläufig ausbildeten. Sichtbar werde das nicht nur an Charaktereigenschaften, sondern auch am äußeren Erscheinungsbild, wie dem der „dicke[n]“ und der „magere[n] Dirne“ sowie dem für beide typischen „unstete[n], stechenden Blick“ und dem „schleppende[n] Gang“.<sup>659</sup>

Diese Charakteristika finden sich auch bei Feldmann, wo Gestalten wie die „dicke Flora“ (LDM 90) aus *Leib der Mutter*, Rosalie, die den Typ der dünnen, knochigen „Dirne minderen Ranges“ (MUA 47) verkörpert, „Lorchen, das ‚Märchenkind‘“, ein „kleines verkrüppelte[s] Geschöpf mit Höcker, [...] rosa gefärbten Wangen und goldblonde[m] Löckchenhaar“ (MUA 48), sowie Betty mit ihren „stechenden, eng zusammenstehenden, dunkelbraunen Augen“ (MUA 351) beschrieben werden.

Auch Martha hat Angst, dass man ihr das Leben als Prostituierte an der Physiognomie ansehen könnte:

Ich muß Spuren von allem im Gesicht haben – Diebesspuren und anderes. Ob man das einem immer, sein Leben lang ansieht, daß man als Kind fast täglich gestohlen hat? (MUA 261)

In solchen Minuten durchforstete ich strenge mein Gesicht im Spiegel. Wo trug ich das Brandmal? In meinen Augen? An der Haut meiner Stirn? (MUA 208)

Ihre Befürchtungen bestätigen sich aber nicht: „Nichts zu sehen.“ Vielmehr haben sich ihrem Gesicht andere Spuren eingeschrieben: „Meine Stirn ist gefurcht, meine Wangen haben in der Nähe der Mundwinkel zwei Falten eingegraben. Die hatte ich schon als Kind, in der Schule; [...]“ (MUA 208) Dem Schulinspektor wird sie von der Lehrerin mit den Worten vorgestellt: „Das ist eine meiner Schwächeren [...]. Dieses Kind hat schon mit zehn Jahren zwei deutliche Falten im Gesicht, wie sie sonst erst Menschen mit vierzig bekommen.“ [...] Aber sonst ist nichts zu sehen in meinem Gesicht, kein ‚ordinärer Zug‘, den ich so fürchtete.“ (MUA 208)

Feldmann stellt Martha also nicht als vom Leben als Prostituierte, sondern vielmehr durch ihre soziale Herkunft gezeichnet dar. Anderes gilt für Marthas Kollegin Betty, die als endgültig Verworfenen beschrieben wird:

658 vgl.: Cesare, Lombroso: Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte. Anthropologische Studien, gegründet auf e. Darstellung d. Biologie u. Psychol. d. normalen Weibes mit G. Ferrero. Hamburg. Verlagsanst. u. Dr. A.-G. 1894.

659 H. Montane (= Franz Höftberger): Die Prostitution in Wien. Ihre Geschichte und Entwicklung von den Anfängen bis zur Gegenwart. Hamburg, Leipzig u. a. Verlag Paula Rasch 1925. S. 8f.

Betty steht in der Mitte des Zimmers, die Beine gespreizt, sie lacht und sieht derart abstoßend aus, daß ich sie am liebsten ins Gesicht schlagen möchte. Wenn ich sie ansehe, weiß ich, daß ich noch nicht ganz verdorben bin, obwohl ich das gleiche treibe wie sie. (MUA 362)

An anderer Stelle wird das veränderte Aussehen der Prostituierten von Feldmann auf die psychische Erniedrigung durch die Männer zurückgeführt:

[...] deshalb ist unser Gesicht so verzerrt, wie innerlich blau geschlagen, davon haben wir alle das Merkmal, das Dirnenaussehen. Sie [die Männer, Anm. v. m.] kommen nicht allein aus dem Trieb. Sie wollen auch unsere Seelen probieren, sie wollen mit uns Versuche machen, so armselig kann keiner sein, daß er nicht über uns triumphiert als über das Geschöpf, das er kauft und das daher, sei es nur für ein paar Minuten, ärmer ist als er. (MUA 70f.)

Damit rezipiert sie die Auffassung Alfred Adlers, der die Freier als Männer mit mangelndem Selbstbewusstsein und krankhaftem Geltungstrieb beschreibt, die mittels „bezahlte[r] Eroberung einer Frau ihrem Selbstgefühl schmeicheln“ und damit „billige Triumphe über Willenlose oder willenslos gemachte Objekte [...] ernten“<sup>660</sup> wollten.

Äußeres Merkmal und gleichzeitiges Erkennungszeichen der Prostituierten, das Feldmann mehrfach hervorhebt, ist ihre Schminke: „ich werde schon etwas machen, um kenntlich zu sein; [...] hinuntergehen, mir ein Hurengesicht anschminken“ (MUA 289f.):

Ich bin fertig, wie sehe ich aus! Ich bin ja wie ein Biest, wie ein Nachtgespenst. Ganz gelb hab' ich mich gepudert, mit roten Lippen wie Siegellack und Augen wie Kohle, pfui Teufel! Aber eines werde ich erreichen, ich werde die Kreaturen anlocken. (MUA 292)<sup>661</sup>

Die in der theoretischen Literatur dieser Zeit über das Phänomen der Prostitution häufig angeführten, angeblich ‚charakteristischen‘ Wesenszüge der Prostituierten finden sich zum Teil auch bei Romanfiguren Feldmanns wieder:

Als ‚Arbeitsscheu‘ kann Martha die Reaktion auf den Vorschlag ihrer Schwester, sich ebenfalls um eine Anstellung in der Krankenhausküche zu bemühen, ausgelegt werden. Entsprechend heftig fällt ihre Reaktion darauf aus: „Ich lasse sie kaum zu Ende sprechen, so brülle ich sie an: ‚Schweig, das geht dich gar nichts an: ich bleib, wie ich bin.‘“ (MUA 82) Vor sich selbst rechtfertigt Martha ihre Haltung mit der Aussichtslosigkeit einer derartigen Anstellung: „Dieses dumme Mädels hängt daran, daß ich Geschirrabwäscherin in einer Spitalküche

660 Alfred Adler: Gesellschaft und Kultur 1892–1937. O. a.: S. 137.

661 Vgl. auch: MUA 150, 288, 293, 352.

werde, mir Überreste, die nach Äther riechen heimschleppe. Sie denkt nicht an Aufstieg.“ (MUA 83)

Deutlicher zeigt sich der in der zeitgenössischen Literatur behauptete Hang zum Müßiggang an einem Mädchen, das Laich in einem Kaffeehaus kennenlernt, eine „träge, schlampige Person“ (LDM 221), die mit einem „alten, affenartig häßlichen Mann“ zusammenlebt, dem sie die Wirtschaft führt:

[...] weil sie aber auch mit ihm schlief, war er nicht allzu streng. Als sie noch ins Geschäft ging, mußte sie täglich um sechs Uhr aufstehen – jetzt konnte sie fast zwei Stunden länger schlafen. [...] Sie mußte nicht jeden Tag kehren und Staub fegen, das gab wiederum ihrem trägen Leben ein gemächliches Ausruhen. (LDM 222)

Der Vorwurf der Geldgier wird von Martha selbst bestätigt: „Der Gedanke an Geld hat mich seit jeher aufs Höchste erregt.“ (MUA 244) „Wieviel werde ich verdienen? Ich dachte an nichts als an das Geld, das ich bekommen würde.“ (MUA 30)

Schon als Kind habe ich jedesmal, wenn kein Geld da war, danach gesucht. [...] an den letzten zwei Tagen, ehe ich zur Waringer ging, habe ich die Straßen abgelaufen, den Erdboden und das Pflaster abgesucht, ich mußte doch wenigstens ein solch braunes, unscheinbares Nickelstück finden [...]. (MUA 228)

Von da an bleibt die Prostitution ihre verlässliche Einnahmequelle: „Ja, wo hab ich immer mein Geld hergeholt, wenn ich es brauchte?“ (MUA 289)

Geld ist dabei nicht nur Mittel zur Unterdrückung von Ekel, Martha graut es vor einem Freier mit Knödel am Hals, was ihre Kollegin relativiert: „Tu dir nichts an, aber sein Geld – er hat mir gesagt, daß er dich schrecklich gerne haben wollte ...“ (MUA 349). Vielmehr ist es auch ein Aphrodisiakum, das Martha hilft, sich der Sinnhaftigkeit ihrer eigenen Existenz rückzuversichern:

Und kommt nach langem Warten jemand, den man hinaufführen kann, ist es wie Erlösung von der Qual der Einsamkeit. Das Geld, das ich erhalte, reißt mich aus aller Stumpfheit – macht mich frisch und lebendig – wie verliebt bin ich in das Geld, das ich verdiene. (MUA 96)

In seiner Charakterisierung von professionellen Prostituierten hebt Adler im Gegensatz zur Gelegenheitsprostitution, das „unterscheidende Merkmal“ der „kontinuierlichen ‚Erwerbsbeflissenheit‘“ hervor, die die Prostituierte nicht nur in ihrem Beruf hält, sondern sie auch „die gleiche Befriedigung, mit der auch ein Geschäftsmann seinen Aufgaben obliegt“,<sup>662</sup> empfinden lässt. Dabei lässt

662 Alfred Adler: Gesellschaft und Kultur 1892–1937. O. a.: S. 236.

Martha sich auch nicht von ihrer Sympathie für einen jungen Mann ablenken, der sie an ihren ersten Freier erinnert: „Oh, er war jung und nett, wie jener Bub es war, das tut nichts, daß ich denke: Wieviel wird er mir geben? Hoffentlich viel? Ja, so bin ich.“ (MUA 152)

Der Trunksucht kann man Martha zunächst nicht bezichtigen: „nein, ich vertrage keinen Alkohol“ (MUA 151). Im Verlauf ihres Daseins als Prostituierte lernt sie aber die bewusstseinstrübende und enthemmende Wirkung des Alkohols zu schätzen: „[...] hoffentlich werde ich etwas zu trinken kriegen, damit die Traurigkeit vergeht, und dann bin ich es gar nicht.“ (MUA 292) „Absinth, rufe ich dem Kellner zu. Aber ich weiß, wenn ich trinke, wird mir schlecht werden, werde ich krankhafte Zustände kriegen – einerlei, ich muß trinken.“ (MUA 294) Am Ende ist sie ebenso trinkfest wie eine ihrer Kolleginnen im Haus der Frau Fenchel: „Die Französin bei uns brachte es bis zu vierzehn Gläsern in einer Nacht. Aber dann war sie auch eine ganz andere. Sie riß sich das Kleid auf und tanzte mit bloßer Brust.“ (MUA 294) „Betty hat mir mancherlei beigebracht. Ich kann viele Gläser Schnaps trinken.“ (MUA 357)

Auch das ‚Prostituiertenlaster‘ Putzsucht trifft auf Martha anfänglich nicht zu. Als sie beschließt, einen Aufstieg zu wagen und in die noblen Viertel zu gehen, packt sie aber plötzlich eine nichtgekannnte „Tollheit, [...] sich schön anzuziehen“ (MUA 66). Diese erscheint im Roman allerdings nicht ausschließlich negativ konnotiert, sondern erfährt eine ambivalente Gestaltung, indem die Lust an den neuen Kleidern mit der Erkenntnis über die mit ihnen verbundene Veränderung der Selbst- und Fremdwahrnehmung in eins fällt:

Welche innige Freude, die weiche Seide an der Haut zu spüren. Es ist das erstmal, daß ich etwas Derartiges an habe – es macht ganz anders, – wenn ich mich in dieser Minute im Spiegel betrachte, sieht mein Gesicht anders aus als vorher.

Die Entdeckung der eigenen Leidenschaft kommt in dieser Szene einem Erweckungserlebnis gleich, bei dem Martha die Dumpfheit ihres Daseins voll zu Bewusstsein kommt:

Mein Mund ist so, als ob er etwas Köstliches schmecken dürfe. Zum erstenmal weiß ich, was Sinnlichkeit bedeutet. Zum erstenmal fühle ich großes Mitleid mit mir selbst – hatte ich nicht lange Zeit als Aschenputtel gelebt? Ich möchte weinen über mich. Nein, nicht besser als ein Tier im Stall, das frißt und sich paart. Im Seidenkleid knie ich nieder, bausche den Rock empör, küsse die Seide – Tränen stürzen mir aus den Augen. (MUA 66ff.)

Später schlägt der Hang zu luxuriöser Kleidung in – den Prostituierten ebenfalls angelastete – Verschwendungssucht um: „Ich bin wunderbar angezogen [...]. Alle diese Sachen sind noch nicht bezahlt. Am Ersten sollen sie bezahlt werden

– für dreißig Tage Kredit sind sie gekauft. Heute ist der vorletzte März.“ (MUA 347)

Eine weitere negative Eigenschaft, die Verlogenheit, wird im Roman Kolleginnen Marthas zugeschrieben. Von der alten ‚Baronin‘ – „Wenn man nur die Hälfte von dem glauben wollte, was sie ällnächtlich erzählt, wäre es ein Roman ohne Ende.“ (MUA 93) – sowie von der „lügnerische[n], ganz in Lügen verstrickten Betty“, die „lügt, so oft sie den Mund aufmacht“ (MUA 350), ist da die Rede.

Womit die Beschreibung Feldmanns nicht übereinstimmt, ist der Vorwurf der übersteigerten Libido. Nicht nur männliche Autoren reproduzieren das Klischee der ‚geilen Dirne‘, wie zum Beispiel Felix Salten in den Erinnerungen der *Josefine Mutzenbacher*, auch Rosa Mayreder attestiert den Frauen in ihrer Abhandlung *Kritik der Weiblichkeit* (1909) naturgegebene größere Willensschwäche und Passivität, die sie „für polygames Verhalten anfälliger als den Mann“<sup>663</sup> mache. Mayreder macht die passive und dulderische Veranlagung der Frau an der naturgegebenen Disposition der Frau zur Mutterschaft fest. In diesem Zusammenhang spricht sie von „teleologischer Geschlechterdifferenzierung“, als deren Schattenseite sie die Prostitution ansieht.

Von der weitverbreiteten Ansicht, der „übergroße[n] Sinnlichkeit“<sup>664</sup> der Prostituierten distanzieren sich sowohl Adler als auch Bauer: „Die Prostituierte empfindet in der Regel bei dem Geschlechtsverkehr, bei Ausübung ihres Berufes, fast gar nichts.“<sup>665</sup> Und Adler merkt an: „Da sich diese Ansicht aber recht häufig in wissenschaftlichen Abhandlungen findet, [...] so müssen wir hervorheben, daß der Dirne bei der Ausübung ihres Berufes jede sinnliche Regung fehlt.“<sup>666</sup> Ein Befund, der bei Feldmann Bestätigung erfährt: „[...] ich bleibe kalt und tot [...], ich fühle nichts, während sein heißer Atem über mein Gesicht hinströmt.“ (MUA 232ff.)

Mir ist, als wäre mein Leib eine Maschine [...]. Ich bediente die Männer mit meinem Körper, benahm mich höflich, im übrigen fertigte ich sie rasch ab. Manchmal empfand ich Ekel, dann hieß es, sich beherrschen, das mit in den Kauf nehmen, aber meist empfand ich nichts, wie man in einer Fabrik nichts empfindet. Keinen einzigen habe ich bis heute im Gedächtnis behalten. Für Liebe oder Freundschaft meiner Besucher habe ich kein bißchen Gefühl. Ich sehe die Gestalten kommen und gehen. [...] Ich bin ein Mechanismus. (MUA 47ff.)

663 Karin Jušek: Auf der Suche nach der Verlorenen. Die Prostitutionsdebatte im Wien der Jahrhundertwende. Wien. Löcker 1994. S. 161.

664 H. Montane (= Franz Höftberger): Die Prostitution in Wien. O. a.: S. 129.

665 Bernhard A. Bauer: Wie bist du Weib? O. a.: S. 534.

666 Alfred Adler: Gesellschaft und Kultur 1892–1937. O. a.: S. 236.

In ihrem Beruf, so Adler steht die Prostituierte „*fern der weiblichen Rolle* [Hervorh. v. A. A.], ist bloß Verkäufer und bleibt frigid“.<sup>667</sup> Dieser Zustand ändert sich allerdings, „wenn sie ein Liebesverhältnis eingeht“.<sup>668</sup> Erst in der Beziehung mit Wladimir erlebt Martha „das Wunder. Ich habe alles vergessen, bin zum erstenmal eine Frau, die beim Geliebten liegt.“ (MUA 308ff.)

### Positive Eigenschaften

Den Prostituierten werden nicht nur negative Charaktereigenschaften unterstellt. In seiner Studie verweist Bauer auch auf positive Eigenschaften, wie den stark ausgeprägten Familiensinn sowie die Solidarität, er spricht dabei von der Herausbildung eines „gewissen Kastengeistes“<sup>669</sup> der Prostituierten. Im Falle einer Krankheit, wie bei der dicken Flora, stehen sich die Prostituierten gegenseitig bei (vgl.: LDM 82) und auch im Alter zeigen sie sich untereinander solidarisch. Der alten ‚Baronin‘, die Anekdoten aus ihrem Leben erzählt, gibt jedes der Mädchen ein paar Münzen „für ein bißchen warmes Frühstück nach der kalten Nacht“ (MUA 279).

Ausgeprägter Familiensinn ist bei Martha schon an ihren Motiven für die Prostitution ablesbar. Sie tut es nicht aus Faulheit oder Arbeitsscheu, Putzsucht o. ä., sondern „damit die schwache, magere Antonia nicht am Morgen so frühzeitig, wenn beinahe noch Nacht ist, aufstehen und den weiten Weg ins Spital zu Fuß gehen mußte“ (MUA 288) und um damit Geld für die Operation des Vaters zu verdienen: „Es gibt nur ein Glück für mich, das ist klar wie die Sonne: gut zu sein, Liebe zu geben. Es ist, als wäre mein Herz in Kasten geteilt. In jedem Kasten ein großes Stück Liebe, für jedes Mitglied der Familie.“ (MUA 50ff.)

Dem kranken Vater finanziert sie Krankenhausaufenthalt und Medikamente, dem Bruder Gustav ermöglicht sie ein Studium, für den zweiten, auf kriminelle Abwege geratenen Bruder Ludwig bezahlt sie Schulden und ihre Schwester Antonia unterstützt sie nicht nur mit dem Geld, mit dem sie das Haushaltseinkommen erheblich aufbessert – „Von Antonias Verdienst wäre das Sümmchen nicht zustande gekommen.“ (MUA 64) –, sondern auch, als sich herausstellt, dass sich der Vater des unehelichen Kindes Antonias seiner Verantwortung entzieht: „Ich sagte, du wirst nicht ganz verlassen sein, ich bin da. [...] wenn etwas zu zahlen sein wird, werde ich es zahlen ...“ (MUA 137) Martha unterstützt sie auch dann noch, als Antonia in Meran scheinbar ihr Glück gemacht und in dem jungen Zahntechniker Erwin, der ihr Kind akzeptiert, eine neue Liebe gefunden hat. Als die beiden in finanzielle Bedrängnis geraten, verspricht sie:

667 Ebd.: S. 140.

668 Ebd.: S. 236.

669 Bernhard A. Bauer: *Wie bist du Weib?* O. a.: S. 530.

„Antonia!“, rufe ich, und es ist mir, als müßte ich dieses elende Zeug von Schicksal beschwören und hemmen. „Du wirst von mir Geld geschickt bekommen, sehr bald.“ (MUA 315)

Gedankt wird ihr von der Familie nicht. Gustav distanziert sich: „[...] will mir das Jüngel seine Verachtung zeigen – glaubt er sich über mich erhaben? – Sitzt hier in meinen Möbeln, lernt von meinem Gelde – und verachtet mich? [...] Nichts davon sage ich laut.“ (MUA 68ff.) Ludwig bestiehlt sie und sowohl der Vater als auch Antonia machen die Verachtung für ihren Beruf, durch „Reden durch die Blume“ sowie „gehässig[e] Blicke“ (MUA 64), mehr oder weniger verbrämt, deutlich.

Das Sorgen für andere gerät für Martha mehr und mehr zum kompensatorischen Akt, durch den sie sich über das Gefühl der eigenen ‚Verworfenheit‘ erheben kann:

Es ist etwas Schönes, junge strebende Menschen in der Nähe zu haben, besonders neben alten, kranken und entarteten. Ich denke an die beiden jungen, gesunden Menschen Gustav und Antonia. Das gab mir Mut. Da wollte ich nicht zurückstehen und versinken, nein, vorwärts bringen wollt' ich es – auf meine Art. (MUA 64)

Als typisches Kennzeichen der Laufbahn von Prostituierten sieht Adler das Bestreben an, „sich in der Prostitution einen Ausweg und jene Geltung zu verschaffen“, die ihnen anderswo, „meist nach fruchtlosen und fruchtlos scheinenden Versuchen – aus ihrer Stellung als Dienstmädchen, Gouvernante oder Arbeiterin geworfen“,<sup>670</sup> verwehrt ist.<sup>671</sup> Martha, in der Schule eine „schlechte Schülerin [...] – ein schlechter Kopf“, versucht der Vater mit 14 Jahren in einem Laden unterzubringen: „Aber man wollte mich nicht aufnehmen, des schlechten Zeugnisses wegen, und dünn war ich auch.“ (MUA 25) Als Angestellte in einem Spielzeuggeschäft wird sie beim Diebstahl „erwischt und entlassen“ (MUA 26). Daraufhin wird sie zum „Langfinger. Zwei bis dreimal im Tag gelang es mir, Laden zu betreten und, was mir in die Finger kam, mitgehen zu lassen.“ (MUA 26)

Bauer bezieht sich auf eine Studie Parent-Duchâtelets über die Prostitution in Paris von 1837, der er einen großen Stellenwert zumisst und die er auszugsweise direkt in seinen Text übernimmt, wenn er auf das Wissen der Prostituierten um ihre eigene Verkommenheit verweist.<sup>672</sup> Wie schwer „das Gewicht der Schmach“ auf ihnen lastet, zeige sich unter anderem darin, dass ihnen zum Beispiel „der

670 Alfred Adler: *Gesellschaft und Kultur 1892–1937*. O. a: S. 141.

671 Adler führt das auf ein Gefühl der Nichtigkeit gegenüber dem Mann zurück, dem die Prostituierte mit einer aktiven, männlichen Haltung beizukommen sucht.

672 Die unveränderte Wiedergabe ganzer Passagen aus dieser Studie weist darauf hin, dass Bauer ihr auch angesichts des älteren Datums einen nach wie vor gültigen Stellenwert beimisst.



Anblick von Familien, Müttern und Frauen [...] unerträglich<sup>673</sup> sei: Die Mütter im Kinderheim, wo sie Antonias neugeborene Tochter besuchen soll, empfindet Martha als „widerliche Weiber“, die „wie die Kühe sind“, sie vermeidet, dorthin zu gehen: „Ich kann nicht hingehen, ich habe noch genug vom letzten Mal.“ (MUA 154) Ihre Gehässigkeit kompensiert die Trauer darüber, dass ihr ein Familienleben versagt ist: „Ich knicke zusammen, ohne mich beherrschen zu können in dieser Umgebung von Wärme, Lebensglück und Mutterglück.“ (MUA 145)

Prostituierte seien, so Parent-Duchâtelet, „sich selbst ein Gegenstand des Abscheus und der Verachtung“.<sup>674</sup> Als sie den Landesgerichtsrat Wladimir Horowsky in Meran kennenlernt, hadert Martha mit sich selbst:

Heute ist ein merkwürdiger Tag, ich denke, seit ich erwacht bin, an nichts anderes als an ihn, wie an einen Geliebten. [...] die ganze Verpestung meines Lebens überfällt mich wie von hinten [...]. Lächerlich, daß ein heiliges Gefühl in meinem Herzen aufkommen sollte. Ich stritt und kämpfte in solchen Minuten mit den modrigen Dingen in mir. O Gott, was für ein Kampf um ein bißchen Reinheit. (MUA 207)

Laut Parent-Duchâtelet sei es in diesem Zusammenhang typisch für Prostituierte, dass sie sich „Leuten von Vernunft und Ordnung gegenüber unbehaglich und außerhalb ihrer Sphäre fühlen“.<sup>675</sup>

Er, ein vornehmer Herr in Amt und Würden! In Warschau ist er Landesgerichtsrat. Eine große bedeutende Stadt, in der er eine wichtige Person ist – im schwarzen Talar und Baret, – ein Richter gesetzt über die Menschen ... Und was bin ich? (MUA 227)

In dem Bewusstsein der eigenen ‚Inferiorität‘ versuchen die Prostituierten, aus ihrer Lage herauszukommen: „Mein Gott, warum kann nichts einfach sein? Was hinderte mich immer, den richtigen Weg zu finden? Immerwährend verirrte ich mich [...]; soll das so bleiben?“ (MUA 292) Ihre Bemühungen fruchten aber nichts: „Ich könnte weinen darüber, daß mein Leben in einer bestimmten Bahn läuft – ohne daß ich es aufhalten kann – unwiderruflich.“ (MUA 103)

Was dabei in Verzweiflung setzt, ist „das Bewußtsein, daß sie in der Meinung der ganzen Welt für Schmutz und Abschaum der menschlichen Gesellschaft

---

Das ist auch der Grund dafür, warum die von Bauer wiedergegebenen Passagen von Parent-Duchâtelets Studie hier miteinbezogen werden.

673 Alexandre Parent-Duchâtelet: Die Sittenverderbniß (la Prostitution) des weiblichen Geschlechts in Paris: aus dem Gesichtspunkte der Polizei, öffentlichen Gesundheitspflege und Sittlichkeit; mit vielen Tabellen und statistischen Belegen; nebst der kurzen Biographie d. Verf. Fleischer 1837. Zit. nach: Bernhard A. Bauer: *Wie bist du Weib?* O. a.: S. 528.

674 Ebd.: S. 528.

675 Ebd.: S. 528.

gehalten werden“.<sup>676</sup> Deutlich wird das in einer Szene, als Martha, die eine Geschlechtskrankheit auskurieren muss und nicht arbeiten kann, anstelle der Schwester auf den Markt zum Einkaufen geht und für einen Augenblick die Auslöschung ihrer Schmach durch die eigene Auslöschung herbeiseht:

In der kalten, halbdunklen Morgenfrühe kann ich das Leben, wie ich es noch vor ganz kurzer Zeit führte, kaum verstehen, ich frage mich: Welche bin ich? Die mit der Einkaufstasche? Die da geht? Oder die andre Geschminkte, Mißbrauchte, Geohrfeigte ... Nein, nein, ich fühle mich besudelt, meine Seele ist wie mit Aussatz bedeckt. Die kaum sichtbaren Schneeflocken irritieren mich – einen Augenblick wünschte ich, daß der Schnee ganz dicht fiel und mich zudeckte, daß ich ganz darunter verschwände – aus der Welt verschwände. (MUA 118)

In solchen Augenblicken sind es der Gedanke an die Familie und die Sorge für sie, die Martha aufrecht halten und ihrem als minderwertig empfundenen Leben Berechtigung verleihen:

Aber manchmal steht man allein da. Furchtbare Einsamkeit kommt über einen. Zwangsvorstellungen von Tod und Hölle, von einem schwarzen Teufel, der hinter einem her ist, einem über die Schulter blickt und lacht. Aus solchen Heimsuchungen rette ich mich nur dadurch, daß ich an Antonia denke, an Vater, auch an Gustav und Ludwig. Würde ich niemanden haben, an den ich dächte, fiel mich Wahnsinn an. Nein – ich darf nicht ganz allein sein, ich muß für jemanden sorgen dürfen, das ist meine Rettung. (MUA 96)

Dabei geht sie sogar so weit, Antonias Kind ohne Wissen der Mutter zu sich nehmen zu wollen, um für es zu sorgen (vgl. MUA 360).

Bei alledem empfindet Martha ihr Leben zunächst gar nicht als schlecht. Die Schmach der Prostitution wird in den ersten Jahren bei weitem durch ihre Vorzüge überwogen und durch die Erfahrung von Not und Schicksalsschlägen relativiert:

Im allgemeinen möchte ich mich nicht beklagen, daß mein Leben sich düsterer oder verzweifelter gestaltete in der Zeit, da ich noch ‚anständig‘ war. Düster ist der Hunger gewesen, düster war, der Mutter Sterben zu sehen, das kleine, geliebte Schwesterchen durch blinden Zufall zu verlieren, und alle andere Verzweiflung war kein Geld und Brot, für Seife, für die Wohnungsmiete zu haben. [...] Ich konnte Gustav in eine bessere Schule schicken, dem Vater, wenn er wieder einmal im Krankenhaus lag, Lebertran mitbringen. (MUA 41)

In Feldmanns Roman bewahrheitet sich aber Bauers Feststellung, dass die Prostituierten zunächst von dem neuen Leben geblendet würden und nur

---

676 Ebd.: S. 528.

glaubten, „ein neues, schönes, sorgloses Leben beginnen zu können“,<sup>677</sup> dass in Wahrheit aber ihr persönlicher Niedergang in dem Moment beginne, in dem sie sich einem Bordellinhaber oder einer Zimmervermieterin verpflichteten und

die Verschuldung des Mädchens, [...] Stunde für Stunde zunimmt, da ja der Bordellinhaber die Sorge für Kleidung, Wohnung und Erhaltung des Mädchens übernommen hat und die einzelnen Posten entsprechend hoch ansetzt, so hoch, daß es trotz größten Fleißes dem Bordellmädchen wohl nicht möglich wird, auch nur einen Teil der aufgelaufenen Schulden jemals abarbeiten zu können.<sup>678</sup>

Martha mietet sich bei der von ihren Kolleginnen gefürchteten Kupplerin Aurora Fenchel in ein schäbiges Kabinett ein: „anfangs dachte ich, das wäre ja kein so böser Ort wie man manchmal hört“ (MUA 38). Im Laufe der Zeit wird ihr aber klar, wie sich „Diese Sache, die man leicht und arglos anfängt und von der man nicht ahnt, wie sie einem das Leben für immer zerstört.“ (MUA 237), auswirkt.

„Schrecklich“ wird der Ort „durch das Erscheinen der Wirtin“ (MUA 38). Die Kupplerin, von Martha sowohl mit einer „flinken Katze mit regem Appetit“ als auch einer „alten Eule“ verglichen, die „mit ihren bösen, schielenden Augen, der schnabelartigen Nase, jenem unheimlichen Nachtvogel [gleich], der andere überfiel“ (MUA 39), erscheint als „Gespenst des Schreckens“ (MUA 40):

Nein, daß es etwas Derartiges gab: Die Frau Fenchel war in der Stunde, da wir uns kennenlernten sehr freundlich zu mir. Und doch – bei dem freundlichsten Mund war ihren Augen nicht zu trauen. Wenn sie einen ansah, bekam man ein schales Gefühl von Lebensüberdruß. Solche Mienen haben Menschen, die einen zum Selbstmord treiben. [...] Ich fürchtete mich vor ihr anfangs wie vor einer zu strengen Lehrerin, dann verstärkte sich alles, der Widerwillen, die Furcht, und ich bekam etwas zu schmecken wie Todesangst. (MUA 39)

Die Mädchen, die ihr einen Großteil ihres Verdienstes für die Zimmervermietung bezahlen müssen, werden von ihr abwechselnd mit Gefälligkeiten und Drohungen in Schach gehalten: „Warum ich nicht einfach meiner Wege ging, als ich das alles deutlich merkte? Ja, da war ich ihr schon viel zu viel schuldig.“ (MUA 39)

Fenchel entspricht dem negativen Bild der Kupplerin, die, wie Kernjak anmerkt, in der Literatur „[w]esentlich genauer als der Zuhälter [...] beschrieben

677 Bernhard A. Bauer: *Wie bist du Weib?* O. a.: S. 490.

678 Ebd.: S. 490.

wird“.<sup>679</sup> Nach Brettschneider werden Frauen, anders als der männliche Zuhälter, nicht ausschließlich aus materiellen Gründen zur Kupplerin – zwar ist auch Fenchel von Geldgier angetrieben: „Wenn ein ‚besserer Herr‘ bei mir war, pflegte sie mir nachher auf der Treppe aufzulauern, mich zu sich in ein dunkles Vorzimmer zu ziehen und tierähnlich zu zischen: ‚Was hat er dir gegeben?‘“ (MUA 40) –; bei ihnen spielen „oft sexuelle Momente mit“.<sup>680</sup> Fenchel hilft Martha beim Anziehen, „sie fand mich nett und sauber“ und biedert sich bei ihr als „alte Freundin“ an: „[...] ich solle doch jederzeit mit allem, was mich bedrückt, nur zu ihr kommen wie zu einer Tante; liebes Kind nannte sie mich.“ (MUA 39) Die Kupplerin ist, wie Feldmann in *Leib der Mutter* anmerkt, meist „frühere Prostituierte“ (LDM 81).

Die Figur des Zuhälters streift Feldmann in der Beschreibung der „sexuellen Hörigkeit“<sup>681</sup> ihrer Kollegin Betty. Sie erklärt, warum sie Martha einen Freier zugeschanzt hat: „Ja, du weißt doch, da war der Billy bereits da, und wehe, wenn ich in seiner Gegenwart mit einem flirte. Flirten heißt in unserem Kreise mehr, als was man sonst darunter in der modernen Sprechweise versteht (es heißt: intim sein).“ (MUA 349)

Nachdem das Animieren in einer Kneipe gemeinsam mit ihrer Kollegin Rosalie zu einer Orgie ausartet – „Ich habe furchtbare Angst, sie könnten alle auf einmal kommen.“ (MUA 63) –, bei der Martha Gift ins Glas geschüttet wird, beschließt sie, „aus dieser Gegend fortzukommen, fort aus Fenchels Kabinen“ (MUA 63), was ihr, verbunden mit Zahlung einer hohen Summe sowie einer tätlichen Auseinandersetzung, auch gelingt:

Dabei mußte ich mit einem großen Stück Geld bei der Fenchel verbluten. Wie hat sie mir zugesetzt. Was gab es für ein Geschrei im Hause. An meinen Armen sind noch heute blaue Flecke, an der Stirn Kratzer, aber weg kam ich doch zum Glück. Nun bin ich frei. (MUA 64)

Als in Wien am 1. März 1921 alle Bordelle gesperrt werden, hat jede Prostituierte „das Recht, [...] in eigener Regie das Geschäft zu führen“. Demnach ist Martha eine „frei wohnende Dirne“, die sich „überall, wo es ihr passt“,<sup>682</sup> ihr Quartier suchen kann. Sie geht ins Nobelviertel und nimmt dort ein Zimmer in einem Gelegenheitshotel: „[...] das sieht bei weitem vornehmer aus – meine eigene Erfindung – wie ich glaube. Natürlich verlangen sie unverschämte Preise im Hotel. Aber mir bleibt auch noch etwas.“ (MUA 134)

679 Katja Kernjak: Der Prostitutionsdiskurs in der österreichischen Prosa der 1920er Jahre. O. a.: S. 23.

680 Rudolf Brettschneider: Das feile Weib. Triebleben und Umwelt der Dirne. O. a.: S. 80.

681 Ebd.: S. 188.

682 Bernhard A. Bauer: Wie bist du Weib? O. a.: S. 493.

Der Großteil der Prostituierten, „und zwar der Dirnen aller Kategorien“, wie Bauer schreibt, „hat es sich zur Gewohnheit gemacht, nicht mehr ‚auf den Strich‘ zu gehen, sondern sich in gut besuchten Kaffeehäusern, Bars, Varietés gleichsam als Stammgast einzuführen“.<sup>683</sup>

Martha beschließt, nicht mehr ‚auf der Gasse‘ zu gehen: „Ich werde jedenfalls in eine solche Dreckgasse, zu solch einer schmutzigen Wucherin nicht wiederkehren. Ich bestimme mich selbst in diesem Park auf dieser Bank zum Aufstieg.“ (MUA 65)

Marthas Veränderung in der Rangordnung der Prostituierten kommt allerdings nur äußerlich einem Aufstieg gleich: „Ich sah jetzt ganz anders aus unter den Lichtern. In Frau Aurora Fenchels Gegend würde ich Aufsehen erregt haben wie ein Mohr unter Weißen.“ (MUA 70) Im Grunde, befindet Martha, ist es aber dasselbe:

Diese Gassen liegen nicht eigentlich im Mittelpunkt, bei den Palästen der Reichen, sie liegen in den Gassen rings um den Dom. Und diese Gassen haben eigentlich nichts Nobles mehr an sich, aber sie zeichnen sich dadurch aus, daß ein paar Schritte weiter die reiche Welt vorüberkommt. (MUA 66)

Mit dem Rückgang des Straßenstrichs nach 1923 kommt es, so Bauer, zu einem „Aufblühen der Kaffeehäuser mit Tanz und Konzert – heimlich und doch den Behörden bekannte Rendezvousplätze der vornehmen Damenwelt“.<sup>684</sup> In dem neuen Quartier, „in diesem Mittelpunkt unter den Lichtern“ ist man allerdings

an gewisse Vorschriften gebunden. Polizeiliche Vorschriften, um es nur gerade herauszusagen. Das Straßenbild darf nicht durch Schamlosigkeit gestört werden, damit nicht einer, der hierorts fremd ist, Anstoß daran nimmt und aus unserem Benehmen auf das ganze weibliche Geschlecht in Stadt und Land schließt. (MUA 71)

Freier gestaltete sich das Arbeiten auf der Gasse: „[...] dort durfte man alles tun, was Freimädchen erlaubt ist, das gehört dazu, ist Reklame – nach Reklamegesetzen.“ (MUA 71)

Zu den behördlichen Auflagen für Prostituierte zählen seit der Einführung des Gesundheitsbuches im Jahr 1873 auch regelmäßige Kontrollen bei einem polizeilichen Facharzt. Diese werden von Bauer allerdings nicht nur als „medizinisch unzureichend“<sup>685</sup> erachtet – da es dabei häufig zu Ansteckung durch verunreinigte Instrumente der Ärzte kommt und auch das Zeitfenster zwischen

---

683 Ebd.: S. 532.

684 Ebd.: S. 533.

685 Ebd.: S. 495.

den einzelnen Untersuchungen, die zweimal pro Woche stattfinden, eine unbenmerkte Ansteckung erlaubt –, sondern auch als „Betrug“ gegenüber der „armen Männerwelt“,<sup>686</sup> die sich auf die Kontrollen durch die Polizeiarzte, die sich nicht selten als bestechlich erweisen, verlässt. Die doppelte Sexualmoral wird an dem Umstand deutlich, dass nur die Prostituierten, nicht aber die Freier, die ebenso Krankheiten übertragen können, unter ärztlicher Aufsicht stehen.

Die Tatsache, dass die kostenpflichtigen Untersuchungen nicht nur das Gehalt der Prostituierten schmälern, sondern auch die Gefahr der Ansteckung besteht, führt dazu, dass sich nur wenige Prostituierte registrieren lassen: „Sich registrieren zu lassen, bedeutet weder sozialen noch wirtschaftlichen Gewinn.“<sup>687</sup> Gleich zu Anfang gerät Martha in eine polizeiliche Kontrolle und das erste Mal in ihrem Leben in den Arrest:

Ich bin noch nicht recht eingewöhnt, habe kein Buch und keine Papiere [...]. Gleich zu Beginn habe ich verdammtes Pech, ich falle einer Razzia in die Hände, werde um vier Uhr früh in das Polizeigefangenenhaus eskortiert, in eine Zelle gesperrt, dort gibt es keine Bank zum Sitzen, keine Pritsche, nichts. Ich kauere mich mit meinen guten Kleidern auf die nasse schwarze Erde, versuche zu schlafen [...]. (MUA 134f.)

In das Gefängnis bringt man sie auch am Ende des Romans, als sie mit ihrer Kollegin im Drogenrausch auf der Straße aufgegriffen wird: „Ich erinnere mich, daß ich mehrere Hiebe mit dem Knüppel bekam, daß ich in einer finsternen Zelle auf dem Fußboden lag, daß ich mich an einem Nagel ritzte.“ (MUA 365)

Gefängnis, als Ort für Menschen außerhalb der gesellschaftlichen Ordnung, steht also nicht nur am Anfang, sondern auch am Ende von Marthas erhofftem ‚Aufstieg‘.

Was ihr im neuen Umfeld außerdem zu schaffen macht, ist, dass sie in den Nachtcafés „ein ganzes Theater“ aufführen, „Geselligkeit“ üben, „mit ‚Damen‘ und ‚Herren‘ Bekanntschaft schließen“ muss. „Dann muß man so viel trinken [...]. Nach den Abenteuern in Café und Tanzlokal folgt unmittelbar der schwerste Katzenjammer, den man schon nur noch mit Medikamenten vertreiben kann.“ (MUA 153)

### Wladimir der (Be-)Freier?

Eine Möglichkeit zum Ausstieg aus dem Milieu scheint sich für Martha während des Kuraufenthaltes in Gestalt des Dr. Wladimir Horowsky zu ergeben.

In seiner Studie zeigt Bauer mögliche Verläufe des Schicksals von Prostituierten auf: Ein Großteil stirbt früh an Geschlechtskrankheiten, wie die dicke Flora in *Leib der Mutter*, die nur 45 Jahre alt wird, einige werden Zimmervermieterin,

686 Ebd.: S. 495.

687 Domenico Jacono: Der Sexmarkt im Wien des Fin de Siècle. O. a.: S. 1.

Kupplerin, oder ziehen sich mit Erspartem zurück. „Nicht allzu selten“ aber, so Bauer weiter, „ereignet sich der Fall, daß die Dirne unter ihren Kunden einen Mann findet, der wirklich ernste und tiefe Zuneigung zu ihr faßt und sie heiratet.“<sup>688</sup>

Auch Bauers Namensvetter, der in der *Neuen Freien Presse* die Frage aufwirft, wie „galante Frauen“ enden, verweist auf „Tausende und vielleicht Hunderttausende, die zugrunde gehen, krank an Gifte gewöhnt, mißhandelt, ausgebeutet“, aber auch auf das „sehr häufig[e] Verschwinden in die Bürgerlichkeit“. Beide betonen, dass „die einstigen Lebedamen“ im Falle einer Heirat „die treuesten, freilich auch die eifersüchtigsten Gattinnen“<sup>689</sup> würden.<sup>690</sup>

Wladimir ist in zehn Jahren schon sehr alt. Vielleicht fehlen ihm dann nicht mehr sehr viele Jahre zum Sechziger – du mein Gott, und dann wird er gar nicht mehr zum Liebhaber taugen, noch mehr schrullig und kahlköpfig sein, und dann brauchte ich nicht mehr zu fürchten, er könne eine andere kriegen. (MUA 319)

Die Frage der Altersvorsorge stellt sich Martha zum Zeitpunkt der Reise zwar noch nicht unmittelbar: „Noch bin ich meilenweit davon entfernt, zum gemischten Alter zu gehören. Aber wehe, wenn man das eine merkt: daß es Jüngere gibt. Die Jüngeren werden verlangt.“ (MUA 93) Die Vorstellung des eigenen Alterns verfolgt sie in Gestalt der auf Almosen ihrer Kolleginnen angewiesenen alten Baronin:

Wie finster und schrecklich war [...] die Nacht, in der die Baronin uns ihre wahnsinnigen Geschichten erzählte, begleitet von einem schauerlichen Gelächter, und wie sie, als es gegen morgen ging, ihre blaugefrorenen, vertrockneten kleinen Hände uns entgegenstreckte um ein paar Münzen. (MUA 279)

Als sie ihr selbst ein Geldstück zusteckt, muss Martha „in stummer Verzweiflung daran denken: vielleicht werde ich einmal die Hand so ausstrecken ...“ (MUA 280)

Der „still[e] und schrecklich[e] Kampf bei uns Mädeln“ um „das junge Aussehen“ (MUA 93) bleibt Martha nicht verborgen. Sie ist selbst um ihre Erscheinung besorgt. Hält sie sich zunächst noch von Alkohol und Drogen fern – „[...] da sähe ich bald runzelig und verschwommen aus.“ (MUA 153) –, hat sie am Ende, als sie im Drogenrausch von der Polizei aufgegriffen wird, „der Teufel [...] in den Klauen“ (MUA 363). Im Verlauf der Zeit stellt sich für Martha immer

688 Bernhard A. Bauer: *Wie bist du Weib?* O. a.: S. 536.

689 Ludwig Bauer: *Die Frauen, von denen man nicht spricht*. In: NFP 02.03.1929. S. 10–11. Hier: S. 10.

690 Vgl.: Bernhard A. Bauer: *Wie bist du Weib?* O. a.: S. 536.

drängender die Frage: „[...] was aber wird mit mir sein, in einem Jahr, in zehn Jahren? In zehn Jahren bin ich alt oder fast alt, graue Haare oder gefärbte blonde [...].“ (MUA 319) Auch die Schwester gibt zu bedenken: „[...] kannst doch das nicht dein Leben lang machen.“ Martha selbst ist ratlos: „Was soll man aber sonst sein, wenn man das einmal ist?“ Antonia gibt sich im Gegensatz zu ihr pragmatisch: „Viele heiraten.“ (MUA 129) „Du kämst in Wohlhabenheit und alles miteinander, wärest versorgt [...].“ (MUA 274) Sie erzählt von einem Fall aus ihrer Arbeit:

„[...] bei uns in der Klinik hatte ein Professor sich in ein Animiermädchen in einem Nachtcafé verliebt, er heiratete sie und heute ist sie Frau Professor, niemand findet etwas daran.“

„Vielleicht ist sie sehr schön, hat nicht solche Kummerfalten wie ich.“ (MUA 275)

Hier kommt der von Bauer angesprochene Umstand zum Tragen, dass die Verachtung, die Prostituierte für sich selbst hegen, „oft größer [sei] als die, welche tugendhafte Menschen gegen sie äußern“.<sup>691</sup> „Nein, ich denk nicht daran; du weißt ja, geheiratet werden, daran wag’ ich nie zu denken.“ (MUA 275)

Auch in der Erzählung *Das Mädchen aus dem Café* schildert Feldmann, wie ein Witwer um die Hand einer Prostituierten anhält: „Ich war außer mir über die Frage, so erregt über das Neue und Unerwartete, daß ich dreimal schrie: ‚Nein!‘“ Das Mädchen fürchtet Vorbehalte von Seiten des Mannes, seiner Versicherung – „Ich werde Ihnen keine Vorwürfe machen.“ – misstraut sie: „Aber Sie werden es fortwährend sagen wollen, ich werde es Ihnen ansehen und Sie dafür hassen und Ihnen was antun wollen ...“<sup>692</sup>

Die Möglichkeit eines solchen ‚Auswegs‘ wird von Feldmann in diesem Feuilleton ambivalent aufgeladen. Einerseits beschreibt sie den Mann als recht-schaffen – „[...] so ein Witwer mit noch einem Jüngeren. Mitgenommen von dem Jüngeren [...]“ –, der nicht ganz in das Umfeld des Cafés passt. Er beteiligt sich weder am Kartenspiel noch trinkt er, wie die anderen, Schnaps und den Vorschlag, eine Prostituierte mit zu sich nach Hause zu nehmen, lehnt er mit dem Verweis auf seinen 15-jährigen Neffen, der bei ihm lebt, ab: „[...] wie wird er dem Buben morgen in die Augen sehen?“ Trotzdem trägt sein Ansinnen die Züge eines Handels, den das Mädchen nicht ausschlagen darf: „Er sieht mich boshaft von der Seite an: ‚Nun frag’ ich Sie noch was, man bleibt nicht immer jung, man bleibt nicht immer gesund: was ist, wenn Sie krank werden?‘“ Derart

691 Ebd.: S. 528.

692 Else Feldmann: *Das Mädchen aus dem Café*. In: AS Nr.: 43. 18.11.1934. S. 8.



in die Enge getrieben gerät die Prostituierte in einen „irrsinnigen Zorn, daß ich demjenigen an die Gurgel springe, denn ich weiß es, ich bin im Recht.“<sup>693</sup>

Ihre Wut entspringt dabei wohl nicht nur der Ablehnung des Mannes, sondern vielmehr der Verzweiflung, als Prostituierte für immer stigmatisiert zu sein: „es [gibt] kein Vergessen beim Menschen“ (MUA 129). Darin ist sie Martha aus dem Roman zu vergleichen, die in der gemeinsam mit Horowsky verbrachten Nacht auf der Rückreise nach Wien „gegen [sich] selber wütet“ (MUA 338).

Den Vorschlag ihrer Schwester, dass sie ihre Vergangenheit nicht preisgeben müsse, lehnt Martha brüsk ab und wirft der Schwester Opportunismus vor: „Du kannst so sprechen, und so, wie es dir paßt, bald findest du, man müsse nicht alles anbinden, bald bist du für Rechtschaffenheit und Wahrheit.“ (MUA 129) Als Prostituierte von der Gesellschaft ohnehin der Lügenhaftigkeit bezichtigt, fürchtet sie, dass eine Unaufrichtigkeit schlimme Folgen haben würde: „Ihn zu belügen, würde er nie verzeihen, er könnte diese Dinge gar nicht verstehen.“ (MUA 277)

Recht gibt ihr in dieser Hinsicht das Verhalten der Frau Dr. Weisfeit, die Martha zunächst „wie eine Fee“ erscheint, die sich ihrer annehmen würde, die sie im Grunde aber nur als „Arbeitsmaschine, die stets für sie bereit dasteht“ (MUA 127), gebraucht und entlässt, als sie von Marthas Vorleben erfährt: „Der Polizeiarzt hat sie erkannt [...]. Ich habe Sie doch ersucht, mir die Wahrheit zu sagen.“ (MUA 132) Mit der Ausweglosigkeit von Marthas Situation konfrontiert – „Dann hätte mich die Frau Doktor auf der Stelle weggeschickt, mußte ich fürchten, darum habe ich nichts gesagt.“ –, zeigt sich die Bigotterie der Frau Doktor. Als Mitglied eines Vereins für Gesundheitswesen fordert sie zwar, „den armen Geschöpfen von der Straße [zu] helfen, [wir] müssen sie in die Freudigkeit eines Berufes, einer Arbeit stellen“ (MUA 133). Ihr gegenteiliges Handeln versucht sie vor Martha aber „als Mutter“ zu rechtfertigen, indem sie vorgibt: „[...]wäre ich allein, hätte ich nichts dagegen, Sie bei mir zu behalten [...].“ (MUA 134) Aber: „Nicht ich habe hier zu sprechen, ich kann sie in einem Haus, wo zwei junge Mädchen heranwachsen, nicht halten, das müssen Sie einsehen bei Ihrer Intelligenz. Es tut mir sogar sehr leid um Sie.“ (MUA 133)

Damit übt Feldmann in ihrem literarischen Schaffen versteckte Kritik an dem Auseinanderklaffen zwischen theoretischen Bekenntnissen und der Realität sozialreformerischer Projekte, wie sie sie in ihrer Arbeit als Journalistin vielfach unterstützt: „[...] ich werde wütend, ihr Schönreden treibt mir die Galle. ‚Wozu sprechen Sie anders als sie handeln.‘“ (MUA 134)

Den Erklärungsversuch der Frau Doktor, es sei „nicht ihre Schuld“ – „Wir müssen die ganzen Zustände ändern, daran arbeite sie mit. Wir sind Reformer,

---

693 Ebd.: S. 8.

vorläufig ohne Erfolg, es dauert Jahrzehnte, bis solche Sachen durchdringen.“  
–, lässt Martha nicht gelten:

Mein Zorn steigert sich von Minute zu Minute, mir zittern die Knie, ich schreie meine Worte heraus: ‚Ja, Reformer seid ihr! Pfui über euch, elende Schwätzer, die ihr nicht den Mut habt, das zu tun, was ihr predigt, ich pfeif‘ auf euch, geht zum Teufel mitsamt eurer gebildeten Sprache!‘ (MUA 134)

Von da an steht die Figur der Ärztin, die „kurze Zeit die Macht über mich in den Händen gehabt“ hatte, als „unheimliche Frau, die mich, ohne daß sie es wußte, erhoben hatte, um mich danach umso tiefer fallen zu lassen;“ (MUA 255), drohend über Marthas Schicksal.

Kurz vor der gemeinsamen Heimreise mit Horowsky stellt sich Martha die bange Frage: „Wie wird das alles werden? Wenn er nur nicht durch einen Zufall Frau Dr. Weisfeit trifft. Oder vielleicht sucht er sie direkt auf, seine Landmännin, und erfährt dann alles?“ (MUA 304)

Wie steht es aber um den Landgerichtsrat Horowsky? Ist in ihm die Gestalt des ‚Befreiers‘ zu sehen, der Martha eine bürgerliche Existenz ermöglicht? Da der Roman Fragment geblieben ist, können in dieser Hinsicht nur Mutmaßungen angestellt werden, wie das Adolf Opel und Marino Valdéz in Analogie zu anderen Texten Feldmanns in ihrem Nachwort tun (vgl.: 378ff). Beide sehen aber „kaum Hoffnung auf eine positive Entwicklung“ (MUA 373), eine Vermutung der auch m. E. insofern beizupflichten ist, als die Konstruktion eines ‚Happy end‘ den Feldmanns Schreiben inhärenten sozialkritischen Impetus unterminieren würde.

Hinweis darauf gibt nicht nur die Erzählung *Liebe ohne Hoffnung*, wo Liebe mit großem Standesunterschied als aussichtslos dargestellt wird, sondern auch der Roman selbst, in dem Martha über ihre erste Zeit als Prostituierte resümiert: „Anfangs glaubt man fieberhaft, es könnte unter all den Männern ein Heiliger sein. Und manche sollen auch das Glück gehabt und einen solchen Heiligen gefunden haben, aber er entpuppte sich am Ende als ein Zwitter oder als Narr.“ (MUA 71) Damit nimmt Feldmann bereits eine treffende Charakterisierung des Dr. Horowskys vorweg: Vielmehr als einem ‚Heiligen‘ entspricht dieser der Gestalt eines „Richter[s] oder ein[es] Teufel[s], der Urteile vollstreckt“ (MUA 291), sowie der eines liebestollen alternden Mannes, der sich seiner Virilität vergewissern möchte: „Er ist gerade in dem Alter, wo die Männer [...] nicht mehr allzu wählerisch [sind], sie merken ein kleines stetiges Nachlassen der Kräfte [...]“ (MUA 227f.)

Als charakteristische Wesenszüge der Freier beschreibt Adler den Hang zu „Jähzornausbrüchen und tyrannischer Herrschsucht“ sowie „Unduldsamkeit

und Überempfindlichkeit“<sup>694</sup> mit der sie sich bis zu einem gewissen Grad gegen den Anschluss an die Gesellschaft wappneten; Eigenschaften, zu denen auch Horowsky neigt: „er schreit“, „wird wild“ (MUA 212), „speit Gift und Galle“ (MUA 283) und „kanzelt“ die Wirtin „vor allen Gästen ab“ (MUA 249), außerdem ist er „leicht gekränkt, böse und nachträgerisch“ (MUA 313): „Er spricht nur ein paar Worte, kalt wie eine Hundeschnauze.“ (MUA 225) Zudem zeichne Männer, die zu Prostituierten gehen, so Adler, eine „auffallende Vorsicht“ aus, sie wählen „in der Regel gesicherte Berufe [...] fühlen sich zuweilen zur Übernahme von öffentlichen Ämtern gedrängt“ und fallen durch ihr „grenzenloses Mißtrauen“<sup>695</sup> auf:

Horowsky ist Landesgerichtsrat in Warschau, ein Beruf, der ihm ein sicheres Auftreten ermöglicht: „Ohne mein Richterkleid und alles Dazugehörige bin ich nur ein Torso.“ (MUA 256) Sein Verhalten gegenüber Martha ist uneindeutig: „Es sieht eine Weile aus, als ob er mich gern hätte; dann sieht es so aus, als ob er mich nur haben wollte.“ (MUA 227) Bis zum Schluss vermeidet er es, sich festzulegen: „ich werde ja sehen, vielleicht fügt es sich, daß ich eines Tages zurückkehre, wo du bist“. Er erwartet aber seinerseits von Martha eine verbindliche Zusage: „Vielleicht geschieht ein solches Wunder, daß ich mich wandle, unmöglich ist nichts in diesem Leben, könntest du mir das Versprechen geben, in diesem Falle zu warten?“ (MUA 255) Vorsicht und Misstrauen gegen Martha zeigen sich darin, dass er ihr in der Nacht, als sie in eine Kneipe geht, um dort Geld für die Heimreise zu verdienen, heimlich folgt und später inquisitorisch zur Rede stellt: „Er sieht mich an, mit dem gewöhnlichen, bohrenden Wladimir-Blick, mit dem Berufsblick [...]“. (MUA 334) „Die Wahrheit! Warst du es, die eine der verrufenen Kneipen aufsuchte, sich mit Gesindel an den Tischen niederließ, trank ...?“ (MUA 335)

Martha ist sich – zumal im Urlaub wie Horowsky seines Richteramtes zumindest in der Wahrnehmung der Öffentlichkeit ihrer Rolle einer Prostituierten enthoben – ihrer Gefühle ebenso unsicher: „[...] vielleicht ist das nicht Liebe; vielleicht ist es nur das sehnsüchtige Verlangen nach Rettung? Starke Neugierde: möchte doch mal sehen, wie es sich als beschützte, geachtete Frau lebt.“ (MUA 277) Die Wahrheit über sich kann sie nicht sagen: „[...] er ist kein Mensch, der verzeiht, kein Mensch, der vergibt.“ (MUA 269) Aber Martha hat Skrupel, eine Beziehung auf Lügen aufzubauen: „Also soll ich lügen, und wenn die Macht meiner Weiblichkeit stark genug ist, mich in ein anderes Leben hinüberretten, hinüberschummeln.“ (MUA 280) Der unaufhebbar negativen Aufladung dieser Beziehung ist sie sich deutlich bewusst: „Ein Mann steht mir nah, aber das ist alles anrühlich und faul.“ (MUA 219)

694 Alfred Adler: Gesellschaft und Kultur 1892–1937. O. a.: S. 136.

695 Ebd.: S. 136.

Wie Adler feststellt, fürchten Freier „die Bindung an eine Person“ und „polygame Tendenzen wiegen vor“. Kommt es dennoch – „wie durch einen Irrtum – zur Gründung einer Ehe, dann behandeln sie Frau und Kinder mit rücksichtsloser Strenge, nörgeln ewig, sind immer unzufrieden und finden oft wieder den Weg zur Dirne zurück“.<sup>696</sup> Ähnliches ist von Horowsky zu erwarten, den Antonia für einen „Lebemann“ hält, „der mit Frauen anbandelt“ (MUA 190).

Martha erzählt er von einem Mädchen in Warschau, das ihm gut gefiel:

[...] sie war keine Schönheit, das heißt im Gesicht wohl; sie hatte leider häßliche Beine, dick an den Knöcheln und nicht ganz gerade – aber sonst wirklich ein reizendes Geschöpf. Ich wollte sie kurzerhand heiraten, da erfuhr ich, daß sie noch einen anderen begünstigte. (MUA 211)

Seine Eifersucht, deren pathologische Züge auch in der Bekanntschaft mit Martha zu Tage treten (vgl.: MUA 212), haben ihn veranlasst, „auf[zuh]ören, das Mädchen zu lieben“, was aber kein Grund gewesen zu sein scheint, sich von ihr zu trennen – „Wir blieben eine lange Zeit so zusammen – geheiratet hätte ich sie nicht.“ (MUA 211) –, erzählt er, womit sich Martha nicht nur seine sexuelle Doppelmoral, sondern auch seine generell frauenverachtende Haltung decouvrierten.

Als „[i]mmer anklagend, immer richtend“ sowie mit seiner Unzufriedenheit, welche sich „auf die Frau, die sie durchaus für eine niedrige Art von Menschen halten“, erstreckt, entspricht Horowsky ganz dem Typus von Mensch der, so Adler, „das Bedürfnis nach der Prostitution schafft und unterhält“.<sup>697</sup>

Horowskys schlechte Eigenschaften nimmt Martha – dabei sich selbst herabsetzend und sich der eigenen ‚Wertlosigkeit‘ versichernd – mit masochistischer Genugtuung wahr:

Ich würde wünschen, er wäre gut und edel wie ein Engel – und trotzdem freue ich mich, wenn ich häßliche Eigenschaften an ihm wahrnehme, wenn ich ihn durchschaue und ihm etwas Niedriges anmerke, triumphiere ich: er ist nicht besser – obwohl ein feiner Herr und eine Staatsperson. Seinen Geiz und seine Knauserigkeit erkenne ich nicht ohne eine gewisse zuckende Freudigkeit und sage ihm: ein solch ungutes Wesen bist du, so böse, so unmenschlich. Bist nichts anderes wert, als daß du mich zur Geliebten hast; könntest dir ebensogut eine aus dem dreckigsten Sumpf herausgefischt haben! (MUA 328)

Als letztes macht Adler unter den verschiedenen Typen von Freiern den „Keuschheitsfanatiker“ aus, der aus „*Furcht vor der Frau* [Hervorh. v. A. A.]

696 Ebd.: S. 136.

697 Ebd.: S. 136.

schwere, oft unerfüllbare Bedingungen“ stellt, wodurch er „gleichfalls allen wirklichen Schwierigkeiten aus dem Wege geht“.<sup>698</sup> Martha gegenüber gibt Horowsky an, „so altmodisch [zu sein], an die reine Frau als Gattin zu denken“ (MUA 212).

„*Minderwertigkeitsgefühl, mangelndes Selbstbewußtsein*“ sowie ein „*krankhafter Geltungstrieb* [Hervorh. v. A. A.]“<sup>699</sup> die nicht selten in Zusammenhang mit psychischen Krankheiten wie der Psychose und Neurose stehen, äußern sich bei Horowsky in der narzisstischen Kränkung, die er bei Marthas Zurückweisung empfindet – „[...] ich habe dich gesehen – und ich habe dich wollen [sic!], du hast mich abgewiesen.“ (MUA 256) –, sowie seinem egomanischen Verhalten: „Er hat mich nichts gefragt aus meinem Leben [...]. Er betrachtet sich als den großen Herrn, alles, was er zu sagen hat, ist wichtig.“ (MUA 253)

Horowsky befindet sich aufgrund einer nicht näher benannten Krankheit, mit Symptomen sowohl akustischer als auch optischer Halluzinationen, wie sie u. a. infolge großer Erschöpfung, aber auch sozialer Isolation auftreten können, in dem Kurort:

Manchmal knattert es mir, wenn ich stille liege in den Ohren: Tick, tack, tick, dreimal. Dann sehe ich auf einmal ein Funkengestöber vor den Augen und so allerhand. Freilich, am helllichten Tage, wenn ich amtiere, [...] ist alles gut, dafür aber in der Nacht. Jetzt habe ich dir das Geheimnisvollste über mich erzählt. Ja, außer dir wissen es auch meine Schwestern, die Mutter weiß es nicht – und der Arzt – der hat mich auf Erholung geschickt. Ich habe mich nicht erholt. [...] Ein merkwürdiges Gerede, und es endet mit der Bitte, in der Nacht zu ihm zu kommen. [...] Er setzt sein Überreden noch lange fort und meint, dann würde alles besser werden. (MUA 256)

Damit entspricht er der Art von Freiern, die Martha selbst als die „Frommen, Salbungsvollen“ beschreibt, „die sich uns verordnen wie eine schlechte Medizin“ (MUA 70).

Wie gezeigt ist in Horowsky demnach nicht der ersehnte ‚Befreier‘, sondern vielmehr einer der Männer zu sehen, die die Prostitution fordern und fördern. Auch im unwahrscheinlichsten Fall einer wieder aufgenommenen Liaison oder Heirat ist anzunehmen, dass Horowsky zu jenen Gestalten gehört, die sich „Ehegefährtinnen niedriger Kultur oder selbst Dirnen suchen, um so zugleich ihre Furcht vor der Frau zum Schweigen zu bringen und ein zaghaftes Herrschergelüst dauernd zu befriedigen“.<sup>700</sup>

698 Ebd.: S. 137.

699 Ebd.: S. 137.

700 Ebd.: S. 137.

## 5. Poetik des Schreibens vom Rand

Ganz unten, in der Prater-Donaugegend, wo die Ansiedlungen der Armen in kleinen, alten und verfallenen Häuschen oder auch großen Mietskasernen stehen, wohnte eine Maurerfamilie.<sup>701</sup>

Die Brigittenau ist einer der furchtbarsten Armenbezirke Wiens. Die Hauptstraßen mit ihren grell beleuchteten Schaufenstern können nicht darüber täuschen, daß sich in dem großen Netz finsterner, enger, schmutziger Gassen täglich unbeschreibliche Tragödien der Not abspielen, daß der Hunger unter den Kindern wütet und die Tuberkulose seuchenartig verbreitet ist.<sup>702</sup>

Im Ghetto der Leopoldstadt wohnte in einem alten Haus eine jüdische Familie [...].<sup>703</sup>

Es ist die echte Proletariergasse mit Kindern jeden Alters auf dem Pflaster, Weibern vor den Toren, Männerflüchen aus offenen Fenstern.<sup>704</sup>

So oder so ähnlich beginnen zahlreiche Feuilletons von Else Feldmann, in denen, sie die Arbeiter- und Ghettobezirke Wiens ihrer Zeit beschreibt, wo

im Elend der Seiten- und Winkelgassen, [...] in namenloser Pein Tür an Tür arbeitslose Kutscher, Maurer, Ziegelschupfer, Diurnisten, lungenkranke Postbeamte, verhungerte ledige Mütter, galizische Hausierer, blinde und lahme jüdische Bettler wohnen.<sup>705</sup>

Dabei macht sie keinen Unterschied zwischen proletarischem und jüdischem Elend: „Ottakring steht meinem Herzen ebenso nahe wie der X. Bezirk [Favoriten, Anm. v. m.] oder Meidling, die Brigittenau oder die Ghettoviertel der Leopoldstadt.“<sup>706</sup>

Der Beschreibung von Raum kommt dabei eine wichtige Stellung zu. Begrenztheit und Enge dieser Randzonen der Gesellschaft sind immer wiederkehrendes Thema in Feldmanns Werk und, wie Felix Salten in seiner Besprechung von *Löwenzahn* anmerkt, auch unmittelbare Erfahrung der Autorin selbst:

Wien? Ja, Wien? [...] Ein anonymes, eintönig graues, unendlich trübseliges Wien, ein Großstadtgefängnis, darin man lebt, darin man heimisch sein muß, um zu erkennen,

---

701 Else Feldmann: Vor dem Kriege. In: NWJ Nr.: 9195. 08.06.1919. S. 7–8. Hier: S. 8.

702 Dies.: Proletarierkind und Kinderfreundwerk. In: AZ 10.02.1924. S. 9.

703 Dies.: Jahrestag. In: NWJ Nr.: 9252. 06.08.1919. S. 4.

704 Dies.: Bilder vom Jugendgericht. Ein Abend in Ottakring. In: DA Nr.: 183. 27.08.1917 S. 3–4. Hier: S. 3.

705 Dies.: Wiener Kinderelend. In: NWJ Nr.: 9061. 24.01.1919. S. 4–5. Hier: S. 4.

706 Dies.: Das Märchenschloß von Ottakring. In: NWJ Nr.: 9453. 09.02.1920. S. 6.

wie gut hier die Trostlosigkeit der Brigittenau und mancher Teile der Leopoldstadt getroffen sind.<sup>707</sup>

Die im Zusammenhang mit Feldmanns Kindheitsroman bereits angesprochene räumliche Dimension ihres Schreibens prägt auch Feldmanns übriges Werk, in dem die Korrelation zwischen Raum und sozialen Gegebenheiten verdeutlicht wird.<sup>708</sup>

Es gibt in unserer Stadt fürchterliche Winkel von Verkommenheit, Elend und Laster. Man kann in manchen Gegenden Menschen begegnen, Männern und Frauenpersonen, oft noch ganz jungen, denen man es auf den ersten Blick ansieht, daß sie jedes Verbrechen begehen könnten. [...] Sie kennen keine Hemmung, das Böse ist in ihnen wie eine Naturgewalt und sie haben keinen Willen über sich selbst. Geht man bei solchen Menschen den Ursachen ihres Zustandes auf die Spur, so wird man in den meisten Fällen finden, daß sie meist sehr arm sind, daß sie ganz ohne Liebe in der Welt dastehen und – daß ein ungeheurer Selbsterhaltungstrieb in ihnen ist, der sie zwingt, sich zu retten auf ihre Art.<sup>709</sup>

Indem bei der Betrachtung von Dingen und Vorgängen deren räumliche Bedingtheit besonders deutlich hervortritt, besitzen wir an ihr, so Simmel, „die klarste Dokumentierung der realen Kräfte“,<sup>710</sup> was eine Auseinandersetzung mit der Darstellung und Wirkung von Raum in Feldmanns Texten insofern als vielversprechend erscheinen lässt, als die in einen Text eingeschriebenen Räume als mikroskopischer Ausdruck der jeweiligen zeitgenössischen Herrschaftsform gelesen werden können.

## Anfänge der Raumtheorie

Die Frage nach dem Zusammenhang zwischen sozialer Ordnung und Raum, die im Zuge der Ausdifferenzierung der Humanwissenschaften gegen Ende des 19. Jahrhunderts zunehmend an Bedeutung gewinnt, bietet seit dem *spatial turn* in den Kultur- und Sozialwissenschaften der 1980er Jahre auch für die Literaturwissenschaft eine fruchtbare Grundlage der Auseinandersetzung.

707 Felix Salten: Else Feldmann. Löwenzahn. Eine Kindheit. In: NFP Nr.: 20611. 15.01.1922. S. 31.

708 Vgl.: S. 137 vorliegender Arbeit.

709 Else Feldmann: Kulturarbeit II Spitäler und Heilstätten. In: DM Nr.: 48. 09.12.1918. S. 5–6. Hier: S. 5.

710 Georg Simmel: Soziologie des Raumes. In: Rüdiger Kramme; Angela Rammstedt u. a. (Hg.): Georg Simmel. Aufsätze und Abhandlungen 1901–1908. Bd. 1. Frankfurt am Main. Suhrkamp 1995. S. 132–183. Hier: S. 134.

In seinem Gegenentwurf zu der bis dahin herrschenden Annahme eines Kausalzusammenhangs zwischen territorialen Gegebenheiten und den sich darauf formierenden sozialen Strukturen fordert Émile Durkheim 1897, „nicht die Formen des Bodens zu untersuchen, sondern die Formen der Gesellschaften, die sich auf diesem Boden niederlassen“,<sup>711</sup> und erhebt dadurch „Anspruch auf strukturelle Beschreibbarkeit sozialer Formen, nach welcher der Raum nicht bedingend ist, sondern vielmehr dasjenige, was die Strukturen ‚zur Sichtbarkeit bringt‘.“<sup>712</sup> Damit legt er den Grundstein für eine soziale Raumbeschreibung, die sich zunehmend von der Beschreibung geographischer Gegebenheiten zu lösen versucht.

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts geht man in den Sozialwissenschaften über die bloße Entkoppelung von sozialem und geographischem Raum hinaus, indem man „eine soziale Konstruktion von Raum überhaupt durch individuelles Handeln postuliert“.<sup>713</sup> Nur wenige Jahre nach Durkheim legt Georg Simmel 1903 seine Aufsätze zur Raumtheorie vor, in denen er zwar, dem Projekt einer sozialen Morphologie folgend, von häuslichen bis zu staatlichen Formen der Raumorganisation, eine typologische Beschreibung sozialer Raumformen vornimmt, darüber hinaus aber, verglichen mit Durkheim, eine deutlich prononciertere antigeographische Wende vollzieht. Simmel geht es nicht nur um die unterschiedliche Manifestation verschiedener Gesellschaftsformen im Raum, sondern „um die historische Veränderung von Raumwahrnehmung schlechthin“,<sup>714</sup> womit er die Veränderbarkeit räumlicher Wahrnehmungsformen, die Michel Foucault Jahrzehnte später als „historisches Apriori“<sup>715</sup> bezeichnet, vorweg nimmt. Damit leistet er Pionierarbeit für den *spatial turn*, der nach Foucaults Proklamation einer „Epoche des Raumes“<sup>716</sup> einsetzt.

---

711 Émile Durkheim: Note sur la morphologie sociale. In: Jean Duvignaud (Hg.): Journal sociologique. Paris Presses Universitaires de France 1969. S. 181f. Hier: S. 182. Zit. nach: Jörg Dünne; Stephan Günzel (Hg.): Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt am Main. Suhrkamp 2006. S. 289.

712 Jörg Dünne: Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften. O. a.: S. 289.

713 Ebd.: S. 289.

714 Ebd.: S. 291.

715 Michel Foucault: Die Archäologie des Wissens. Frankfurt am Main. Suhrkamp 2003. S. 183–190.

716 Michel Foucault: Andere Räume. In: Karlheinz Barck u. a. (Hg.): Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik. Leipzig. Reclam 1992. S. 34–46. Hier: S. 34.



## Raum als „klarste Dokumentierung realer Kräfte“

„Was ist die Vorstadt? Ein Herd von Seuchen:  
Tuberkulose, Syphilis, Alkohol und wie die furchtbaren  
Steigerungen dieser Krankheiten heißen: Irrsinn, Verbrechen“

*Else Feldmann*

In seinem Aufsatz über die *Soziologie des Raumes* erweitert Simmel die formale Bedingung der Zeit um die des Raumes. Beide, Raum und Zeit, sind zwar *conditio sine qua non* für bestimmte Ereignisse, Simmel warnt aber vor einer Verwechslung der räumlichen Gegebenheiten mit deren Auswirkungen. Zwar bedürfen politische Territorien sowie Beziehungen zwischen Menschen sowohl der Kategorie des Raumes als auch der der Zeit, diese bleiben aber „an sich wirkungslose Form“, indem „Inhalte dieser Formen [...] nur durch andere Inhalte die Besonderheit ihrer Schicksale“<sup>717</sup> erführen.

Nicht der geographische Umfang, sondern „die psychologischen Kräfte, die die Bewohner, eines solchen Gebietes von einem herrschenden Mittelpunkt her politisch zusammenhalten“, bilden ein Reich. Nicht räumliche Nähe und Distanz schufen Nachbarschaft oder Fremdheit, sondern beide seien, so Simmel, „rein durch seelische *Inhalte* [Hervorh. v. G. S.] erzeugte Tatsachen“.<sup>718</sup> In der Notwendigkeit spezifisch seelischer Funktionen zur geschichtlichen Raumgestaltung sieht Simmel den Beweis dafür gegeben, „daß der Raum überhaupt nur eine Tätigkeit der Seele ist, nur die menschliche Art, an sich unverbundene Sinnesaffektationen zu einheitlichen Anschauungen zu verbinden“.<sup>719</sup>

Simmel differenziert fünf Grundqualitäten der Raumform und ihre Auswirkungen auf das Gemeinschaftsleben von Gruppen:

### Die Grenze

Neben dem Charakter der Ausschließlichkeit, die jedem Raumteil eine Art von Einzigartigkeit verleiht, führt Simmel als zweite Qualität des Raumes die Bedeutung der Grenze an, die den jeweiligen Existenzraum einer Gesellschaft einfasst und sie somit als innerlich zusammengehörig charakterisiert, aber auch umgekehrt die funktionelle Beziehung der einzelnen Elemente untereinander zum Ausdruck bringt.

Dem Begriff der Grenze schreibt Simmel in allen Verhältnissen von Menschen untereinander eine äußerst wichtige Stellung zu und zeigt deren seelische Bedingtheit anhand zwischenmenschlicher Beziehungen auf. Indem nämlich

717 Georg Simmel: *Soziologie des Raumes*. O. a.: S. 133.

718 Ebd.: S. 133.

719 Ebd.: S. 133.

Menschen sich im Kontakt miteinander unvermeidlich Grenzen setzen, um die Sphäre ihrer Persönlichkeit zu wahren, wirken seelische Begrenzungsprozesse, die Ausdruck in der Verräumlichung finden.

Daraus folgt, dass „[d]ie Grenze [...] nicht nur eine räumliche Tatsache mit soziologischen Wirkungen [ist], sondern eine soziologische Tatsache, die sich räumlich formt“.<sup>720</sup> Grenze, verstanden als soziologische Funktion, wird zur „lebendigen Energie“, die einerseits aneinanderdrängt und nichts aus einer entstandenen Einheit herauslässt, sich andererseits „wie eine physische Gewalt, die nach beiden Seiten hin Repulsionen ausstrahlt“,<sup>721</sup> zwischen zwei Sphären schiebt.

Feldmann thematisiert sowohl das ein- als auch das ausschließende Moment der Grenze, wobei sie nicht nur dessen physische, sondern auch die psychischen Auswirkungen auf das menschliche Zusammenleben aufzeigt: „[...] nichts ist für mich mehr erschütternd, als die Erkenntnis, daß der Mensch in der Not und im Unglück von seinen Mitmenschen abgeschieden ist, als lebte er nicht dieses Dasein, sondern ein anderes – wie auf einem anderen Stern!“<sup>722</sup> „Daß es so etwas Schlimmes gibt, ein Mensch weiß nichts vom anderen.“ (MUA 109)

Deutlich wird das z. B. in dem Roman *Martha und Antonia*, wo sich die Zugehörigkeit Marthas zur Welt der Prostitution als Grenze zwischen die beiden bis dahin eng verbundenen Schwestern legt: „Sie lebt in einer anderen Welt, nicht mehr in der meinen.“ (MUA 238) Gelingt Antonia der Aufstieg zu einem ‚normalen‘ Leben, von dem Martha „so weit entfernt [ist], wie der Himmel von der Erde“ (MUA 124), kann Martha aus der Sphäre der Prostitution nicht mehr heraus: „Ich könnte weinen darüber, daß mein Leben in einer bestimmten Bahn läuft – ohne daß ich es aufhalten kann – unwiderruflich.“ (MUA 103)

Räumlichen Ausdruck findet die Trennung dieser beiden Welten z. B. in dem ‚Strich‘, der den Bezirk der Prostituierten von den umliegenden abgrenzt – „Ganz oben, am Ende der Gasse, ist ein kurzer Strich, ungefähr drei Häuser entlang und um die Ecke.“ (MUA 33) –, aber auch in dem Umstand, dass für Martha bestimmte Bereiche unzugänglich werden: „Wie gern ich auch wollte, wage ich nicht, Antonia, sei es auch nur von fern, auf ihrem Arbeitsplatz aufzusuchen. Ich wollte ihr keine Schande machen; es konnte mich jemand erkennen.“ (MUA 42) Gleiches gilt umgekehrt auch für Martha: „Man kann ja niemandem sagen, daß du meine Schwester bist!“ (MUA 99)

Das Gefühlen wie Scham oder Ekel inhärente Potential der (Selbst-)Ausgrenzung findet sich bei Feldmann an mehreren Stellen: So zum Beispiel in *Leib der Mutter*, wo es Frau Fehrenheit, die „den Sommersonntag auf der Kellertreppe

720 Ebd.: S. 141.

721 Ebd.: S. 141.

722 Alexander Kluy (Hg.): Else Feldmann. Travestie der Liebe und andere Erzählungen. Wien. edition atelier 2013. S. 89.

vor dem Hof mit dem Eisenlager“ verbringt, davon abhält, mit ihren Kindern auf die schönere Seite der Gasse zu wechseln oder mit ihnen in den Park zu gehen: „Warum gehen sie nicht auf die Gassenseite, wo Sonne ist?“, fragte er die Frau. Nein, sie will nicht gesehen werden an einem Sonntag, sie und ihre Kinder. Sie blieben lieber hier, wo keine Leute waren.“ (LDM 136)

Als sich Marianne, die Protagonistin in dem Kindheitsroman *Löwenzahn*, der Armut ihrer Familie bewusst wird, versucht sie nicht mehr, Freundschaft mit Mädchen ihrer Klasse zu schließen: „Ja, das begriff ich. Ich warb nun nicht mehr um Olga Welt und hatte auch nicht mehr den Mut, eine andere zu fragen, sondern ging fortan allein die Wand entlang.“ (LZ 22)

Eine unmissverständliche und um nichts weniger verletzende Grenze zieht Antonia:

[...] eben wollte ich [Martha, Anm. v. m.] für Gustav ein Butterbrot streichen [...], als mir Antonia den Teller fortzog, ich solle das lassen, und sich mit einem Gesicht von mir abwandte, wie wenn man Ekel spürt. ‚Nein, faß du nur nichts Eßbares mit den Händen an.‘ Ich verstand sie nicht, fragte warum. Da steifte mich ihr Blick, ohne daß sie sprach, ich verstand diese Antwort ... (MUA 37)

Unsichtbare ‚Grenzen im Kopf‘ wirken bei den Bewohnern von Lichtental, denen die Integration nicht gelingt. Feldmann beschreibt sie in einem ihrer Feuilletons als „Dorfbewohner [...] in der Großstadt“, denen „etwas Panikhaf-tes“ anhaftet: „Es ist, als käme ein Wirbelwind von außen her zu ihren kleinen, versteckten Häuschen und brächte alles, was ihnen die Großstadt zu bieten hat: Krankheit, Not, Tod und Verderben.“<sup>723</sup> Ein Phänomen, das Marderthaler/-Musner bei ihrem Versuch, die Stadt als Text des Sozialen zu lesen, rückblickend ebenfalls feststellen.

Dadurch, dass sich die marginalisierten Massen der Vorstädte sozial nicht nur aus ‚immer schon dagewesenen‘ urbanen Unterschichten zusammensetzten, sondern auch eine große Zahl jüngst zugewanderter Migranten umfassten, deren Sehnsüchte nach einem besseren Leben in der Großstadt an den neuen Realitäten von Arbeit, Konsum und Reproduktion zu zerbrechen drohten, suchten sie „mit dem ‚Dorf im Kopf‘ [...] einen konkreten Ort, gleichsam eine neue Heimat in einer von Technik, Wissenschaft und planerischer Vernunft [...] geprägten städtischen Topographie. [...] An den Rand der Peripherie gedrängt“, sollten sie sich aber „keine neue Heimat schaffen, sondern vielmehr sich in subjektiver Verelendung und individueller wie kollektiver Verfremdung wiederfinden“<sup>724</sup> wie sie Feldmann beschreibt.

723 Else Feldmann: Die Heimat des kleinen Kohlendiebes. In: Der neue Abend. Nr.: 1. 10.06.1918. S. 3–4. Hier: S. 3.

724 Wolfgang Marderthaler; Lutz Musner: Die Anarchie der Vorstadt. Das andere Wien um 1900. Frankfurt am Main, New York. Campus Verlag 2000<sup>2</sup>. S. 15.

Feldmann thematisiert nicht nur Auswirkungen faktischer bzw. psychischer Grenzen, sondern auch die *fehlender* Grenzziehung: So bekommt sie bei einem Besuch im Fasanengarten, wo kleine Kinder nach dem Krieg Liegekur halten, auf ihren Vorschlag, sie doch ausziehen, um mehr Luft und Sonne an die Haut zu lassen, eine abschlägige Antwort der Betreuerin:

[...] so klein sie sind, sie sind durchaus nicht mehr unschuldig; sie wohnen in Wohnungen, in engen Stuben, oft zusammen mit noch acht Bettgehern, Frauen und Männern; sie sehen und hören manches; nein, diese Kinder sind nicht unschuldig und man muß sich hüten, sie vor einander zu entblößen.<sup>725</sup>

Die Enge der Wohnverhältnisse macht eine Trennung zwischen der Welt der Erwachsenen und der der Kinder unmöglich, sodass sie schon früh mit existentiellen Erfahrungen wie Sexualität, Geburt, Krankheit und Sterben konfrontiert werden:

Da unser Zimmer so klein war, erfuhren wir das meiste, übrigens ist ein neunjähriges Kind wie Gott, es sieht alles. (MUA 20)

Mutter saß auf dem Sofa und stöhnte und stieß kleine Schreie aus. Ihr Gesicht war hellrot. (LZ<sup>2</sup> 76)

Ich sah den grausamsten aller Tode, noch ehe ich neun Jahre alt war. (MUA 23)

Räumliche Tatsachen wirken sich auch auf andere Lebensbereiche aus. Immer wieder finden sich Beschreibungen von fehlender Trennung zwischen den beiden wesentlichen Lebensbereichen Arbeit und Wohnen:

In der Küche war noch einiges Geschirr – Kinderspielzeug kugelte am Boden – und ein Küchenkasten. Dort stand auch jetzt der Arbeitstisch der Frau. Sie war Heimarbeiterin – sie macht rituelle Perücken und falsche Zöpfe aus fremdem Haar und verdient, wenn sie fleißig war, 60 bis 80 Kronen die Woche – keine leichte Arbeit [...].<sup>726</sup>

Davon betroffen sind vor allem Frauen, die ihr Geld mit Heimarbeit verdienen und gezwungen sind, neben Haushalt und Familie die Vorgaben ihrer Arbeitgeber zu erfüllen. Martha erzählt von ihrer Mutter, die, nachdem sie die tägliche Hausarbeit verrichtet hat, bis tief in die Nacht an der Strickmaschine arbeitet: „Wenn ich aber in einem der Betten lag, zusammen mit zwei Schwestern, hörte ich die Mutter stöhnen – trotz des furchtbaren Lärms der Maschine in unserem

725 Else Feldmann: Der Fasanengarten. In: NWJ. Nr.: 9306. 30.09.1919. S. 6.

726 Else Feldmann: Blick in fremde Türen. In: NWJ Nr.: 9419. 25.01.1920. S. 6.

kleinen Zimmer, denn trotz ihrer Schmerzen hörte sie nicht zu arbeiten auf.“ (MUA 20)

Aber auch für Frauen ohne Familie stellen die beengenden Arbeits- und Wohnverhältnisse eine Beeinträchtigung dar:

Was hatte er bei ihr? Ihr Zimmer, das nie ordentlich sein konnte; immer flogen Fellhaare umher. Und alles war voller Pelzstreifen, und der Staub, der auf den Möbeln lag, man mochte ihn noch so oft wegfeigen. Sie mußte immer erst lange seinen schwarzen Anzug bürsten, ehe er ging ...<sup>727</sup>

Der Grenze schreibt Simmel in der Mehrzahl der Verhältnisse – sowohl zwischen Individuen als auch zwischen Gruppen – große Bedeutung zu: „Überall, wo die Interessen zweier Elemente demselben Objekt gelten, hängt die Möglichkeit ihrer Koexistenz daran, daß eine Grenzlinie innerhalb des Objekts die Sphären scheidet.“<sup>728</sup>

### **Psychologische Grenzüberschreitung**

Um die Anschaulichkeit, die soziale Prozesse durch ihre Verräumlichung erhalten, zu verdeutlichen, rekurriert Simmel auf das engere menschliche Zusammenleben, das, um zu funktionieren, einer unausgesetzten psychologischen Grenzüberschreitung bedarf: Um uns das Bild eines einheitlichen Menschen zu konstruieren, sind wir darauf angewiesen, das, was unser Gegenüber von sich selbst preisgibt, durch „psychologische Hypothesen“, durch „Schlüsse, Deutungen und Interpolationen“ zu ergänzen und zu erweitern, da wir ansonsten nur „zusammenhanglose[n] Bruchstücke[n] einer Seele“<sup>729</sup> gegenüberstünden, die wir nicht verstehen, mit denen wir nicht umgehen könnten.

Diesem sozial notwendigen „Recht auf das Eindringen in den anderen“ stellt Simmel das „Recht auf Diskretion“<sup>730</sup> gegenüber, eine Grenze, die das Privateigentum des seelischen Seins einer Person schützt, die unendlich verschieden gezogen werden kann und damit in enger Wechselwirkung mit der gesamten Struktur des gesellschaftlichen Lebens steht.

Wie schmal der Grat zwischen sich fortwährend verschiebender, notwendiger Grenzüberschreitung einerseits und Verletzung der Privatsphäre eines Menschen andererseits ist, beschreibt Feldmann anhand der Beziehung zwischen Laich und seiner Familie, die, nachdem seine Mutter Ungeziefer in seiner Wäsche gefunden hat, glaubt, sich ein Urteil über ihn anmaßen zu können:

727 Dies.: Hände. In: Alexander Kluy (Hg.): Else Feldmann. Travestie der Liebe und andere Erzählungen. O. a.: S. 80.

728 Georg Simmel: Soziologie des Raumes. O. a.: S. 142.

729 Ebd.: S. 142.

730 Ebd.: S. 142.

Laich sank der Boden unter den Füßen; wer waren diese Menschen, die alles von ihm wußten, ohne daß er sprach; seine hellseherische Mutter, die seine Wäsche nach Spuren seines Lebenswandels durchsuchte. Mußte ihr gerade ein angekrochenes Tier unter die Augen und sie den schmutzigen Abgrund und die Fäulnis seines Lebens erkennen lassen? (LDM 188)

Eine ähnliche Grenzverletzung passiert auch zwischen Martha und ihrem jüngeren Bruder Gustav, der ihr Buch, mit dem sie bei der Behörde als Prostituierte registriert ist, findet und sie daraufhin seine ganze Verachtung spüren lässt; „er hat sich ein frisches Handtuch genommen, da lag es im Wäschekasten unter der Wäsche“, vermutet Antonia. Die Ungleichverteilung des Rechts auf Diskretion sowie die Wahrung persönlicher Grenzen kommt in dem darauffolgenden Wortwechsel der beiden Schwestern deutlich zum Ausdruck:

„Nein, so frei lag es nicht: dann hat er gestöbert. Erstens befand es sich in einem zugeklebten Kuvert, das Kuvert lag in einer Holzschachtel; wenn es mir recht ist, war die Schachtel verschlossen.“

„Wie verschlossen? Mit einem Schlüssel?“

„Das nicht. Sie klappte zu.“

„Na, Buben sind neugierig, wenn sie zwei Schwestern haben. Buben in seinem Alter.“

„Pfui, daß du zu ihm hältst. In seinem Alter kann sich schon ein bißchen Charakter zeigen: meinst du nicht?“

Ungläubiges Schauen Antonias, daß ich, mit einem Gesundheitsbuch ausgerüstet, das Wort Charakter in den Mund nehme. (MUA 69ff.)

Auch für das Stubenmädchen gilt das Recht auf Privateigentum des seelischen Seins nicht. Die Hausherrin selbst präsentiert sich ihr zwar ungeniert in allen Lebenslagen „Sie war schamlos genug, alles vor dem Mädchen zu tun.“ –, eckelt sich ihrerseits aber vor der Bediensteten – „Sie, mit ihren Händen, mit denen sie alles mögliche anfassen ... bleiben sie mir vom Leib.“<sup>731</sup> –,

Anhand solch unausgesetzt fließender, nicht festzumachender Abgrenzungen zeigt sich, so Simmel, deutlich die „unvergleichliche Festigkeit und Anschaulichkeit [...], die die sozialen Begrenzungsprozesse durch ihre Verräumlichung erhalten.“<sup>732</sup> Simmel sieht in jeder Grenze ein „seelisches, näher ein soziologisches Geschehen“, das durch seine Verräumlichung aber eine „Klarheit und Sicherheit – freilich oft auch eine Erstarrung“<sup>733</sup> gewinne, die eine nicht räumlich abgebildete Grenze entbehrt.

731 Else Feldmann: Josefine. In: Alexander Kluy (Hg.): Else Feldmann. Travestie der Liebe und andere Erzählungen. O. a.: S. 41.

732 Georg Simmel: Soziologie des Raumes. O. a.: S. 142.

733 Ebd.: S. 143.

Eindrückliche Abbildung eines sozialen Begrenzungsprozesses findet sich in der Szene, als Martha die beiden Töchter der Ärztin von ihrer Turnstunde abholt, wobei Martha zwar gut genug ist, ihre Taschen zu tragen, die Mädchen aber großen Abstand zu ihr halten: „Auf der Straße marschieren sie wie Grenadiere, ich trage den Beutel mit den Turnschuhen, den Trikots – sie lassen mich weit zurück, ich rufe, [...] sie hören mich nicht. Da erkenne ich, daß sie es absichtlich tun, sie wollen mich nicht.“ (MUA 125) Auch Alexander, der Bruder Mariannes und Johannas in *Löwenzahn*, distanziert sich von seinen Schwestern: „Wenn ich mit Johanna zur Schule ging, ging er weit weg von uns. Und es wäre doch so lieb von ihm gewesen, wenn er Johanna zur Seite gestanden wäre, um sie im Schulhof zu beschützen.“ (LZ<sup>2</sup> 96)

### Enge und Weite

Neben den Wechselwirkungen, die sich dies- und jenseits von Grenzen entfalten, verweist Simmel auch auf die Grenze in ihrer Funktion als Rahmen. Wesentlich dabei sei die Enge bzw. die Weite des Rahmens, wobei auch die Form, in die der Rahmen eine Gruppe bringt, von Bedeutung für die innerhalb der Gruppe wirkenden Energien ist. Dabei korrelieren Enge und Weite des Rahmens keineswegs mit Kleinheit oder Größe der Gruppe. Findet diese nämlich innerhalb des Rahmens entsprechenden Spielraum, sich zu entfalten, ohne dabei an Grenzen zu stoßen, so ist der Rahmen weit, auch wenn die Gruppe relativ groß ist. Umgekehrt kann der Rahmen auch bei geringster Menschenzahl eng sein, wenn er als Einschnürung wirkt, aufgrund derer gewisse Energien sich nach innen nicht entfalten können und daher fortwährend über den Rahmen hinauszugreifen versuchen.

In seiner Liebeskrankheit schreit Laich nach Josefine: „Er schrie nach ihr, er wanderte nachts in den Straßen umher, er übernachtete im Freien, sein Zimmer war ihm zu eng. Er träumte auf den Bänken von der großen Liebe.“ (LDM 101) Enge Rahmenbedingungen, die Anlass zu Ausbruchsversuchen geben, manifestieren sich bei Feldmann z. B. im monotonen Dasein der beiden Stenotypistinnen, die sich in ein Büro nach Stockholm versetzen lassen, kommen aber auch in dem Feuilleton über ein Mädchen, das zu seinem Onkel nach Amerika ausgewandert ist, sowie in der Beschreibung des Ghettos in dem Theaterstück zum Ausdruck.

Bezeichnend für das dem literarischen Werk Feldmanns eingeschriebene Gefühl der Vergeblichkeit ist dabei, dass nahezu alle dieser Ausbruchsversuche fehlschlagen, da sich die Protagonisten auch in der Fremde in fast den gleichen Verhältnissen wie denen, die sie verlassen haben, wiederfinden:

Es schien ihnen schön und wunderbar, die Welt zu sehen. [...] Bald kamen sie darauf, daß sie von der Welt nicht viel zu sehen kriegten. Ihre beiden Schreibmaschinen standen

in einem Verschlag, der nicht größer als zwei Quadratmeter war und keine Fenster hatte. Den größten Teil des Tages verbrachten sie in diesem Raum und abends waren sie müde, daß sie nur noch den Wunsch hatten, sich irgendwo hinzulegen und zu schlafen.<sup>734</sup>

[...] ich sollte nach Amerika fahren, [...] ich hatte mich immer danach gesehnt, zu reisen, die Welt zu sehen, doch war bei unserer Armut nicht daran zu denken. Und nun sollte ich nach Amerika! Ich dachte an ein neues Leben, an große Pläne, ehrgeizige Gedanken gingen mir durch den Kopf, Amerika! [...] ich suchte gierig das neue Leben. [...] Dann aber war auf einmal wieder alle Erniedrigung da. Ich sah nichts in einem kleinen Stübchen, ähnlich meinem Zuhause; der Schrank, das Bett, alles hatte die Armseligkeit wie daheim, sogar die Nähmaschine, die darin stand, war die gleiche.<sup>735</sup>

Das Ghetto (bzw. die soziale Grenzziehung) ist den Figuren fest eingeschrieben, sie tragen es gleichsam mit sich und können es auch im fremden Land nicht abschütteln. Nach seiner Rückkehr aus Amerika muss das Ehepaar Brown feststellen: „Es ist nur alles so groß, so großartig! Aber das Elend ist dasselbe!“<sup>736</sup> Die gleiche Erfahrung macht auch Hanna, die Tochter des Uhrmachers Fleck:

„Mutter, was habe ich alles gesehen! Was für eine Welt – so ganz anders als wir hier – wie wenn’s nicht dasselbe Dasein wäre! Und jetzt bin ich wieder da! Wie kommt mir das alles vor! Diese Stube – Mutter, Du mit Deinem Sorgengesicht. Wie ist die Welt anders, von der ich komme – und wie ist sie doch wieder ähnlich deinem Sorgengesicht.“<sup>737</sup>

Ein Funke der Hoffnung besteht für eine von Marthas Kolleginnen, „eine aus der Gasse“, die „von ihrem Bruder nach Amerika gerufen worden [ist], sie hat sofort die Reise angetreten und beginnt jetzt drüben ein ganz neues Leben“. Ob ihr dort die erhoffte Integration gelingt, bleibt allerdings ungewiss: „So etwas wäre möglich – denn wer kennt sie dort? Schrecklich ist es ja nur im selben Lande, immer auf der Hut zu sein, daß jemand auftaucht, der alles von einem weiß ...“ (MUA 89)<sup>738</sup>

734 Else Feldmann: Abenteuer. In: Alexander Kluy (Hg.): Else Feldmann. Travestie der Liebe und andere Erzählungen. O. a.: S. 32–39. Hier: S. 33.

735 Dies.: Briefe nach Amerika. In: NWJ Nr.: 9525. 13.05.1920. S. 4.

736 Dies.: Der Schrei, den niemand hört! Trauerspiel aus dem Ghetto. In: Adolf Opel; Marino Valdéz (Hg.): Else Feldmann. Arbeiten für das Theater. Gedenkbuch zum 65. Todestag von Else Feldmann. Berlin. LiDi 2007. S. 27–160. Hier: S. 133.

737 Ebd.: S. 95.

738 Auffallend ist in diesem Zusammenhang eine Amerika-kritische Haltung, wie sie auch in dem Roman *Leib der Mutter* oder dem Theaterstück *Der Schrei, den niemand hört!* – vgl.: S. 58 vorliegender Arbeit – anklingt.



## Masse – Dunkelheit

Die Faktizität des räumlichen Rahmens einer Gruppe kann, mit entsprechenden Modifikationen, auch auf anderweitige Konstellationen von Menschen übertragen werden. Simmel führt den Charakter einer versammelten Masse, deren Suggestivwirkung sich in dem Maße ihrer Zusammengedrängtheit steigert, sowie das Dunkel, das einerseits die Phantasie ins Grotesk-Unbestimmte steigern, andererseits aber auch Angst und Unsicherheit unbeschränkten Raum geben kann, an.

Beides, sowohl die Suggestivwirkung der versammelten Menge als auch das Phänomen der Dunkelheit, nutzt Feldmann zur Verdeutlichung verdeckter Gefühlslagen.

In *Leib der Mutter* beschreibt sie eindrücklich die sich mit dem Anwachsen der Zuschauermenge aufschaukelnde Gewalt bei einem Lynchprozess:

[...] man sah einen Menschenhaufen, der in der Minute zu tausenden Köpfen anschwellte; ein Neger wurde auf offenem Platze aufgeknüpft. Der Neger schrie und wehrte sich und Hunderttausend klatschten Beifall, und gingen nicht eher weg, als bis eine schwarze Zunge vom schwarzen Gesicht herabhing. (LDM 232)

Die suggestive Kraft der tumultartigen Szenen, die sich vor dem Fabriktor ereignen, als Frau Miczek ihren untreuen Mann vor versammelter Menge zur Rede stellt, wird im Roman auf mehreren Seiten beschrieben: „Sie waren auf der Straße, und Passanten schlossen sich an. Das Geschrei wurde immer wütender. Eine Verbitterung herrschte auf dem Platze, als ob ihnen allen Unrecht geschehen wäre.“ (LDM 121f.)

In einem ihrer Feuilletons nach dem Ersten Weltkrieg schildert Feldmann auch den „schon fast russischen Charakter“ einer Versammlung der Kommunistischen Partei. Eindrücklich warnt sie hier vor der Macht der Verzweiflung, die von diesen Menschen ausgehe: „[...] es sind Massen des Volkes da, wie man sie nie gesehen hatte; von denen man nicht weiß, woher sie kommen, was sie gesehen und erlebt haben.“<sup>739</sup>

Nicht nur Hass, Wut oder dem Ruf nach Rache, auch der Mitleidlosigkeit bietet die Menge Raum, sich ungehindert zu entfalten: Wie eine Theatervorstellung wirkt der Selbstmord eines Studenten, der sich aus dem Fenster gestürzt hat auf das Publikum in der Gasse: „Mit einemmal wurde es bunt von Menschen rings um den Wagen herum und jeder fragte neugierig: Was ist's, was ist's? [...] Die Ansammlung wird größer und größer. Es ist ein ganzer Erlustigungsort geworden.“<sup>740</sup>

739 Else Feldmann: Die Kommunistische Partei. In: NWJ Nr.: 9077. 09.02.1919. S. 7–8. Hier: S. 7.

740 Dies.: Das Ereignis. In: AZ Nr.: 138. 21.05.1922. S. 7.

Beide Raumcharakteristika, das der versammelten Masse sowie das Moment der Dunkelheit, treffen in der Beschreibung einer nächtlichen Versammlung heruntergekommener Jugendlicher am Praterstern zusammen:

Etwas abseits [...] ist eine große Gesellschaft versammelt, die sich laut wie Bezechte unterhält. Man weiß nicht sofort, um was es sich handelt – Burschen und Mädchen halten den ganzen Platz besetzt, machen einen ungeheuren Lärm und wenn man näher zuhört, wird einem angst und bang vor ihrem Reden und Treiben.<sup>741</sup>

Die oben angesprochene, sowohl positive wie negative Wirkung der Dunkelheit, erlaubt Feldmann, Hoffnungen und Sehnsüchte sowie Ängste der Menschen gleichermaßen deutlich vor das Auge des Lesers zu führen:

Als es dunkel war, stand ich und sah die Sterne an. Ich sah die Milchstraße und den großen Wagen. Wenn meine Eltern reich wären, möchte ich Astronomie studieren. Man müßte selbst den Frieden finden in der Welt des ewigen Friedens und der Einsamkeit dort oben. (LZ<sup>2</sup> 175)

Im Rückblick auf die eigene Kindheit schreibt Feldmann: „Wie schön ist es, zu Hause im Bett. Kein Licht. Tiefe Dunkelheit. Alleinsein! Wie schön! Den Kopf unter die Decke, sich verkriechen.“<sup>742</sup>

In *Leib der Mutter* erscheint die Nacht als allen Bedrängnissen des Tages entrückter ‚Ort‘: „Er liebte das Seltsame und Traumhafte der nächtlichen Wege.“ (LDM 21)

Die Nacht brach an. Eine Sternen- und Mondnacht voll zarter, unirdischer Schönheit. Über den Sternen lag es wie ein Flor von fernen Strahlen, die Luft war unbewegt und hatte einen ganz leisen, kühlen Hauch. Es war eine Nacht für Liebende. Es war, um wunschlos in geöffnete Arme zu versinken. Es war eine Nacht, in der jedes Herz ein zweites Herz suchte und in der die Seelen der Einsamen schrien vor Schmerz. (LDM 133)

Aber auch das Angst steigernde Moment der Dunkelheit zieht sich bei Feldmann als immer wiederkehrendes Motiv sowohl durch ihre Romane als auch Erzählungen und Feuilletons:

Es war tief in der Nacht. Er [Laich, Anm. v. m.] hatte Licht gemacht und dann wieder dunkel. Er fing an, nachzudenken; ihm war elend zumute. In schlaflosen Nächten kommen Gedanken der Zerknirschung. In schlafloser Nacht schreit man sich erbarmungslos ins Gesicht, wer man ist. Man fühlt alle seine Krankheiten, wie sie in Fleisch und Bein sitzen, und man fühlt sein Leiden schärfer; man nimmt sein Altern wahr – alles Seelendunkel tritt einem vor die Augen. (LDM 196ff.)

741 Dies.: Entartung. In: NWJ Nr.: 9153. 27.04.1919. S. 8–9. Hier: S. 9.

742 Dies.: Mit vierzehn Jahren. In: AZ Nr.: 95. 06.04.1927. S. 21.

Wenn ich [Martha, Anm. v. m.] nachts die Gassen abgeschritten und in das Dunkel hineingehorcht hatte, hatte ich mehr als einmal daran gedacht, daß ich unrettbar zu den Verdammten gehöre. An alle die Frauen dachte ich, die um diese Stunde in ihrem Heim lagen – sei es nur in einer Kammer, ich beneidete alle, die nicht mein Los hatten. (MUA 126)

Oft schrie Johanna mitten in der Nacht, angstvoll und gräßlich, wie man um Hilfe schreit. Wir wachten davon auf, schliefen aber gleich wieder ein; die Schreie verhallten im Dunkel. (LZ<sup>2</sup> 37)

Auch die Küche, in der der arbeitslose Jugendliche schläft, ist dunkel: „Er ist erst sechzehn Jahre alt; aber wenn er so im Dunkeln liegt und der Kummer ihm durch das Herz zieht und sein Kopf all die traurigen Gedanken faßt, all die Erlebnisse auf der Arbeitssuche, dann ist es ihm, als wäre er uralte.“<sup>743</sup>

Dritte Auswirkung des Raumes auf seine soziale Gestaltung ist die Fixierung, welche er seinen Inhalten ermöglicht, und die ihre Struktur – je nachdem, ob eine Gruppe, Teile einer Gruppe oder wesentliche Gegenstände ihres Interesses örtlich fixiert oder nicht lokalisierbar sind – erheblich beeinflusst.

### Drehpunkt

Eine spezielle soziologische Bedeutung schreibt Simmel dem „Drehpunkt“, der räumlichen Festlegung eines Interessengegenstandes, zu, um den sich bestimmte Beziehungsformen gruppieren. Von soziologischer Relevanz ist ein solcher Drehpunkt überall dort, „wo die Berührung oder Vereinigung sonst voneinander unabhängiger Elemente nur an einem bestimmten Platze geschehen kann.“<sup>744</sup> Als Beispiel solcher Drehpunkte nennt Simmel Kirchen, die als räumliche Fixierung zum Drehpunkt für die Beziehung und den Zusammenhalt ihrer Gläubigen werden, Städte als Drehpunkte des Verkehrs für deren engere und weitere Umgebung sowie, als eine spezifische soziologische Form: das Rendezvous.

Ein solcher Drehpunkt ist bei Feldmann das Kaffeehaus, ein Ort in der Großstadt, wo unterschiedliche Gruppen von Menschen aufeinandertreffen:

Das waren die großen, weltstädtischen Zusammenkunftsorte, die Cafés, und jede Figur, die an den Marmortischen saß, war der Vertreter eines besonderen Schicksals. [...] – Menschen ohne Freude, ohne Heim, ohne Liebe; kleine großmannssüchtige Kommiss, Buchhalter, Geschäftsreisende, die außerhalb ihres Lohn- und Sklavendaseins freizügig genießen wollten; alle die Hochstapler, Jugend, die sich für wer weiß was ausgab – und die unglücklichen Mädchen, deren Jugend in wenigen Jahren verging [...]. (LDM 223)

743 Dies.: Schlaflose Nacht eines Arbeitslosen. In: NWJ Nr.: 9039. 01.01.1919. S. 8–9. Hier: S. 9.

744 Georg Simmel: Soziologie des Raumes. O. a.: S. 148.

Das Kaffeehaus ist in mehrfacher Beziehung wirksam. Es ist nicht nur Ort für Kultur, Gesellschaft und Politik: „[...] jetzt begann der Herbst, die Theaterzeit begann, reges Kaffeehausleben, neue Moden, Neuigkeiten, politische Vorgänge, der Wirtschaftskampf, das öffentliche Leben.“ (LDM 192) Es ist auch Arbeitsplatz der Literaten (vgl. LDM 214) und Zufluchtsort für Einsame: „Endlich im sicheren Hafen: Kaffeehaus. Wie angenehm, wenn man einen schon kennt, weiß, was man bestellt, welche Zeitung – man hat nichts zu reden; wie eine gute Häuslichkeit ist das, so traut.“<sup>745</sup> „Im Café wurde es still und intim wie in einer Wohnung“<sup>746</sup> Und schließlich ist es ein Ort des Verderbens: „Er trat in das Café und es war ihm, als träte er in die Welt der unheimlichen Schatten ein.“ (LDM 162)

Ist das Kaffeehaus am Tag noch Treffpunkt für das „bessere Publikum“ (LDM 167), so wird es am Abend zur Drehscheibe der Prostitution:

Sie kamen von den dunklen Gassen mit den finsternen Höfen, aus ihren engen, schmutzigen Stuben und verseuchten Betten in das Licht und in die Helle, in die Lebhaftigkeit, den Gesang und den Trubel des Cafés. (LDM 163)

Hierher kamen Frauen, die sich nicht auf der Straße anbieten wollten. [...] Das Konzertcafé war der richtige neutrale Treffpunkt. Die Musik machte Stimmung; es wurde eine Verdi Oper nach der anderen gespielt. Hier standen Schicksale auf den Gesichtern; die Paare saßen zusammen und taten wie zu Hause. Dann waren Tische, wo einzelne saßen. [...] Es fanden sich auch ganze Gesellschaften ein, Familien aus der Provinz mit Kind und Kegel, zu dumm, um gleich zu merken, wo sie sich befanden. Und viele Mädchen aus den Geschäften, [...] die noch etwas vom Leben haben wollten, solange sie jung und hübsch waren. (LDM 219ff.)

Dem Kaffeehaus wohnt aber nicht nur als Umschlagplatz der käuflichen Liebe, sondern auch als Treffpunkt der jungen Intellektuellen destruktive Kraft inne:

Auch das Kaffeehaus hat seinen Dämon. Es verbraucht Energie, Nerven und Jugendkraft. Die jungen Menschen, die immer im Kaffeehaus sitzen, gehen wie im Kreise, wie ein unheimliches *perpetuum mobile* wandern sie, ohne je zu einem Ziel zu kommen. Die große und verbreitete Kaffeehauskrankheit der Großstädter ist die Neurasthenie. Die armen Kranken reden immer einer gescheiter als der andere, aber sie haben nicht die Kraft der Tat.<sup>747</sup>

In einem Artikel im *Morgen* unmittelbar nach Kriegsende schreibt Feldmann über das Kaffeehausleben: „Das Leben in den Kaffeehäusern größer, belebter

745 Else Feldmann: Monolog des Jungesellen. In: Der Tag Nr.: 1797. 04.12.1927. S. 20.

746 Dies.: Travestie der Liebe. In: Alexander Kluy (Hg.): Else Feldmann. Travestie der Liebe und andere Erzählungen. O. a.: S. 7–15. Hier: S. 9.

747 Dies.: Ohne Heim. In: NWJ Nr.: 9385. 21.12.1919. S. 7.

Straßen gibt uns wie mit der Blendlaterne ein Abbild der Zustände, in die wir geraten sind.<sup>48</sup>

Austausch für Menschen unterschiedlichster Herkunft und Absicht ist auch der Kurort in dem Martha und Antonia absteigen:

Gerade über große Kurorte verstreut sich manchmal ein Gelichter – schau dir nur manche Gesichter an. Erst gestern haben sie im Casino die Bank gesprengt [...]. Übrigens soll es ein Ausländer sein, der mit falschen Jetons arbeitete und die Bank sprengte. Eben ein Beweis, was alles in einem Kurort zusammenkommt. (MUA 268)

Das Rendezvous, von Simmel als spezifische soziologische Form eines Drehpunktes angeführt, bezeichnet nicht nur das Zusammentreffen selbst, sondern auch den Ort, an dem es stattfindet, was es in das Spannungsverhältnis von Pünktlichkeit und Flüchtigkeit einerseits und räumlich-zeitlicher Fixierung andererseits stellt. Durch den Zug des Einmaligen hebt sich das Rendezvous (Simmel spricht hier nicht nur von dem erotischen oder illegitimen) aus dem alltäglichen Dasein heraus, weil es sich inselhaft von dem kontinuierlichen Ablauf des Lebens herauslöst und dadurch sowohl im Moment der Zeit als auch des Ortes einen besonderen Halt für das Bewusstsein darstellt. Sinnlich anschaulicher als die Zeit entfaltet der Ort allerdings eine größere assoziative Kraft, wodurch er für die Beteiligten Drehpunkt bleibt, um den sich das gemeinsame Erinnern entspinnt.

Nach einem Zerwürfnis zwischen Martha und Wladimir sucht sie den Ort ihrer ersten Begegnung auf: „Auf einer Bank, der gewissen Bank, ganz nahe am Forellenteich, setze ich mich nieder und fahre fort, über ihn nachzudenken. Ich kann mich nicht losreißen. Alles andere, das früher war, ist nicht mehr.“ (MUA 276) Das Warten ist aber vergeblich: „Er kommt nicht zur Bank.“ (MUA 277)

Einen besonderen Ort wählt Feldmann für die Beschreibung der ersten körperlichen Begegnung der beiden: Fernab der Zivilisation, in einer mittelalterlichen Kemenate auf einer verlassenen Burg, kommt es zu dem einerseits herbeigesehnten, andererseits gefürchteten Zusammentreffen, das sich zunächst als Erfüllung – „Der Mann ,mit dem ich in nahester Berührung liege, ist ein Stück Vertrauen und ein unendlich großes Stück Glück für mein Herz. [...] Ich erlebe das Wunder. Ich habe alles vergessen, bin zum erstenmal eine Frau, die beim Geliebten liegt.“ (MUA 308f.) –, dann aber als eine Art Vergewaltigung gestaltet. Das Zimmer, in das sie der Kastellan geführt hat, ist nämlich versperrt und als er auf das vereinbarte Glockenzeichen hin nicht gleich erscheint, um aufzusperren, fühlt Martha sich in der Falle:

---

748 Dies.: Else Feldmann: Kaffeehausleben. In: DM Nr.: 51. 23.12.1918. S. 5.

Ich aber will plötzlich seine Zärtlichkeit nicht, ich will fort von hier. Was hat er sich mit dem alten Kerl zusammengetan und ein Geheimnis mit ihm gehabt? Um mich da herinzulocken und mir angst zu machen. Wäre es Liebe, würde er mich nicht da hergeführt haben. Er ist ein Gelegenheitsmacher. Warum sagt er nichts, um mich zu beruhigen, lächelt nur hinter seinem Schnurrbart wie ein Satan? (MUA 309f)

Das alte Schloss fungiert hier als Kulisse, die die gefühlsmäßige Ambivalenz dieses Zusammentreffens räumlich verstärkt. Als locus amoenus und gleichzeitiger locus horribilis weckt es sowohl die Assoziation des märchenhaften Schlosses als auch die des bedrohlichen Verlieses bzw. Kerkers.

Eine ähnlich symbolträchtig aufgeladene Raumgestaltung wählt Feldmann für das zweite Aufeinandertreffen der beiden auf der anschließenden gemeinsamen Heimreise. In einem Hotel steigen sie in zwei Zimmern ab, die miteinander durch eine Tür verbunden sind. Diesmal ist es Martha, die die Verbindungstüre versperrt und auf Wladimirs Bitten nicht reagiert, da sie bereits ahnt, was kommen wird: „Ich fühle voraus, daß diese Nacht schrecklich werden wird [...]“ (MUA 337) „Und dann kam er. Er kam, und es wurde ein Kampf. Nun waren wir nicht mehr wie Liebende zueinander.“ (MUA 338) Dieses Mal verkehrt sich das Machtgefälle und Martha rächt sich an Wladimir:

Er war recht kläglich, weil er unter anderem um Mitleid bat. Ich war grausam und böseartig wie ein wildes Tier. Eigentlich wütete ich gegen mich selber. Er ging hinein, ich sperrete meine Tür ab. An Schlaf war nicht zu denken. Ich hörte ihn drin stöhnen, was er trieb, er schluchzte oder weinte, es hörte sich so an, und dann war es still. (MUA 338)

Das Rendezvous als ‚Ort‘ der Erinnerung an ein besonderes Ereignis findet sich auch in *Löwenzahn*. Weil sie das Gesehene noch nicht einordnen kann, bleibt Marianne bei dem ungeplanten Rendezvous zwischen ihrer Mutter und deren langjährigem Verehrer Wahlmann besonders das Ambiente des Treffpunktes in Erinnerung:

Im Café war es warm und licht. Ich saß beim Ofen und bekam Schokolade und ein Witzblatt in die Hand [...]. Menschen kommen von der Straße, rauchen und trinken Kaffee und gehen. Am Tische sitzt Wahlmann. [...] Ich hätte gerne jemanden gefragt, was soll dies alles bedeuten? (LZ<sup>2</sup> 56ff.)

Emotional stark negativ aufgeladener Ort des ‚Zusammentreffens‘ ist die Wandnische, in der der heranwachsenden Marianne ein alter Mann mit spitzem Bart auflauert; „quälende Angst“ befällt Marianne, sobald sie an „diese Stelle“ (LZ<sup>2</sup> 140) kommt. „Die Nische war unter einem Schwibbogen [...]. Ich wußte, daß etwas Unsichtbares“ – die beginnende sexuelle Anziehungskraft – „um mich schlich, gegen das man sich vergebens wehrt.“ (LZ<sup>2</sup> 141)

## Individualisierung

Neben der soziologischen Bedeutung des im Raum festgemachten Punktes zeigt Simmel die der Individualisierung des Ortes auf. So stellt er u. a. die Belegung von Häusern mit Eigennamen der anonymen Nummerierung von Straßen, aber auch von Personen (z. B.: Kellnern, Kutschern) gegenüber. Im Unterschied zu der Bezeichnung durch Nummern, verleiht das mit einem Eigennamen belegte Haus den darin wohnenden Personen das Gefühl der räumlichen Individualität und gibt ihrer Zugehörigkeit eine Qualität, die ihrer Existenz ein Gefühl höherer Einzigartigkeit vermittelt.

Bei Feldmann kommt die Wirkung solch individualisierter Orte, wie schon im Falle der Grenze, vielfach *ex negativo* zum Tragen. Wie zum Beispiel, wenn sie mehrfach auf den darin enthaltenen Zynismus von Bezeichnungen wie „Greisanstalt, Siechenhaus, Haus der Unheilbaren“ hinweist: „Wie grauenhafte Bezeichnungen sind die Worte [...]. Nur Menschen, die nicht denken, ohne Seele, ohne Gemüt, bodenlos rohe oder bodenlos dumme konnten Heimstätten für Menschen solche Namen geben.“<sup>749</sup>

Aber auch die Beschreibung des *Fehlens* solcher Orte betont das für viele ihrer Figuren paradigmatische Gefühl der Unzugehörigkeit. In einem Feuilleton beschreibt Feldmann das Haus einer Freundin, in dem sie als Kind zu Besuch war: „Es war ein altes, kleines, finsternes Häuschen. Im Flur brannte den ganzen Tag eine Gasflamme und mir wurde gesagt, ich müsse fest aufstampfen, wenn ich die Treppe hinaufliefe, damit die Ratten sich verzögen.“ Kleinheit und Schabigkeit dieses Hauses tun der, eindeutige Zugehörigkeit manifestierenden, Qualität des Ortes allerdings keinen Abbruch: „[...] aber alles gehörte ihnen vom Keller bis zum Boden.“ Das Haus, das seinen Bewohnern – „Es war eine Menge kleiner Kinder im Hause – Geschwister meiner Freundin.“ –, das Gefühl der räumlichen Individualität und Zusammengehörigkeit vermittelt – es war „eine Stube voll Verwandten“ –, lässt der Außenstehenden ihr Nicht-verortet-Sein umso deutlicher zu Bewusstsein kommen: „Ich war fremd unter Fremden.“<sup>750</sup>

Das Gefühl der Fremdheit und der Verlust einer vertrauten Umgebung ist auch Thema in Feldmanns letztem, 1935 in der *Arbeiter Woche* veröffentlichten, Feuilleton, in dem sie von einem der vielen Umzüge ihrer eigenen Familie berichtet: „Hier war ich schon mehrere Jahre gewesen – und jetzt mußte ich weg. [...] In der neuen Schule war es mir sehr fremd. Es war alles ganz anders als bei uns.“ In dem Wunsch, das verlorene, besonders für ein sich im Entwicklungsprozess befindliches Kind wichtige Gefühl der Vertrautheit – wenn auch nur

749 Else Feldmann: Alte Menschen. In: NWJ Nr.: 9271. 25.08.1919. S. 3–4. Hier: S. 3.; vgl. auch dies.: Die Stätte des Grauens. NWJ Nr.: 9494. 11.04.1920. S. 6.

750 Else Feldmann: Blumen am Fenster. In: NWJ Nr.: 9242. 27.07.1919. S. 8.

kurz – wieder zu spüren, geht sie in der Pause zurück zu ihrer alten Schule: „Viel schöner war es dort. Ich war dort schon so gewöhnt. [...] Und dabei konnte ich an unserem früheren Wohnhaus vorbeikommen und sehen, was dort los war.“ Sie muss aber feststellen, dass sie auch hier nicht mehr dazugehört: „[...] was wollte ich hier? Was? ... Und auf einmal ein Geschrei – Brüllen – Rufen: ‚Laß mich auf meinen Platz! ...‘ Ich stand ja schon auf.“<sup>751</sup>

Je bedrohter die Existenz der Figuren, umso wichtiger wird der persönliche Raum, der damit einem Symbol für den der jeweiligen Person zukommenden Platz in der Gesellschaft gleichkommt.

Obwohl Martha, die wie auch schon ihre Schwester Antonia bei den Nachbarn bereits ins Gerede gekommen ist, weiß, dass es „[a]m besten wäre [...], von hier auszuziehen“, kehrt sie auch nach längeren Abwesenheiten immer wieder dorthin zurück: „Die Wohnung daheim ist abgesperrt. Ich war schon lange nicht mehr zu Hause. Sei es wie immer; das ist mein Zuhause.“ (MUA 353) Räumliche Festschreibung und Versicherung der eigenen Identität stellt Laichs Zimmer in der Redaktion dar, das er nach seinem Hinauswurf nicht mehr betreten darf: „Könnte ich wieder in mein Zimmer?“ fragte er, ‚ich habe früher hier gearbeitet?“ (LDM 130) Zeichen für den gelungenen Wiedereinstieg ins Arbeitsleben ist dann die Zuweisung eines neuen Arbeitsplatzes: „Es wurde ihm sein Platz angewiesen, sein Arbeitsplatz, sein Tisch im Zimmer.“ (LDM 215)

In einem Feuilleton über die unmittelbar nach Kriegsende herrschende Wohnungsnot spricht Feldmann die eigene prekäre Lage an:

[...] auch ich suche ein warmes, ruhiges Zimmer für mich, wo ich nach des Tages Arbeit abends ruhig schreiben könnte und nicht immer wie ein Ausgestoßener bei Bekannten um Aufnahme betteln müßte – höchstes Glück, wer ein Arbeitszimmer hätte mit Licht und Wärme!<sup>752</sup>

Sind es hier Wohnung und Zimmer, so kommt dem Kind bereits ein eigener Ort für persönliche Dinge – „Das unterste Fach im Kasten gehörte mir.“<sup>753</sup> – oder gar ein eigenes Bett einem Zuwachs an Autonomie und Festigung der eigenen Identität als nunmehr ‚großem Mädchen‘ gleich:

Wie klug, daß die Mutter eines Tages gesagt hatte: ‚Das große Mädchen, bald vierzehnjährig, muß aus unserem Schlafzimmer hinaus. Sie kann ein neues, weiß lackiertes Eisenbett

751 Dies.: In einer anderen Schule. In: Arbeiter Woche Nr.: 7. 22.06.1935. S.11.

752 Dies.: Ich glaube an die Menschen. In: NWJ Nr.: 9351. 23.11.1919. S. 7–8. Hier: S. 8.

753 Dies.: Aus der Kindheit. In: Arbeiterwille 26.08.1924. S. 3–4. Hier: S. 3.



ins Wohnzimmer an die Wand gerückt bekommen. Dort schläft sie fortan allein.<sup>6</sup> Und dabei blieb es.<sup>754</sup>

### Sinnliche Nähe – Distanz

Als vierten Typus äußerlicher Verhältnisse beschreibt Simmel die sinnliche Nähe oder Distanz zwischen in Beziehung zueinander stehenden Personen sowie die sich daraus ergebenden Wechselbeziehungen.

Indirekter (z. B. schriftlicher) Austausch sowie Mittel der Phantasie können die psychologische Wirkung des Zusammenseins ersetzen. Dies gelte, so Simmel, vor allem für die beiden einander entgegengesetzten Arten von Beziehungen: die rein sachliche sowie die subjektive, auf die Intensität des Gefühls abzielende. Rein sachliche Beziehungen, wie zum Beispiel wissenschaftliche oder technische Transaktionen, bedürfen der räumlichen Nähe nicht unbedingt, weil sich ihre Inhalte in logischer Form ausdrücken lassen, Gefühlsbeziehungen aber durchaus, weil „die Gewalt der Phantasie und die Hingegebenheit des Gefühls die Bindungen von Zeit und Raum in einer oft mystisch erscheinenden Weise überwinden“<sup>755</sup>.

Anderes gilt für Beziehungen, die nicht eindeutig einem dieser beiden Pole zuordenbar sind: Für sie wird die räumliche Nähe in dem Maße erforderlich, in dem entweder sachliche Beziehungen Lücken aufweisen, die auf logische Weise nicht gefüllt werden können, oder sich rein innerliche ihrer sinnlichen Bedürfnisse nicht entziehen können: „[...] wir möchten ohne einen Hauch einer Entfernung zueinander kommen. [...] wir können nur mehr einer im anderen leben.“ (MUA 300)

Simmel mutmaßt, dass sich von diesem Gesichtspunkt aus die Gesamtheit sozialer Wechselwirkungen in einer Skala einordnen ließe, welches Maß von räumlicher Nähe bzw. räumlicher Distanz eine Vergesellschaftung verschiedener Formen entweder fordert oder verträgt.<sup>756</sup>

Kriterien einer solchen Skala könnten, so Simmel, u. a. das Maß der Abstraktionsfähigkeit einer Gesellschaft sein, von dem die räumliche Spannungskapazität einer Vergesellschaftung wesentlich abhängt: „Je primitiver das Bewußtsein ist, desto unfähiger, die Zusammengehörigkeit des räumlich Getrennten oder die Nichtzusammengehörigkeit des räumlich Nahen vorzustellen.“<sup>757</sup> Beispiel für einen solch primitiven Bewusstseinszustand ist der Mangel des Ich beim Kind, das noch nicht zwischen seinem Ich und der Umgebung unterscheidet. Auf

754 Dies.: Mit vierzehn Jahren. In: AZ Nr.: 95. 06.04.1927. S. 21.

755 Georg Simmel: Soziologie des Raumes. O. a.: S. 155.

756 Vgl.: ebd.: S. 155.

757 Ebd.: S. 156.

dieser seelischen Entwicklungsstufe ist die sinnliche Nähe für das Bewusstsein des Zueinander-Gehörens noch unabdingbar.

Auf Konsequenzen dieser naturgegebenen Notwendigkeit für Mütter macht Feldmann an mehreren Stellen aufmerksam. So beschreibt sie Mütter, die ihre Kinder mit in die Fabrik nehmen und dafür in Kauf nehmen, weniger zu verdienen: „Oft wird sie in der Arbeit aufhören und nachsehen kommen, ob es schläft. Dafür wird sie fünfzig Flaschen weniger füllen – aber was soll man machen, wenn es nicht allein in der Baracke bleiben will.“<sup>758</sup> (sowie: LDM 120) Andere betäuben es mit einem Schlaftrunk: „Sie hielten damit die Kinder Tag und Nacht in Schlaf und konnten ungehindert ihrer Arbeit nachgehen.“ (LDM 79) Damit riskieren sie nicht nur bleibende Schäden, sondern auch einen möglichen Kindstod.

Ins Fanatische gesteigert kann allerdings, wie schon im Kapitel über Mutterliebe angeklungen, auch Mutterliebe zur Gefahr werden. Feldmann beschreibt Mütter, die sich ihre Kinder um den Leib binden, um mit ihnen gemeinsam in den Tod zu gehen (vgl.: LDM 98) oder ihnen die Chance auf Heilung verwehren, wie die Mutter, die den Platz in einer Lungenheilstätte für ihre Tochter nicht annimmt, weil sie sich nicht von dem Kind trennen kann: „[...] diese wahnsinnige kranke Mutterliebe bringt ihr den Tod.“<sup>759</sup> Auch Martha muss Antonia, der ihr Kind weggenommen wird, weil sie tuberkulös ist, ins Gewissen reden: „Die ersten Tage tobte sie, sie halte es ohne Kind nicht aus, sie gehe hin, es holen.“ (MUA 147) „Ich rede, was ich nur kann, und erhebe dabei die Stimme, um sie zu überzeugen, um die vor Mutterliebe Rasende von ihrem Vorhaben abzubringen.“ (MUA 148)

Beispiel für eine ungeklärte, sich in einem unausgesetzten Spannungszustand befindliche Beziehung ist die zwischen Martha und Dr. Wladimir Horowsky: Martha kann sich ihren eigenen sinnlichen Bedürfnissen, deren Erfüllung gesellschaftliche Normen im Wege stehen – „[...] wehe, wenn wir sie zwangsweise zu fühlen kriegen.“ (MUA 187) –, nicht entziehen, und ist daher in ihrem Verlauf (soweit man ihn in dem Fragment gebliebenen Roman verfolgen kann) von ständigen Anziehungen bzw. Abstoßungen geprägt.

Martha fühlt sich zwar stark von dem eleganten Dr. Horowsky angezogen, verbietet sich aber zunächst, auf seine Avancen einzugehen: „Nein, ich werde nicht zu ihm gehen. Nein, so zudringlich will ich nicht sein.“ (MUA 184) Bei ihrem ersten gemeinsamen Spaziergang bleibt sie noch auf Distanz:

Manchmal, wenn wir an eine abschüssige Stelle geraten oder zu Stufen, greift er nach meiner Hand oder berührt meine Schulter, aber da weiche ich ihm unauffällig aus, ich

758 Else Feldmann: Gebet im Frühling. In: NWJ Nr.: 8812. 16.05.1918. S. 3.

759 Dies.: Das ist das Glück. Ein Bild aus unseren Tagen. In: DA Nr.: 134. 13.06.1916. S. 3–4. Hier: S. 4.

richte gerade meinen Hut oder ich schließe den Kragen an meiner Jacke, den oberen Knopf. (MUA 185)

Im Verlauf ihres Kennenlernens kann sie sich seiner Wirkung auf sie aber nicht entziehen: „Sooft ich eine solche Bewegung mache, ihn abzuwehren, sieht er mich plötzlich, ohne zu reden, an, so daß ich zittere.“ (MUA 185) Martha gesteht sich ihre Gefühle zwar ein – „Eines sehe ich, ich kann nicht eine Minute aufhören an ihn zu denken, [...]“ –, versucht aber, sie zu unterdrücken: „[...] es müßte aufhören, denn ich muß mich nur zu bald damit vertraut machen, mein altes Leben aufzunehmen.“ (MUA 191) Nach dem ambivalenten (Liebes-)Akt in dem alten Schloss ist die Beziehung weiter unklar: „Ich laufe an diesem letzten oder vorletzten Abend ganz verstört und verwirrt herum und suche Wladimir.“ (MUA 275) Und auch der Umstand der gemeinsamen Heimreise bringt keine Klärung: „[...] daraus sind keine Schlüsse zu ziehen, wenn wir zusammen reisen, daß wir das gleiche Ziel haben – sein Urlaub geht zu Ende und mein Geld geht zu Ende, das ist alles.“ (MUA 274)

Im Gegensatz zu Beziehungen in sinnlicher Nähe fordern Beziehungen auf Distanz, so Simmel, einen Grad intellektueller Entwicklung, die Fähigkeit, über das sinnlich Nächste hinaus zu empfinden. Der sinnlichere Charakter der lokalen Nähe äußert sich in dem Umstand, dass man eng Benachbarten entweder freundlich oder feindlich gegenübersteht, eine Indifferenz, wie sie durch räumliche Distanz entstehen kann, aber ausgeschlossen bleibt. Intellektualität als Voraussetzung zur Überwindung räumlicher Entfernung geht mit dem Herabsetzen extremer Gefühle, gleichviel ob Liebe oder Hass, einher und schafft Sachlichkeit und Distanz.<sup>760</sup>

Mit Abstand betrachtet relativieren sich auch Marthas Gefühle für Wladimir: „Sein Gesicht ist ja wirklich schön, besonders die Zähne. Ob es seine eigenen sind? Sie sind zu porzellanweiß und regelmäßig, so schön, daß man sich ärgert, wenn er lächelt, sie sind etwas Auffallendes an ihm [...]“. Im Nachdenken über Wladimir muss Martha sich eingestehen: „Er hat einiges Unangenehme an sich: [...] Er hat die Schrullen eines Jungesellen. Das mag schon der Fall sein. Ja, ich habe ihn im Verdacht, daß er knauserig ist, geizig.“ (MUA 276ff.)

Erscheinen Ruhe, Gemessenheit und Affektlosigkeit räumlich entfernter Verhältnisse dem naiven Denken oft als Folge der Distanz, so sind diese eigentlich nur darauf zurückzuführen, dass in der räumlichen Entfernung Erregungen, Reibungen, Attraktionen und Repulsionen, die Nähe unweigerlich erzeugt, ausgeschaltet sind. Dadurch, dass räumliche Nähe ausschließlich dezidierte Empfindungen hervorruft, wird sie entweder zur Grundlage des überschwänglichsten Glücks – „Wir sitzen eng beisammen. [...] mein Kopf liegt an seiner

760 Vgl.: Georg Simmel: Soziologie des Raumes. O. a.: S. 158.

Schulter, ich habe die Augen geschlossen und bin glücklich, als hätte mich ein überirdisches Wesen, Geist oder Engel, mit einem Segensspruch begnadet [...]“ (MUA 300ff.) – oder aber des unerträglichsten Zwanges.

Als solchen empfindet Martha zum Beispiel die Nähe der glücklichen Mütter mit ihren Kindern in der Anstalt, wo sie Antonias kleine Tochter besucht: „Ich kann nicht hingehen [...]. Ich kann es nicht ertragen [...]. Widerliche Weiber, wie die Kühe sind sie, sie geben Milch und sind zufrieden, kauen, um Milch und Wärme zu geben. Sie werden nicht müde, davon zu reden.“ (MUA 154) Empfinden es Köchin und Stubenmädchen in dem Feuilleton *Von ‚Gnädigen‘ und ‚Dienstboten‘*, die gemeinsam in einer Kammer schlafen müssen, als „qualvoll und störend, so eng nebeneinander zu hausen“,<sup>761</sup> so lernt Justines Vater „[i]n der Enge [...] sein Weib hassen“ (LDM 147). Qualvoll ist die erzwungene Nähe auch für die in einem Raum zusammengepferchten Alten, die Feldmann in *Inferno* beschreibt:

Eine hagere Frau kommt ans Fenster im langen, weißen Hemd mit weißen, wirrem Haar: ‚Ich werd’ das Fenster aufmachen, daß die Luft herein kann, ich krieg sonst keinen Atem in der Nacht.‘ Die Gelenkranke jammert: ‚Nicht, nicht, es zieht.‘ Die hundertjährige Kahlköpfige, die noch angezogen herumgeht, sagt: ‚Fenster zumachen.‘ Alle wollen das Fenster zuhaben, nur die eine, die an Atemnot leidet, nicht. Sie legt sich weinend aufs Lager.<sup>762</sup>

### Sinneseindrücke

Neben diesen Auswirkungen räumlicher Nähe streift Simmel auch den Einfluss der Sinne auf das menschliche Miteinander: Verglichen mit dem optischen Bild, das immer einen relativ stabilen und kaum veränderbaren Inhalt zeigt, vermittelt das Ohr eine „unendliche Fülle divergentester Stimmungen, Bewegtheiten, Gedanken, kurz die ganze Polarität des subjektiven wie des objektiven Lebens“<sup>763</sup> und erzeugt damit eine viel individuellere Beziehung als das Sehen:

Auch ich mußte manchmal zu ihm hinsehen, ich glaubte, sein Gesicht vom flüchtigen Sehen gut zu kennen, [...] es ist ein schönes Gesicht, wie ich noch keines sah. Das Wunderbarste ist doch seine Sprechstimme, weich und behutsam, als redete er mit einer Schlummernden, ist es, wenn er etwas sagt. Alles das merke ich erst jetzt und es überwältigt mich, als wäre er der erste Mann, den ich sehe. Kaum höre ich, was er spricht, nur die samtartige Wärme, die von seiner Stimme ausgeht, die spüre ich, sie betäubt mich. (MUA 182)

761 Else Feldmann: *Von ‚Gnädigen‘ und ‚Dienstboten‘*. In: Alexander Kluy (Hg.): *Else Feldmann. Travestie der Liebe und andere Erzählungen*. O. a.: S. 90–97. Hier: S. 92.

762 Dies.: *Inferno*. In: *NWJ* Nr.: 9297. 21.09.1919. S. 8.

763 Georg Simmel: *Soziologie des Raumes*. O. a.: S. 160.

Rosalie, eine Kollegin im Bordell, macht auf Martha vor allem mit ihrer „Männerstimme“ einen „unangenehmen Eindruck“. „Besonders war es ihr Auflachen, das mir jedesmal eine Erschütterung verursachte. Es quälte meine Nerven, wenn ich in der Nebenkabine dieses Lachen hörte.“ (MUA 47) Die Stimme der Ärztin, die sie als Hilfskraft in ihre Ordination aufnimmt, erscheint Martha hingegen als „wunderbar wohltuend“ (MUA 103).

Simmel macht dies an der Tatsache fest, dass die Erinnerung an Gesagtes viel deutlicher und einprägsamer ist als das Bild eines Menschen. Wenn Menschen einander nur sehen, kommt es zu einem viel unspezifischeren Gefühl der Einheit, als wenn die Möglichkeit des Miteinander-Sprechens besteht, das „individuelle, belebte, organische Einheitsgefühle“<sup>764</sup> erzeugt.

Um die Entstehung von einem Gefühl der Verbundenheit zu verhindern, zieht Martha das Arbeiten in der Gasse dem lukrativeren Verdienen im Nachtcafé vor: „Läge nicht noch die Gefahr nahe, durch das lange, gesellige Plaudern vorher, sich zu verlieben?“ (MUA 153)

Mittels Beschreibung akustischer Eindrücke gelingt Feldmann in ihren Texten nicht nur eine Erweiterung der atmosphärischen Darstellung, sondern auch die prägnante Zusammenfassung vielschichtiger Gegebenheiten:

Um sechs Uhr morgens weckte ihn ein Lärm auf Treppen und Gängen, der Gesang der Dienstmädchen. Es war ein unruhiges Hotel; fortwährend hörte man Namen rufen, Schreien, Zanken; die Türen flogen. (LDM 233)

Auf den Gängen war der alte Lärm und die Unruhe, die man bis ins Zimmer hörte. (LDM 191)

Wenn ich aber in einem der Betten lag, zusammen mit zwei Schwestern, hörte ich die Mutter stöhnen – trotz des furchtbaren Lärms der Maschine in unserem kleinen Zimmer, denn trotz ihrer Schmerzen hörte sie nicht zu arbeiten auf. (MUA 20)

Auch existenzielle Vorgänge erschließen sich über Geräusche, die eine starke Unmittelbarkeit zum Geschehen erzeugen: Die Geburt des kleinen Bruders in *Löwenzahn*, die sich dem Verstand der Geschwister entzieht, erleben sie als „schreckliche[n] Lärm“, von dem sie mitten in der Nacht geweckt werden: „Es war drinnen ein Lärmen, ein Herumarbeiten, ein Geplätscher. Durch einen Türspalt drang Licht zu uns ...“ Dem gegenüber steht die Stille am nächsten Morgen, die von dem ersten Lebenszeichen des neuen Geschwisterchens aufgehoben wird:

---

764 Ebd.: S. 160.

Es war eine Stille ringsumher wie an einem Sonntagmorgen. [...] Auch im Zimmer tiefe Stille und Reglosigkeit. Auf dem Tische lag ein sonderbares Bündel. Ich ging hin, um es anzusehen. Da tönte mir ein menschliches Weinen daraus entgegen, ein ganz schwaches und starkes Weinen zugleich. (LZ<sup>2</sup> 78)

Genauso vermittelt sich das Sterben Johannas durch die Geräusche, welche die Kinder wahrnehmen:

Oft schrie Johanna mitten in der Nacht, angstvoll und gräßlich, wie man um Hilfe schreit. Wir wachten davon auf, schliefen aber gleich wieder ein; die Schreie verhallten im Dunkel. (LZ<sup>2</sup> 37)

Das Brüderchen, das im Lärm nicht schlafen konnte, schrie. Vater sang leise das zweite Lied und schlummerte darüber ein. (LZ<sup>2</sup> 105)

Es war ein Lärm im Zimmer vom rasselnden Atem und Wirrsprechen. (LZ<sup>2</sup> 107)

Der erste Eindruck Marthas im Bordell ist: „Eigentümlicher Lärm. Kein Sprechen.“ (MUA 35) Geräusche, die das junge Mädchen zu diesem Zeitpunkt noch nicht zuordnen kann.

Ebenfalls akustisch äußert sich ungleiche Machtverteilung. So wird der Hutmacher Miczek im Roman *Leib der Mutter* als ein Mann beschrieben, „der, wenn er einmal zu Hause war, sich bemerkbar machte. Er sang, er pfiiff, lärmte und schrie herum für drei.“ (LDM 44) Dagegen ist der mittels Mohnkopftée betäubte Säugling hinter der verschlossenen Zimmertür ganz still: „Man hörte ihn kaum.“ (LDM 113) Dem Ohr kommt dabei die Fähigkeit zu, räumlich gegebene Grenzen zu überwinden:

Laich hörte Schimpfworte, ein Handgemenge, zweimal klatschte es wie von Ohrfeigen. Dann hörte er das Kind weinen. Laich versperrte doppelt seine Tür. Er horchte an der Wand, konnte nichts hören. Nach einer halben Stunde vernahm er tiefes, heftiges Atmen ... und alles war so deutlich, als wäre keine Mauer da. Jetzt nimmt er sie, dachte er. (LDM 27)

Wer sich in diesem Umfeld Gehör verschaffen will, muss seine Stimme sehr laut erheben: „Ich habe geschrien, daß ich gemeint habe, ich hätte für alle Zeiten meine Lunge ausgeschrien, aber ich habe noch viel zu wenig geschrien. Noch viel ist in mir geblieben“, sagt eine Frau aus der Menge vor der Fabrik zu Laich. Hier kommt ein weiteres Mal die Vergeblichkeit, welche auch in dem Titel des Theaterstückes *Der Schrei, den niemand hört!* anklingt, zum Ausdruck: „Wenn man noch so sehr schreit, es bleibt noch viel zurück und zuckt in einem.“ (LDM 123)

Gleiches gilt für Martha im Roman *Martha und Antonia*: „Manchmal ist es mir, als müßte ich aufschreien, sodaß alle Straßen davon, daß die Nacht selbst erzittere. Aber dann wird doch nichts wie ein Achselzucken daraus.“ (MUA 49)

Wie das Ohr erweitert auch der Geruchssinn die Dimension der Wahrnehmung. Als der dumpfste und instinktivste Sinn, der mit Worten nicht ausdrückbare Erregungen, die unterhalb der Bewusstseinsschwelle bleiben, erzeugt, ist er von eminenter Wichtigkeit. Ihm schreibt Simmel einen wesentlichen Anteil an elementaren Sympathien oder Antipathien zu, die jenseits aller Begrifflichkeiten zwischen Personen entstehen:

Seit er sie kannte, hatte er [Laich, Anm. v. m.] diesen Geruch von Milch an ihr wahrgenommen, wie bei einem trächtigen Tier. Geschwollene Brüste, geschwollene Lippen. [...] In der Einsamkeit der Nacht drängte es ihn zu ihr. Er wußte selbst nicht, was er tat, als er sich in der Dunkelheit vorwärtstastete. (LDM 25)

Wie die instinktive Hingezogenheit Laichs zu der schwangeren Frau Mizceck äußert sich auch das ambivalente Gefühl Marthas gegenüber Dr. Horowsky über ihr Geruchsempfinden: „[...] seine Hände und seine Kleider und alles [riecht] nach dem beizenden und widerlichen Tabakrauch. Sein Scheitel hingegen mit den paar hingeleghen Haaren und sein Schnurrbart duften zu stark nach Kölnischem Wasser.“ (MUA 277) Nach der auf der Rückreise von Meran im Hotelzimmer gemeinsam verbrachten Nacht meldet sich ihre „alte Krankheit“ als Prostituierte wieder:

Ich kann diese Männer bei der Morgentoilette nicht ausstehen. Ich habe einen solchen Ekel. Ihre nackte Haut und die Ausdünstung, die ihr entströmt, reißt mich zu Zornesausbrüchen hin. Nun, natürlich weiß ich, es ist nicht die Haut, die mich in Harnisch bringt, die Eigenschaften sind es. (MUA 313)

Rosalie, die Kollegin Marthas, die sie bei einem Gelage, wo man Martha Gift ins Glas mischt, im Stich gelassen hat, riecht „wie ranziger Talg, wie Fäulnis“ und die Ausdünstungen des Freiers erscheinen ihr „wie die eines ekelhaften Tieres“ (MUA 63).

Geruchs-Wahrnehmungen sind auch dem Kennenlernen zwischen Martha und Wladimir unterlegt, womit Feldmann sublimale Vorausdeutungen auf Kommenendes gibt: Bei ihrem ersten Spaziergang gehen sie „lange unter den wundervollen Düften der Lorbeergebüsche. Es riecht auch ein bißchen faulig vom Teich.“ (MUA 186) Dieses olfaktorische Motiv des Geruchs nach Lorbeer und fauligem Teichwassers wird an späterer Stelle im Roman wiederaufgenommen, wo der Duft der blühenden Rosen im Garten der Pension davon überdeckt wird:

Aber der Duft kommt nicht bis hinauf, es gibt noch betäubendere Düfte, der Lorbeer zum Beispiel, und dann ist der Garten auch viel zu groß, wenn er kleiner wäre, könnte man es vor Blumenduft gar nicht aushalten. Ein großer Teil fauligen Geruchs kommt vom Teich her, das ist vielleicht das stärkste und überbietet alles andere. (MUA 296)

Der Teich, als Ort ihres ersten Rendezvous, wird damit negativ konnotiert und mit Fäulnis sowie Verderben assoziiert. Weiteres Symbol der ungesunden Beziehung zwischen den beiden ist „jene dunkelrote [sic!] Rosen ohne Duft“, die Wladimir für Martha unter lächerlichen, juvenil wirkenden Anstrengungen an der Schlossmauer pflückt und die sie „zum Andenken – wie man sagt“ (MUA 327) aufbewahrt.

Unheilvolles kündigt sich im Roman *Leib der Mutter* sowohl über die Wahrnehmung der Geräusche als auch die des dort vorherrschenden Geruchs an, als Laich das erste Mal das Armenviertel betritt:

Er war bei dem Hause, das er suchte, angekommen, ging durch den großen, offenen Hof. Kinder spielten auf den Stiegen und Gängen, Türen wurden zugeschlagen, es roch schlecht, und es war ein eigentümlicher Lärm, der nicht in Poltern und Rufen bestand [...]. (LDM 16)

Hier wiederholt sich das bereits weiter oben im Text angeführte Motiv des Schreis: „[...] es war ein einziger, verhaltener Schrei, der überall lag, als hätte man hier gemordet und gewürgt.“ (LDM 16)

Später wird Laich die drohende Gefahr für das Baby von Frau Miczek, welches allein in der Kammer eingeschlossen ist, anhand des Geruches wahrnehmen: „In der ganzen Wohnung roch Laich den verräterischen Duft von grünen Mohnköpfen.“ (LDM 79) Als er die Zimmertür gewaltsam aufbricht, findet er die Fenster fest verschlossen:

[...] ein abscheulicher Geruch erfüllte das Zimmer [...]. Im Wäschekorb lag das kleine Kind. Laich nahm es in die Arme, um es bei Licht zu besehen. Dabei mußte er sich überwinden, denn es roch fürchterlich. Derselbe Geruch, der sich im ganzen Raum verbreitete. [...] Das Kind war betäubt. Es schlief mit einem Schlaftrunk in seinem Körper. (LDM 114f.)

Johanna, die, ohne zu wissen, was ihr bevorsteht, in den Operationsaal gebracht wird, wittert die Gefahr: „Aber Schwester Pia – das kann man ja nicht aushalten, diesen entsetzlichen Geruch. Ich ersticke in dieser Luft – laß mich doch wieder fort ... Da gab sie mir die Maske übers Gesicht.“ (LZ<sup>2</sup> 89) Nach dem Tod der Schwester nimmt Marianne eine „schlechte Luft im Zimmer [wahr] – eine Verwesungsluft“ (LZ<sup>2</sup> 108).



Geruchswahrnehmungen finden sich noch an zahlreichen weiteren Stellen des der detailgetreuen Beschreibung der Wirklichkeit verpflichteten Werks Feldmanns: So unter anderem in dem Feuilleton über die Eröffnung der Wärmestuben, in denen es nach „Heizung, Lysol, feuchten und schmutzigen Kleidern, nach Verwahrlosung und Verdammnis“<sup>765</sup> riecht; bei der Erinnerung an Johannas Krankenzimmer – „Im Zimmer roch es nach Ölfarbe und Karbol.“ (LZ<sup>2</sup> 12) – sowie in einer Szene in *Löwenzahn*, wo die Eltern von einer Fahrt über Land am Abend nicht zurückkehren und die Kinder mit dem Kindermädchen allein sind: „Es roch nach nasser Wäsche, Seife und Terpentin.“ (LZ<sup>2</sup> 73)

Die Wohnung der Fehrenheits ist übersät mit Schmutz, Laich stolpert „über Mist und Obstschalen. Es war ein Dunst und Geruch, daß einem schlecht werden konnte.“ (LDM 74) „Es strömte ein fürchterlicher Geruch von Wäschedunst und verbrannten Knochen heraus. Der Geruch wurde immer entsetzlicher, so lange die Tür offen blieb. Eine Hölle von Gestank.“ (LDM 71) Das Zimmer der kranken Prostituierten Flora, der Laich einen Besuch abstattet, ist „dürftig eingerichtet, schlecht gelüftet“ (LDM 81) und bei einem Besuch einer kranken Schulkameradin in der Kindheit will Feldmann nicht lange bleiben, „weil der Kleistergeruch mir unangenehm war und weil es überhaupt wie in einem Stalle roch“.<sup>766</sup>

Simmel geht auch auf die Veränderungen ein, die eine Beziehung durch den Übergang von räumlicher Distanz in räumliche Nähe erfährt. Dabei kann es nämlich nicht nur zu einer Steigerung der Intensität einer Beziehung kommen: „Plötzlich steigt es wild in mir auf, ich weiß selbst nicht, was ich tu, ich weiß nicht, ob mich seine Nähe – jetzt knapp vor dem Ende – so verrückt macht, mir jede Besinnung nimmt, [...]“ (MUA 283) Genauso gut ist ihre Abschwächung möglich: „Ich wollte, ich wäre wieder daheim. Ich würde auf alle Erholung verzichten, zu Hause sein in den drei Räumen, Zimmer Küche, Kammer.“ (MUA 297)

Indem der Übergang einer Beziehung von räumlicher Distanz in räumliche Nähe die Betonung der inneren Distanz, das Abstecken persönlicher Sphären sowie das Zurückweisen unangemessener Intimitäten notwendig macht, kann räumliche Nähe auch direkte Antipathien erzeugen, Idealisierungen einer Person abschwächen oder zerstören. Schwierigkeiten des Zusammenlebens – „Zwei Freunde in einem Zimmer ... Mach' das Fenster zu, ich vertrage die Luft nicht! Laß mich zuerst waschen, wasch du dich nach mir, damit ich früher aus dem Haus komme; dein Gurgeln macht mich nervös!“ (LDM 106) – treffen

765 Else Feldmann: Die Wärmestuben sind eröffnet. In: AZ Nr.: 330. 29.11.1932. S. 6.

766 Dies.: Keine Schuhe. In: AZ Nr.: 306. 03.11.1928. S. 3.

Martha unmittelbar und setzen den vornehmen Dr. Horowsky in ein völlig anderes Licht: Er ist selbstgefällig und geizig (MUA 323): „Die Selbstherrlichkeit eines solchen Mannes ist nicht zu schildern. Man ist ein Niemand für ihn.“ Außerdem erhebt er Martha gegenüber Ansprüche, die Martha als Grenzüberschreitung empfindet: „Kaum, daß man näher miteinander bekannt ist, geht es an: ‚Hol mir Wasser, gieß es über mich!‘“ In der persönlichen Nähe wirkt die ‚Liebe‘ rasch überstrapaziert:

Würde ich antworten: ‚Draußen auf dem Gang gibt es Wasser, schlüpf in die Pantoffeln und Morgenrock und hol dir welches‘ wäre das eine tödliche Beleidigung. Wo ist die Liebe? Bei allem Krimskrums soll die Liebe dabei sein, jede Handreichung gewürzt mit Liebe. (MUA 313)

Ähnliche Desillusionierung erfahren die Buben in dem Feuilleton über *Ludmilla, die Kugeltänzerin*, die sie „täglich um drei Uhr“ dabei bewundern, wie sie „im rosa Trikot, weißen Turnschuhen, mit großer Frisur, rot angestrichenen Wangen, türkisblauen Tropfrohrgeländern auf die Kugel sprang und sie tanzend bei Musikbegleitung umherrollte“. Als sie sich eines Tages in ihre Garderobe schleichen, steht dort „die Königin des Kugeltanzes im schäbigen Alltagskleid, aß ein Gulasch, trank ein Krügel Bier und schneuzte sich in die Schürze; dabei stritt sie mit ihrer Mutter“.<sup>767</sup>

Zu den diffizilsten Aufgaben soziologischer Lebenskunst zählt Simmel die Aufgabe, Werte und Zartheiten, die sich zwischen Personen in der Distanz entwickelt haben, in die Nähe hinüberzuretten. Wärme und Innerlichkeit einer Beziehung müssen sich nämlich keineswegs in dem Maße der persönlichen Annäherung intensivieren, sondern können, in dem Fall, dass die Plötzlichkeit der körperlichen Nähe der Entwicklung einer Beziehung zu viel zumutet, auch abgeschwächt oder zerstört werden:

So entstehen Rückschläge und Abkühlungen, die nicht nur dieses illusionäre Zuviel zurücknehmen, sondern auch die vorher schon gewonnenen Werte der Liebe oder Freundschaft oder Interessensgemeinschaft oder geistigen Verständigung mit sich reißen.<sup>768</sup>

Ablesbar ist der Grad des illusionären Zuviels, welches durch die übereilte körperliche Nähe zwischen Martha und Wladimir zu Tage tritt, an dem immer wiederkehrenden Bild der Berührung durch seine Hände: Empfindet Martha diese zunächst als anziehend – „Ich wußte bisher nichts von der Andacht, die in der Berührung von Händen liegen kann.“ (MUA 213) –, erscheinen sie bei einer der weiteren Begegnungen bereits als bedrohlich: „Als ich gehen will,

767 Else, Feldmann: *Ludmilla, die Kugeltänzerin*. In: AZ Nr.: 192. 12.07.1928. S. 4.

768 Georg, Simmel: *Soziologie des Raumes*. O. a.: S. 162.

wird plötzlich meine Hand umklammert, ich werde festgehalten [...]“ (MUA 215) Auf diesen unverhohlenen Annäherungsversuch reagiert Martha mit innerlichem Rückzug – „kein Wiederhall seines heißen Gefühls in mir, ich bleibe kalt und tot, wie ich es immer derartigen Ausbrüchen gegenüber blieb“ (MUA 232ff.) –, der sich im Verlauf noch verstärkt: „[...] eine Hand streicht mir übers Haar, aber nicht leicht und liebevoll, sondern schwer und hart, die ganze Hand liegt mir wie ein Brett auf dem Kopf, ich kehre mich unwillig um.“ (MUA 238)

Bei ihrem gemeinsamen Ausflug auf den Berg schließlich „drückt und quetscht [er] meine Hand, und als eine Minute lang niemand vorbeigeht, preßt er seinen Mund darauf. Er zittert und atmet laut.“ (MUA 247) Damit erweckt er bei Martha Unwillen – „Was ist denn jetzt schon wieder das?“ (MUA 247) –, der nach dem Geschlechtsakt in dem alten Schloss in Ekel und blanken Hass umschlägt:

[...] wie weich und eklig warm seine Hände sind. Ich kann mir nicht helfen, es ist ein Unglück, aber ich empfinde plötzlich Ekel vor ihm. Wäre ich verurteilt, mit ihm ganz allein zu bleiben, würde ich ihn zu töten versuchen und mich auch. (MUA 310)

Nur durch intensives Taktgefühl könnten, so Simmel, solche Risse in zwischenmenschlichen Beziehungen wieder geschlossen oder aber von vornherein vermieden werden.

### Reisebekanntschaft

Aus den Überlegungen, die Simmel in seinem Aufsatz über die *Soziologie des Raumes* zu den Auswirkungen, die Bewegung im Raum auf die Beziehung von Gruppen hat, anstellt, sei als letzte die zur Reisebekanntschaft herausgegriffen, die sich für Feldmanns Roman *Martha und Antonia* als aufschlussreich erweist.

Besonderes Charakteristikum der Reisebekanntschaft ist, dass sie häufig eine Intimität und Offenherzigkeit entwickelt, für die eigentlich kein innerer Grund besteht. Simmel führt dies zum einen auf die Losgelöstheit von der gewohnten Umgebung, zum anderen auf die Gemeinsamkeit der momentanen Eindrücke sowie das Bewusstsein des baldigen und definitiven Auseinandergehens zurück.

Erlebt Martha die Loslösung von ihrem inkriminierten Umfeld als Befreiung – „Ja, hier war alles anders als daheim. Ich selbst war anders. Ein ganz anderer Mensch [...]“ (MUA 327) –, fühlt Wladimir sich in der Fremde beschnitten: „Ohne mein Richterkleid und alles Dazugehörige bin ich nur ein Torso.“ (MUA 256)

Die wenigsten Menschen, so Simmel, haben ein sicheres Empfinden für die unverschiebbare Grenze ihres seelischen Privatbesitzes. Welche Reserven unser individuelles Sein fordert, was wir anderen von uns offenbaren dürfen, ohne selbst verletzt oder in eine peinliche Situation gebracht zu werden, erfahren

wir erst durch Anstöße und Zurückweisungen, durch Enttäuschungen und Anpassungen. Diese im Gegensatz zu der unseres Körpers unsichere Grenze, die ihre Relativität auch nach Schwankungen in den Anfängen einer Beziehung nie völlig verliert, wird besonders bei Losgelöstheit aus dem gewohnten Milieu leicht kenntlich: In einer neuen Umgebung, Fremden gegenüber verlieren Menschen in der Regel den Maßstab für das Sich-Geben, können nicht widerstehen, Suggestionen Raum zu lassen, und geraten dadurch in innere Unsicherheiten, die sie nicht mehr zurücknehmen können. Auf den Umstand der zeitlichen Begrenztheit einer solchen Bekanntschaft führt Simmel zurück, dass wir gewohnte Reserven demjenigen gegenüber, von dem wir wissen, dass wir mit ihm nach der einmaligen Offenbarung nichts mehr zu tun haben werden, umso leichter aufgeben.

Während Horowsky Martha seine Angst vor dem Älterwerden offenbart – „Jetzt habe ich dir das Geheimnisvollste über mich erzählt.“ (MUA 256) –, hält Martha die Angst vor der Verurteilung davon zurück, sich preiszugeben:

Ist es menschenmöglich und unausdenkbar, dem Herrn Landesgerichtsrat Dr. Wladimir Horowsky ein solches Erlebnis zu erzählen. Und vielleicht sogar das Erlebnis der Erlebnisse, meinen ersten Abend, da ich vor Hunger und Sorge um meine Geschwister getrieben zur Waringer lief und mich einkleidete? Nein, das ist unausdenkbar. Er würde mich wegschleudern und über mich wegtreten wie über Ungeziefer. (MUA 280)

Da alle menschlichen Vergesellschaftungen wesentlich durch die Vorstellung der Zeitdauer geprägt sind, für die man sie bestimmt glaubt, kann die Annahme einer kürzeren Zeitdauer zu einer intensiven Ausnutzung des Verhältnisses führen. „Einen Tag ist noch Zeit?“ (MUA 278) Vor diesem Hintergrund verlockt eine Reisebekanntschaft durch ihre scheinbare Anonymität und das u. a. damit verbundene Gefühl, dass sie zu nichts verpflichtete, zu Vertraulichkeiten, die man in langdauernden Beziehungen zurückhält. „Ach, soll es nichts anderes werden, als daß er eine Frau mehr gehabt hat – die, und die, und in Meran war es eben die.“ (MUA 278) „Vielleicht ist es das Beste, ich lasse ihn laufen, eine kleine, nichtssagende Bekanntschaft auf Reisen, und nichts weiter, man vergisst.“ (MUA 277)

### **Über räumliche Projektionen sozialer Formen**

In seinem Aufsatz *Über räumliche Projektionen sozialer Formen* kehrt Simmel das bis dahin angenommene Wirkungsverhältnis von der Gestaltung des Raumes auf soziale Vorgänge um, indem er „die Einwirkung, die die räumlichen Bestimmtheiten einer Gruppe durch ihre sozialen Gestaltungen und Energien erfahren“,<sup>769</sup> untersucht.

769 Georg Simmel: *Über räumliche Projektionen sozialer Formen*. O. a.: S. 201.

Kennzeichen einer modernen, rationellen und mehr politischen Gesellschaftsform, die nicht mehr auf Bluts- und Stammesverwandschaft beruht, ist, dass ihre Einteilung nach räumlichen Prinzipien erfolgt. Wichtig ist eine räumliche Einteilung besonders für die Gesellschaftsorganisation des Staates, da der verwandtschaftliche Zusammenhang einer Sippschaftsorganisation seinem Wesen nach überräumlich und damit für die territorial begründete Staatseinheit ungreifbar ist. Dem entspricht die Organisation des Staates nach lokal abgegrenzten Bezirkseinheiten, von denen, im Unterschied zu den partikularistischen Selbsterhaltungstrieben verwandtschaftlich geeinter Gruppen, kein Widerstand gegen die Interessen der Allgemeinheit zu erwarten ist:

Nicht nur für die politische, sondern auch für die wirtschaftliche Organisation ist die räumliche Einteilung von Vorteil. Nach der Ablösung des Wandererwerbes und der Zunahme der Bevölkerungsdichte werden fahrende Kaufleute und Handwerker sesshaft. Sie beherrschen nun von ihrem Laden oder ihrer Werkstatt aus „eine Abnehmersphäre von einem bestimmten Radius, möglichst so, daß die Produzenten eines gewissen Gebietes sich nicht ins Gehege kommen“<sup>770</sup> Auch die Prostituierten markieren untereinander die Grenzen ihres Reviers: „[...] geh aber nicht in unserer Gasse, weiter weg.“ Sie zeigt mit der Hand, wie weit ich gehen muß.“ (MUA 33) „Hier nicht, hier sind wir genug, geh in eine andere Gasse, du siehst aus, daß du sie uns alle wegschnappst.“ (MUA 30)

Auch die Art der Herrschaftsausübung über Menschen dokumentiert sich oft in der Beziehung zum Raum. Simmel verweist auf die Gebietshoheit des Staates, die im Grunde eine reine Abstraktion der Personenherrschaft darstellt und sich auf alle Gebiete, in denen sich zu einem Staat gehörige Personen befinden, erstreckt. Eine solche Gebietshoheit maßt sich der Uhrmacher Fleck im Theaterstück *Der Schrei, den niemand hört!* an, indem er seiner Tochter die Rückkehr ins Elternhaus verweigert: „[...] von hier schau, daß du fortkommst, da ist kein Platz für dich, [...] du hast nicht nach meinem Willen gehandelt – jetzt geh weiter.“<sup>771</sup>

### Raumverteilung

Nicht nur die Tatsache der Herrschaft, sondern auch ihre speziellen Formungen bilden sich räumlich ab: „In der Art, wie der Raum zusammengefasst oder verteilt wird, wie die Raumpunkte sich fixieren oder sich verschieben, gerinnen gleichsam die sociologischen Beziehungsformen der Herrschaft zu anschaulichen Gestaltungen.“<sup>772</sup>

770 Ebd.: S. 205.

771 Else Feldmann: *Der Schrei, den niemand hört!* Trauerspiel aus dem Ghetto. O. a.: S. 73.

772 Georg Simmel: *Über räumliche Projektionen sozialer Formen.* O. a.: S. 209.

Der Tatsache unterschiedlicher Raumverteilung kommt bei Feldmann ein wichtiger Stellenwert zu. Die Beziehungsformen von Herrschaft macht sie u. a. anhand der Zuteilung des Raumes für Dienstboten, denen kein privater Bereich zugestanden wird, deutlich.

Wie das Fräulein, das mit den Buben gemeinsam in einem Zimmer schlafen muss,<sup>773</sup> hat auch das Stubenmädchen Josefine keinen Platz für sich: „Das Entsetzlichste in Josefines Leben war, daß sie keinen Raum für sich hatte.“<sup>774</sup> In dem großen Haus „mit den vielen schönen großen und kleinen Zimmern, mit Sonne, Luft und Licht“ gibt es hier für die Dienstboten „keinen anderen Raum [...] als das Hofkabinett, das früher ein Badezimmer gewesen war“.<sup>775</sup> Das Zimmermädchen im Hotel wird gemeinsam mit zwei Küchenmädchen in der Bügelkammer einquartiert (LDM 238) und der Eintänzer muß in einer „winzigen Dachkammer mit Aussicht auf den Pferde-, Kuh- und Schweinestall“, dem „billigste[n] Logis, das weit und breit zu haben ist“, absteigen.<sup>776</sup>

Auch innerhalb gesellschaftlicher Hierarchien kommt es zu Abstufungen in der Bemessung von Raum. Als schwächste Mitglieder der Gesellschaft sind Kinder von der Raumnot am schwersten betroffen.

Auf besonders makabre Weise wird die Korrelationen zwischen Machtverteilung und Raum deutlich, als Antonia mit dem verheirateten Mann, von dem sie ein Kind erwartet, beim Arzt ist, um eine Abtreibung vornehmen zu lassen. Da der Arzt sich weigert, weil es dafür schon zu spät ist, entscheidet er: „Lassen wir es zur Welt kommen.“ (MUA 102) Dem Ungeborenen wird damit notgedrungen Raum zugestanden, der anderen verwehrt bleibt: „Ich habe bei uns in der Klinik unzählige [Föten] im Spiritus gesehen, neben der Prosektur im Zimmer. Du kannst dir nicht denken, wie traurig das aussieht.“ (MUA 113) Nicht nur der Platz *im* Leben, sondern auch der *zum* Leben ist ungleich verteilt: „Ob diese kleinen Wesen in Spiritus von Dienstmädchen und Näherinnen stammen? Von reichen Frauen, die alles haben, können sie ja gar nicht ganz so arm und verzweifelt aussehen.“ (MUA 113)

Kinder, die zur Welt kommen, erkranken in den engen und schmutzigen Wohnungen an Rachitis und Tuberkulose, wovon sie in diesem Umfeld nicht mehr geheilt werden können: „Die Ärzte wissen, könnte man es in Sonne und Seesand bringen, es würde ganz gesund; aber in der feuchten, finsternen Kellerwohnung, wohin es von seiner Mutter gebracht wird, wird sein Leiden sich

773 Vgl.: Else Feldmann: Von ‚Gnädigen‘ und ‚Dienstboten‘. In: Alexander Kluy (Hg.): Else Feldmann. Travestie der Liebe und andere Erzählugen. O. a.: S. 90–94. Hier: S. 92.

774 Dies.: Josefine. In: ebd.: S. 40–47. Hier: S. 42.

775 Ebd.: S. 42.

776 Dies.: Der Eintänzer. In: AS Nr.: 47. 16.12.1934. S. 8.

immer verschlimmern.<sup>777</sup> Auch manche Straßen sind „von einer Verwahrlosung, wie man sie in keiner zweiten Großstadt sieht“.<sup>778</sup>

Nicht nur in ihrem Feuilleton über die Volkskrankheit Rachitis prangert Feldmann die „unsoziale Bauart“ dieser Häuser an:

Es gibt viele tausend Häuser mit Kellerwohnungen in allen Bezirken Wiens. Wenn man diese Häuser besucht, fällt einem vor allem eines auf: die Ausnutzung des Raumes ist bis ins Fanatische gesteigert. Es gibt Häuser, in denen mehr als hundert Kinder leben. Ich habe vor acht Tagen in der Brigittenau ein Haus gesehen, [...] in dem nie Stiegen gekehrt werden. Ein Hof, in den vier Fensterfronten von vier Häusern gehen, ist ein einziger Kehrichthaufen.<sup>779</sup>

In dem Bericht über *Die neuen Häuser von Wien* schildert sie das Bestreben

kapitalistischer Bauherren früherer Jahre, [...] die Wohnungen in den Mietskasernen möglichst eng, dumpf, luft- und lichtlos zu machen. Tür an Tür nisteten – man kann nicht sagen wohnten – Menschen wie Ungeziefer. [...] Die Kinder fürchteten sich in den Räumen; die Erwachsenen stießen sich aneinander, das enge Zusammensein löste Haß und Ekel gegeneinander aus. [...] man nutzte den Raum bis zur Grausamkeit, bis zur Bestialität aus: man machte Erdlöcher, in den Erdgeschoss, dorthin setzte man die Ärmsten, die nicht viel zahlen konnten.<sup>780</sup>

Deutlich wird das räumliche Machtgefälle auch in *Unser schönes Zimmer*, in dem Feldmann der angesichts herrschender Wohnungsnot in der Zwischenkriegszeit gängigen Praxis, das schönste Zimmer einer Wohnung zu vermieten, ein eigenes Feuilleton widmet.<sup>781</sup>

Darin schildert sie das Gefühl der Enttäuschung, das sie empfindet, als sie versteht, dass das im Geiste bereits für sich in Besitz genommene Zimmer, für einen zahlenden Untermieter bestimmt ist:

Und wieder schlich ich zurück in den Winkel, lehnte den Kopf an die kalte Mauer und betrachtete den engen, dunklen Raum, in dem nichts stand als mein Eisenbett, der Sessel für die Kleider, das Buch: ‚Der Graf von Monte Christo‘, die Kerze – sonst nichts. Hier mußte unwiderruflich die Heimat meiner Jugend bleiben.<sup>782</sup>

777 Dies.: Menschliche Tragödien. In: NWJ Nr.: 9481. 28.03.1920. S. 9.

778 Dies.: Wiener Kinderelend. In: NWJ Nr.: 9056. 19.01.1919. S. 6.

779 Dies.: Bilder des Elends. Rachitis. In: NWJ Nr.: 9105. 09.03.1919. S. 5–6. Hier: S. 6.

780 Dies.: Die neuen Häuser von Wien. In: AZ Nr.: 268. 30.09.1923. S. 15.

781 Erwähnung findet das Phänomen der Zimmervermietung auch immer wieder in ihrem übrigen Werk vgl.: LDM 12; LDM 147; LZ<sup>2</sup> 14; Else Feldmann: Dini. In: AZ Nr.: 176 28.06.1925. S. 18.

782 Else Feldmann: Unser schönes Zimmer. In: AZ Nr.: 183. 05.07.1927. S. 3–4. Hier: S. 4.

Auch Pamela im Theaterstück neidet Adrian, dem Studenten, der bei ihnen zur Untermiete wohnt, sein Studierzimmer: „Ich wär‘ froh, wenn er von uns ausziehen möcht! Ich könnt ganz gut die Stube für mich brauchen.“<sup>783</sup>

Die an dem ihnen zugestandenen Raum ablesbare Kluft zwischen Dienstboten und Herrschaften sowie Kindern und Erwachsenen zeichnet sich auch zwischen Frauen und Männern ab. So bekommt der Vater von Martha und Antonia nach dem Umzug in eine größere Wohnung selbstverständlich den Schlafplatz im größten Zimmer zugeteilt, der Bruder Gustav gar ein eigenes Studierzimmer mit Schreibtisch, wohingegen Antonia sich mit einem Platz in der Küche begnügt. Martha, die sowohl den Raumzuwachs als auch das Studium des kleinen Bruders mit ihrer Arbeit als Prostituierte finanziert, bleibt der Platz auf der Ottomane:

So blieb es. Wir alle fühlten uns eine zeitlang recht zufrieden. Für mich ließ sich die Sache freilich ein bißchen schwieriger an. Der Vater schlief am Morgen länger; wenn ich müde und abgespannt heimkam, schlief er, ich wartete dann noch eine Stunde oder zwei, bis er fortging, dann erst begab ich mich zur Ruhe. (MUA 45ff.)

Während Frau Fehrenheit mit den Kindern auf der schattigen Seite der Gasse zurückbleibt, wandert ihr Mann hinaus „zum Wasser, dort lag er im Gras, um auszuruhen“ (LDM 136).

Neben der Verteilung des Raumes thematisiert Feldmann – wie schon im Falle der Grenze – auch die Auswirkungen von *fehlendem* Raum. Beispiel dafür ist ein „junge[r] Mann in guten Kleidern“, der in einem Kaffeehaus eingeschlafen ist und nach mehreren vergeblichen Versuchen von einem Wachmann geweckt werden muss:

[...] er hatte darin Übung, nächtliche Schläfer auf der Straße zu wecken. Es kam oft vor, sagte er, auf den Bänken der Parks und in den Wiesen und Wäldchen. Nach einiger Zeit erwachte auch der junge Mann, bat höflich um Entschuldigung. „Ich – habe nämlich ein Schlafpulver genommen – ich habe kein Heim“, sagte er und wankte davon.<sup>784</sup>

Die akute Wohnungsnot nach dem Ersten Weltkrieg – man zählte rund 90.000 Obdachlose – findet Niederschlag in zahlreichen ihrer Feuilletons, in denen sie die desolaten Wohnverhältnisse beschreibt und vor den Folgen warnt:

Es gibt Wohnungen ohne Fenster, Wohnungen, in denen das Wasser von den Wänden rinnt. Wohnungen, in denen kleine Kinder mit den Ratten wie mit Puppen spielen. Wohnungen, in denen die Dunkelheit und modrige Kälte von Gräbern liegt. Wohnungen, wo

783 Dies.: Der Schrei, den niemand hört! O. a.: S. 101.

784 Dies.: Ohne Heim. In: NWJ Nr.: 9385. 21.12.1919. S. 7.



auch während des Sommers die Sonne nie hinkommt. Wohnungen, wo aus allen Ritzen großes, schwarzes Ungeziefer hervorkriecht.<sup>785</sup>

In solchen Wohnungen, „diesen fürchterlichsten aller europäischen Kerker“ – in denen, wie Feldmann drastisch formuliert, die Menschen „unschuldig, bei lebendigem Leibe, bei lebendiger Seele verfaulen!“<sup>786</sup> – „In dem Waschtrog lag ich wie in einem Sarg. Und der Sarg stand in einem dunklen Hofzimmer.“<sup>787</sup> – sieht sie die Ursache für Säuglingssterblichkeit, Tuberkulose, Rachitis, Syphilis, Trunksucht, Kriminalität, Nerven- und Geisteskrankheiten, Prostitution und Selbstmorde gegeben.<sup>788</sup>

Den sozialen Forschern ist es eine alte Wahrheit; daß die meisten körperlichen, seelischen und geistigen Gebrechen der armen Bevölkerung dem Wohnungselend entspringen. Die ärztliche Heilkunde weiß, daß Rachitis, Skrofulose, Tuberkulose überall dort zu finden sind, wo Menschen in feuchten, finsternen, luft- und lichtlosen Behausungen leben, die gerichtsarztliche Forschung weiß es, daß die Prostitution von den schlechten Wohnungen ihren Anfang nimmt; die strafrechtlichen Verfehlungen der Jugend, Fälle von Säufertum, Notzucht, Schändung, so vieles hat seine Ursachen in den menschenunwürdigen Wohnstätten des arbeitenden Volkes.<sup>789</sup>

Feldmann betont, welch „ungeheures Gebiet die Wohnungsfrage in unserer ‚Zivilisation‘ umschließt“, und fordert, sich dem Wohnungsproblem, das sie als zentrales Problem „aller Staatswissenschaften (Nationalökonomie, Volkswirtschaft, Sozialpolitik, Erziehungslehre und Volkshygiene)“ sieht, in den nächsten Jahren als „erste[r] und wichtigsten aller Kulturfragen“<sup>790</sup> zu widmen, um dem sittlichen Verfall Einhalt zu gebieten. Als „ganz verderblich, ja kindlich-dilettantisch“ sieht sie es dabei an, „Trunksucht und Syphilis durch Ausstellungen und Aufklärungsvorstellungen bekämpfen zu wollen und nur der Wurzel des Übels, dem Wohnungselend aus dem Wege zu gehen“.<sup>791</sup>

Stattdessen verweist sie auf den Plan einer, auf die grundlegendsten Bedürfnisse des Menschen zugeschnittenen, Minimalwohnung, wie sie Josef Popper-Lynkeus in seinem Programm der *Allgemeinen Nährpflicht* vorsieht. Denn das Heim ist mehr als bloßer Aufenthaltsort: „In der heimatlichen Wohnstube liegt die Sittlichkeit der Menschen, wir aber sind ein Staat der Obdachlosen, der

785 Dies.: Menschliche Wohnungen. In: NWJ Nr.: 9365. 30.11.1919. S. 5–6. Hier: S. 5.

786 Ebd.: S. 5.

787 Else Feldmann: Josefine. In: Alexander Kluy (Hg.): Else Feldmann. Travestie der Liebe und andere Erzählungen. O. a.: S. 40–47. Hier: S. 40.

788 Vgl.: dies.: Menschliche Wohnungen. O. a.: S. 5.

789 Dies.: Die neuen Häuser von Wien. In: AZ Nr.: 268. 30.09.1923. S. 15.

790 Dies.: Menschliche Wohnungen. O. a.: S. 5.

791 Ebd.: S. 6.

Menschen ohne Heim. Solange wir das nicht ändern, haben wir nicht das Recht uns zu beklagen, der Arbeiter saufe, statt zu arbeiten.<sup>792</sup>

Das Fehlen des Heims führt zu einer Verlagerung des privaten Lebens in den öffentlichen Raum: „Darum treffen wir heute diese traurigen Figuren, die fern von menschlichen Wohnungen ihr Leben verbringen.“

Der Tagesplan der ‚heutigen‘ unteren Schichten ist [...] ungefähr folgender: Proletarier im Gelegenheitsverdienst (Hilfsarbeiter): Mittagstisch: Ausspeisung – Volksküche, abends Branntweinschenke [...]. Die Jugend hat das Kino und die Prostitution. Qualifizierter (gewerkschaftlicher) Arbeiter: Mittagstisch: eine Fabrik- oder öffentliche Ausspeisung, abends das Wirtshaus oder die Weinstube. [...] Der Beamtenstand, die Intelligenz, die Arbeiter der geistigen Berufe, sie liegen danieder. [...] Ihr Mittagstisch ist die Gemeinschaftsküche. Abends gehen die Alten in den kalten, finsternen Stuben bald zu Bett.<sup>793</sup>

Öffentliche Ausspeisungen, Kaffeehäuser, Weinstuben, Branntweinschenken, Spielhöhlen, Kinos und die Gasse als Ort der Prostitution sind Auffangbecken für die „aus aller Ordnung gefallen[en]“<sup>794</sup> Menschen, die an den Rand der Gesellschaft gedrängt werden. In der Wärmestube für Obdachlose am Stadtrand, „dort wo alle Gassen und Straßen enden, nur freier Himmel“ ist, sieht sie: „Ein Symbol. Hier hat die menschliche Gesellschaft ihr Ende.“<sup>795</sup>

Prekär ist das Fehlen privaten Rückzugsraumes auch für junge Liebespaare:

Vorgestern waren sie wieder in die Museen gegangen. Es war Tauwetter und die Schneemassen wurden zu Wasser. Zuletzt regnete es sogar [...]. Wir konnten nirgends hingehen. [...] Fürs Kaffeehaus hatten wir kein Geld. Wir wollten auch ungestört sein. Im schmutzigen Regen standen wir, in einer Schneepfütze. Meine Füße waren naß und kalt.<sup>796</sup>

Andere nehmen für ihr Tête-à-Tête Zuflucht in der Straßenbahn – „Im geschützten Winkel des halbleeren Wagens finden sie zwei Plätze.“<sup>797</sup> –, dem Kino oder der freien Natur:

Unkrautwiesen, auf denen im Sommer nur wenig Klee und Disteln wachsen und die ein paar mageren Ziegen als Weide dienen, werden in den Nächten – wie schön mögen hier

792 Else Feldmann: Ohne Heim. In: NWJ Nr.: 9385. 21.12.1919. S. 7.

793 Ebd.: S. 7.

794 Ebd.: S. 7.

795 Dies.: Die Wärmestuben sind eröffnet! In: AZ Nr.: 330. 29.11.1932. S. 6.

796 Dies.: Liebe ohne Hoffnung. In: Alexander Kluy (Hg.): Else Feldmann. Travestie der Liebe und andere Erzählungen. O. a.: S. 48–50. Hier: S. 50.

797 Dies.: Vor dem Kino. In: ebd.: S. 21–25. Hier: S. 21.

am weiten Horizont in Julinächten die Sterne strahlen – alle die Paare aufnehmen, die für ihre Liebe keine Heimat haben ...<sup>798</sup>

Erschwert der fehlende private Rückzugsraum bereits ein Treffen, so ist ein gemeinsames Zusammenleben nahezu unmöglich: „Hätte er eine Anstellung, Geld, eine Wohnung, würde er einfach gesagt haben, bleiben wir zusammen.“ (LDM 153)

### Das ‚Haus‘ als Ausdruck sozialer Energien

Bestimmte gesellschaftliche Vereinheitlichungen setzten sich, so Simmel, in bestimmte räumliche Gebilde um. So haben gesellschaftliche Verbände wie zum Beispiel Universität, Klub, Regiment oder Familie ihr ‚Haus‘, womit sie sich von nicht lokalisierbaren Verbindungen, wie Freundschaften, politischen Parteien u. ä. unterscheiden. Dabei ist das ‚Haus‘ einer Gemeinschaft nicht nur als materieller Besitz zu verstehen, sondern auch als „die Lokalität, die als Wohn- und Versammlungsstätte der räumliche Ausdruck ihrer sozialen Energien ist.“<sup>799</sup> In diesem Sinn, so Simmel, *hat* eine Gemeinschaft nicht nur ein Haus, sondern *ist* es, da es den Gesellschaftsgedanken darstellt, indem es ihn lokalisiert.

Als solches tritt das Haus bei Feldmann zumeist negativ in Erscheinung, wie z. B.: das Bordell im Roman *Martha und Antonia* – „[...] was für ein widerliches Haus, das bucklige Pflaster, eine Ratte springt mir über den Fuß, das trübe Licht unter dem Glas zittert.“ (MUA 33) –, aber auch die Wohnung der Familie: „Im Zimmer standen nicht viel [sic!] Möbel [...]. In der stockdunklen Küche mit einem schmalen Fenster in einen furchtbar schmutzigen Lichthof standen die zwei zusammenlegbaren Eisenbetten“, in denen zur optimalen Ausnutzung des Platzes eine genaue „Liegeordnung“ eingehalten werden muss: „Das war mein Elternhaus [...]“. (MUA 21) Eine ähnlich bedrückende Atmosphäre herrscht in Mariannes Zuhause während der Krankheit ihrer Schwester: „Das Haus nahm mir alle Wärme aus dem Herzen und das Licht aus den Augen.“ (LZ<sup>2</sup> 104) Auch die Kinder der Familie Fehrenheit haben schlechte Erinnerungen an das Haus ihrer Kindheit im Ghetto. „Das Haus war aber auch danach, daß man es hassen mußte.“<sup>800</sup>

Positive Gefühle verbindet hingegen Wottich im *Schrei, den niemand hört!* mit der Stube der Frau Geize, dem Treffpunkt der Menschen im Ghetto: „Hier fühle ich mich so recht sicher.“ „Das ist mein zweites Heim.“<sup>801</sup>

798 Dies.: Jute in Simmering. In: AZ Nr.: 116. 27.04.1928. S. 6.

799 Georg Simmel: Über räumliche Projektionen sozialer Formen. O. a.: S. 210.

800 Else Feldmann: Der Schrei, den niemand hört! O. a.: S. 96.

801 Dies.: Der Schrei, den niemand hört! O. a.: S. 55.

Feldmann selbst widmet dem Haus ihrer Kindheit ein eigenes Feuilleton, in dem sie aus zeitlicher Distanz Rückschau auf das „Kinderhaus“, wie die Leute es damals nannten, hält: „In der Erinnerung ist immer alles viel schöner als es in Wirklichkeit war – viel verklärter, mit einem feinen Anhauch von Traum. [...] Nein, ich war in diesem Hause niemals glücklich, obwohl damals die goldene Jugendzeit war.“<sup>802</sup>

### Der leere Raum

Als letztes führt Simmel die Bedeutung des leeren Raumes an, in dem sich bestimmte gesellschaftliche Beziehungen sowohl negativer wie auch positiver Art ausdrücken, und überträgt sie auch auf persönliche Beziehungen: So gebe es zwischen zwei Menschen oft ein Gebiet oder einen Gegenstand, über den Stillschweigen vereinbart wird, weil eine Berührung zu schmerzlich wäre oder aber Konfliktpotential birgt.

Ach, dieses Schweigen im Haus. Auch Vater ist schweigsam. Ich frage ihn, wie es mit seinen Beinen steht [...]. ‚Die Beine sind verheilt‘, sagt der Vater zu Martha – andere Wunden schmerzen. Damit meint er mich. Ich bin eine Wunde für sein Herz, weil ich auf der Straße Geld verdiene. (MUA 44)

Von Marthas Beruf soll der Bruder Ludwig nichts erfahren (MUA 45), aber auch er „ist schweigsam, was seine Person betrifft. [...] Er schützt sich mit einer Reihe von Redensarten vor meinen Fragen.“ (MUA 119) Unausgesprochen bleibt die Tatsache der Prostitution auch zwischen Martha und Wladimir: „Nicht daran zu denken, diesem Menschen alles zu sagen.“ (MUA 277)

In der gegenseitigen Anerkennung eines solchen Tabus zeige sich, so Simmel, nicht nur gegenseitige Rücksichtnahme, sondern auch eine gewisse Feigheit und Schwäche: „Ich weiß nicht, was ihr von mir wollt. Immer das Reden durch die Blume, die gehässigen Blicke. Sagt mir, was ihr gegen mich habt. Habt den Mut dazu und seid keine Feiglinge.“ (MUA 69)

Zwischen den Schwestern staut sich durch diese Vermeidungshaltung eine negative Energie auf, die schon ein kurzer Seufzer zum Ausbruch bringen kann: „Sie seufzt ganz klein auf, das erbost mich wieder.“ (MUA 77) Indem Personen ein Gebiet zwischen sich leer ließen, verzichteten sie auf dessen Fruchtbarkeit, die sich, nach einem ersten Schock, durch neue Verknüpfungen entwickeln könnten.<sup>803</sup> Solches gelangt den beiden Schwestern in *Löwenzahn*.

Einmal dachte ich: Ich muß Johanna von meinem Traum erzählen. Nach einer Weile überlegte ich ... es könnte sie trübe stimmen ... es war doch so entsetzlich – wie ein

802 Dies.: Das alte Haus. In: AZ Nr.: 294. 20.10.1921. S. 6.

803 Vgl.: Georg Simmel: Über räumliche Projektionen sozialer Formen. O. a.: S. 216.

Mensch sich in einen Hund verwandelt. Allein – Trotzdem sagte ich: Johanna, ich muß dir von einem Traum erzählen. Sie hörte zu ... Ja von dem Hund, der aufrecht ging, und der Hund warst du. Johanna saß bleich da, mit eingesunkener Brust und atmete schwer: ... Totenhund ... Woher weißt du das? Ich habe ihn selbst einmal gesehen ... [...] In meiner Brust war eine tiefe Reue: Warum habe ich ihr gesagt, daß sie sterben muß. Sie wußte es ohnehin, aber da ich es ihr sagte, zwang ich ihre Gedanken dahin. (LZ<sup>2</sup> 85f.)

In diesem Fall kommt es nach dem ersten Schock aber zur Überwindung des Trennenden, das bis dahin zwischen ihnen gestanden hatte, und entfaltet damit eine positive Kraft: „Nun waren wir fest verbunden. Alles Fremde war von uns gefallen.“ (LZ<sup>2</sup> 86)

In diesem Zusammenhang kommt Simmel auch auf die Wehrlosigkeit des moralischen Menschen zu sprechen, der auf egoistische Handlungen verzichtet, die ein gewissenloser Mensch ohne weiteres setzt, um sich Vorteile zu verschaffen. So weigert sich Martha Antonia gegenüber, das Erbe des Bruders, für den sie Schulden beglichen hat, anzutasten: „gegen meine Brüder will ich nicht unehrlich vorgehen“ (MUA 164). Damit steht sie moralisch über der Schwester, die ihre Arbeit als Prostituierte verachtet.

Positiv bedeutsam und in seiner Funktion verbindend wird der leere Raum, wenn er sich als neutrale Zone gestaltet, die ein unparteiliches Zusammentreffen zweier Parteien ermöglicht. Als solche wird er in der Szene auf dem Berg angedeutet, wo Martha und Wladimir das erste Mal fernab der menschlichen Zivilisation und ihren Gesetzen aufeinandertreffen: „[...] überall hier oben ist ja die Unendlichkeit.“ (MUA 303)

In seiner Bedeutung negativ und seiner Funktion nach trennend taucht der Horror Vacui in Marthas Angsttraum auf, in dem sie in einem Kaufhaus, aus dem alle Menschen hinausströmen, „als einzige, die den Ausgang nicht findet, in einem leeren Raum übrig bleibt“, dessen Tür sich vor ihr schließt:

Da schrie ich und weinte. Von ganz oben kam eine Stimme: ‚Diener!‘; rief jemand laut in den leeren Raum: Und wirklich kam in großen Stiefeln ein dicker, hochgewachsener Mann in blauem Kittel, packte mich, schleuderte mich über viele Stockwerke, ich fiel in einen Schuppen, und dort kam ein Riesenkerl hin und packte mich noch einmal, ich wollte schreien und konnte nicht, wachte schweißbedeckt auf. (MUA 296)

Als Ort der Isolation und der Einsamkeit empfindet der Junggeselle in dem Feuilleton *Monolog des Junggesellen* sein leeres Zimmer: „... ich habe doch nur solche Angst vor meinem Zimmer ... vor dem leeren Raum.“<sup>804</sup>

804 Else Feldmann: Monolog des Junggesellen. In: Der Tag Nr.: 1797. 04.12.1927. S. 20.

## Von der Gesellschaft abgeschnittene, ‚andere Räume‘ – Heterotopien

Wie aus dem Schreiben Feldmanns an David Joseph Bach, auf das bereits an anderer Stelle Bezug genommen worden ist, hervorgeht, fordert Else Feldmann, nicht nur die Arbeiterschaft, sondern auch die in der Gesellschaft noch Tiefestehenden, wie Arbeitslose, Menschen, denen es nicht erlaubt ist zu arbeiten und dadurch noch mehr erniedrigt sind, Prostituierte, Menschen, die aus Strafanstalten entlassen oder noch im Gefängnis sind, in die sozialdemokratischen Reformbestrebungen mit einzubeziehen.<sup>805</sup>

Diese Menschen, zu denen neben Prostituierten, ‚Verbrechern‘ und straffällig gewordenen Jugendlichen auch alte Menschen und (psychisch) Kranke gehören, sind an Orten wie Bordellen, Gefängnissen, Besserungs- und Korrekationsanstalten, Krankenhäusern, Altenheimen und psychiatrischen Kliniken – von dem Rest der Gesellschaft abgeschlossenen Räumen – untergebracht, die von Michel Foucault als ‚andere Räume‘ bzw. Heterotopien bezeichnet worden und in der zeitgenössischen Literatur der Jahrhundertwende sowie der Zwischenkriegszeit bereits unterschiedlich gestaltet worden sind.

Wie z. B. das Bordell, das – hier noch aus psychologischer Sicht – in der *Traumnovelle* (1925) von Schnitzler, für den Protagonisten Fridolin durch das Verwirrspiel der nächtlichen Kutschfahrt getarnt, als ein der Gesellschaft entrückter Ort erscheint, bei Paul Leppin in seinem Roman *Die Türen des Lebens* (1901) als Fluchtpunkt aus dem Alltag in das ‚wahre Leben‘ beschrieben sowie – der männlichen Perspektive entgegengesetzt – im Erfolgsroman Else Jerusalems *Der heilige Skarabäus* (1909) aus Sicht der von der übrigen Gesellschaft abgeschnittenen Prostituierten geschildert worden ist.

Der Aufsatz *Von anderen Räumen*, den Michel Foucault bereits 1967 im Rahmen eines Vortrages präsentiert hat, der aber erst Jahre später d. h. 1984 publiziert und so einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden ist, zieht eine „stürmische Rezeption“ nach sich, die, wie Jörg Dünne formuliert, eine „Renaissance im Raumdenken“<sup>806</sup> eingeläutet hat.

Das darin entworfene Konzept von Utopie und Heterotopie erweist sich in Auseinandersetzung mit Feldmanns Texten auch insofern als fruchtbar, als Foucault die Konstitution sozialer Wissensordnung generell „topologisch, als durch die Ausgrenzung eines historisch veränderlichen Anderen definiert, d. h.

---

805 Vgl.: das in der englischen Übersetzung von Silverman wiedergegebene Schreiben Feldmanns an David J. Bach anlässlich seines 50. Geburtstages auf S. 44 vorliegender Arbeit.

806 Jörg Dünne: Einleitung Teil IV: Soziale Räume. In: Jörg Dünne; Stefan Günzel (Hg.): Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt am Main. Suhrkamp 2015<sup>8</sup>. S. 289–303. Hier: S. 292.

durch etwas, das zu einem bestimmten Zeitpunkt nicht diskursivierbar ist und damit zum ‚Außen des Denkens‘ wird<sup>807</sup> begreift.

Dem Werk Feldmanns sind, wie in Auseinandersetzung mit Foucaults Konzept im Folgenden zu zeigen sein wird, zahlreiche solcher als Heterotopien bezeichnete ‚andere Räume‘ eingeschrieben, womit sie auf die Menschen, die an diesen Orten von dem Rest der Gesellschaft abgeschlossen sind, eine Stimme verleiht und sie in das Blickfeld der Öffentlichkeit rückt.

Foucault sieht die Moderne als eine „Epoche des Simultanen, [...] des Nahen und des Fernen, des Nebeneinander und des Auseinander“<sup>808</sup> als die sie auch von Literaten der Moderne begriffen und z. B. bei Musil am Beginn seines Romans *Der Mann ohne Eigenschaften* bildlich gestaltet wird:

Autos schossen aus schmalen, tiefen Straßen in die Seichtigkeit heller Plätze. Fußgänerdunkelheit bildete wolkige Schnüre. Wo kräftigere Striche der Geschwindigkeit quer durch ihre lockere Eile fuhren, verdickten sie sich, rieselten nachher rascher und hatten nach wenigen Schwingungen wieder ihren gleichmäßigen Puls.<sup>809</sup>

Diese Verschiebung der Realitätswahrnehmung von der Vorstellung eines einheitlichen Nacheinander hin zu der einer simultanen, wie sie Musil beschreibt, legt den Ersatz des bisher zeitlich begriffenen Modells der Welterfahrung durch ein räumliches nahe: „Wir sind, glaube ich, in einem Moment, wo sich die Welt weniger als ein großes sich durch die Zeit entwickelndes Leben erfährt, sondern eher als Netz, das seine Punkte verknüpft und sein Gewirr durchkreuzt.“<sup>810</sup>

Der Raum stellt dabei allerdings keine völlig neue Kategorie dar, denn bereits im Mittelalter ortet Foucault eine „schicksalhafte Kreuzung“<sup>811</sup> von Raum und Zeit, für das er mit seiner Unterscheidung von heiligen und profanen, geschützten und offenen, wehrlosen, städtischen und ländlichen, himmlischen und irdischen Orten den „Raumtyp der ‚Verortung‘, der in einer transzendenten religiösen Ordnung verankert ist“<sup>812</sup> als dominant annimmt.

„Räume des Heiligen“ stellen dabei im Gegensatz zu profanen Fixpunkte dar, „die traditionelle soziale Ordnung nicht nur zentrieren, sondern überhaupt erst soziale Ordnung als einen geordneten ‚Kosmos‘ gegen das drohende ‚Chaos‘ einer profanen Welt schaffen, die nicht Ordnung sein kann.“<sup>813</sup>

807 Ebd.: S. 292.

808 Michel Foucault: *Andere Räume*. In: Karlheinz Barck u. a. (Hg.): *Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik*. Leipzig. Reclam 1992. S. 34–46. Hier: S. 34.

809 Robert Musil: *Der Mann ohne Eigenschaften*. Erstes und Zweites Buch. Hg. v. Adolf Frisé. Reinbek bei Hamburg. Rowohlt 1978. S. 9.

810 Ebd.: S. 34.

811 Ebd.: S. 34.

812 Jörg Dünne: *Einleitung Teil IV: Soziale Räume*. O. a.: S. 293.

813 Ebd.: S. 293.

Eine Öffnung dieses Raumtyps der Verortung vollzieht sich mit Galilei und der Konstituierung des unendlichen und unendlich offenen Raumes, die mit seiner (Wieder-)Entdeckung einhergeht. Dabei kommt es zur Auflösung der Ortschaft des Mittelalters, „da der Ort einer Sache nun nur mehr ein Punkt in ihrer Bewegung, so wie die Ruhe einer Sache nur mehr ihre unendlich verlangsamte Bewegung war.“<sup>814</sup> Seit dem 17. Jahrhundert tritt also die Ausdehnung an die Stelle der mittelalterlichen Verortung.

In der Moderne sieht Foucault die Lagerung an die Stelle der Ausdehnung, die ihrerseits die Verortung abgelöst hatte, getreten. Diese nimmt er als „durch die Nachbarschaftsbeziehungen zwischen den Punkten oder Elementen definiert“<sup>815</sup> an.

Als konkretes Beispiel nennt er das Problem der Lagerung oder Platzierung für und von Menschen auf dem Gebiet der Demographie, das nicht nur die Frage aufwirft, „ob es auf der Welt genug Platz für den Menschen gibt“, sondern bei dem es auch darum geht, „zu wissen, welche Nachbarschaftsbeziehungen, welche Stapelungen, welche Umläufe, welche Markierungen und Klassifizierungen für die Menschenelemente in bestimmten Lagen und zu bestimmten Zwecken, gewahrt werden sollen.“<sup>816</sup> Eine Frage, die nicht nur angesichts der Umwälzungen nach dem Ersten Weltkrieg in der Bevölkerung der zerfallenen Habsburgermonarchie, sondern auch in Anbetracht aktueller Flüchtlingsströme virulent ist.

So trifft Foucaults These – „Ich glaube also, daß die heutige Unruhe grundlegend den Raum betrifft – jedenfalls viel mehr als die Zeit.“ –<sup>817</sup> nicht nur auf die Gegenwart des Entstehungszeitraumes seines Aufsatzes sowie auf die Kriegs- und Zwischenkriegszeit – in der Feldmanns Texte überwiegend entstanden sind – zu, sondern beansprucht auch darüber hinaus Gültigkeit.

Ungeachtet der Entsakralisierung von Raum und Zeit im historischen Prozess, sieht Foucault die Gegenwart nach wie vor von Dichotomien gekennzeichnet, die wir weiterhin akzeptieren, wie z. B. die zwischen privatem und öffentlichem Raum, zwischen Raum der Familie und gesellschaftlichem Raum, kulturellem und nützlichem Raum, zwischen einem Raum der Freizeit und einem der Arbeit.<sup>818</sup> Alle diese Gegensätze, so Foucault, „leben noch von einer stummen Sakralisierung“,<sup>819</sup> da wir nicht in einem homogenen leeren, sondern

---

814 Michel Foucault: *Andere Räume*. O. a.: S. 36.

815 Ebd.: S. 36.

816 Ebd.: S. 36ff.

817 Ebd.: S. 37.

818 Vgl.: ebd.: S. 37.

819 Ebd.: S. 37.



in einem von Qualitäten aufgeladenem Raum leben. Der Raum des Außen, „der Raum, in dem wir leben, [...] in dem sich die Erosion unseres Lebens abspielt, dieser Raum, der uns zernagt und auswäscht“, betont Foucault, „ist selber auch ein heterogener Raum“<sup>820</sup>.

In diesem Zusammenhang wendet sich Foucault in seinem Aufsatz zwei großen Typen von insofern besonderen Räumen zu, als sie „mit allen anderen [Räumen, Anm. v. m.] in Verbindung stehen und dennoch allen anderen Platzierungen widersprechen“<sup>821</sup> – den Utopien und den Heterotopien.

Utopien bezeichnen „Platzierungen ohne wirklichen Ort: die Platzierungen, die mit dem wirklichen Raum der Gesellschaft ein Verhältnis unmittelbarer oder umgekehrter Analogie unterhalten, Perfektionierung der Gesellschaft oder Kehrseite der Gesellschaft“<sup>822</sup> sind. Eine Utopie ist ein im Wesentlichen unwirklicher bzw. nicht Wirklichkeit gewordener Raum, wie er z. B. Feldmanns Werk durch ihr Engagement für den Sozialismus eingeschrieben ist.

In den Mittelpunkt seiner Auseinandersetzung stellt Foucault aber den Begriff der Heterotopie, den er für Orte verwendet, die sich eigentlich außerhalb aller Orte befinden, aber dennoch tatsächlich geortet werden können: „Weil diese Orte ganz *andere* sind, als alle Plätze, die sie reflektieren oder von denen sie sprechen, nenne ich sie *Heterotopien*. [Hervorh. v. M. F.]“<sup>823</sup>

Heterotopien definiert Foucault dahingehend, dass erstens Heterotopien in allen Kulturen der Welt ausgebildet würden und zweitens in einer Gesellschaft existierende Heterotopien im Laufe der Zeit Veränderungen unterlägen. Foucault teilt Heterotopien in zwei unterschiedliche Typen ein: zum einen die Krisenheterotopie, zum anderen die Abweichungsheterotopie. Krisenheterotopien sind Orte, die Individuen einer Gesellschaft vorbehalten sind, die sich „inmitten ihrer Umwelt in einem Krisenzustand befinden“.<sup>824</sup> Foucault nennt Heranwachsende, menstruierende Frauen, Frauen im Wochenbett und Alte, die Aufzählung ließe sich um Schwangere, Gebärende sowie Sterbende ergänzen. Als Beispiel führt er u. a. die im Bürgertum des 19. Jahrhunderts gängige Praxis an, dass Knaben ihre ersten Schritte auf dem Gebiet der Sexualität ‚anderswo‘, d. h. bei Prostituierten machen sollten. Diese spezielle Form der sexuellen Initiation beschreibt Feldmann nicht nur in ihrem Roman *Martha und Antonia*, wenn sie von der Begegnung Marthas mit ihrem ersten Freier im Bordell berichtet:

---

820 Ebd.: S. 38.

821 Ebd.: S. 38.

822 Ebd.: S. 38.

823 Ebd.: S. 39.

824 Ebd.: S. 40.

Ein Bursche war es, von siebzehn Jahren – er war ein Kind wie ich – aus der Realschule. Er sagte zu mir, ‚Vor den großen Weibern habe ich Angst.‘ [...] Er gab mir vier Kronen [...] Mit diesem ersten Geld lief ich nach Hause. Ich wollte heute nicht mehr ... (MUA 36)

Am Rande wird sie auch in *Löwenzahn* gestreift, wo Mariannes Mutter auf den Vorwurf der Nachbarin, ihr Dienstmädchen hätte sie bestohlen, erwidert: „Ich habe meine eigenen Sorgen, wenn Ihr Sohn mein Dienstmädchen in sein Zimmer nimmt, so ist das seine Sache und nicht die meine.“ (LZ<sup>2</sup> 173)

An das Einsetzen der ersten Regelblutung bei ihrer älteren Schwester Antonia erinnert sich die Protagonistin des Romans *Martha und Antonia* folgendermaßen:

Einmal wollte Antonia sich abends nicht auskleiden, sie sagte, sie wolle in der Küche schlafen. Sie legte sich ein paar Sachen, Kleider und Tücher, auf die Bank und wollte dort schlafen. Die Mutter verbot es ihr, aber Antonia bat so lange, bis die Mutter schwach wurde und nachgab. [...] Als Antonia am nächsten Abend wieder in die Küche wollte, fing ich an zu weinen, es half nichts, sie kam nicht zu mir, erst am vierten Abend. Und nach einigen Wochen dasselbe. Um mich zu beruhigen, flüsterte sie mir zu: ‚Nur noch ein paar Tage, dann komme ich wieder.‘ Was war das für ein abscheulicher Ort, wo sie schlief – in der Finsternis auf der harten Holzbank. Ungeziefer in den Mauerspalten, Küchenschaben. Es war ein Opfer, das sie brachte, denn sie sagte leise zu mir: ‚Wie froh bin ich, daß ich wieder im Bett schlafen kann, ich habe mich gefürchtet.‘ Ich war zu klein, um sie zu verstehen, aber wenn ich in späteren Jahren – wie man sagt – viel für sie getan habe, so war mir ja doch für die arme kleine Antonia und ihre zarte, schamhafte Seele nichts zuviel. (MUA 22f.)

Mit bestimmten Orten assoziierte Krisen- und Übergangszustände wie die Pubertät, Geburt, Krankheit und Sterben, die in der Literatur der Moderne zunehmend in den Blickpunkt rücken, sind zentrale Themen bei Feldmann.<sup>825</sup>

So beginnen z. B. Rilkes *Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge*, der die Großstadt selbst als einen krisenhaften Ort beschreibt, mit einem Schwenk über eine ganze Reihe von Orten, die Foucault als Krisenheterotopien ausgewiesen hat.

So, also hierher kommen die Leute, um zu leben, ich würde eher meinen, es stürbe sich hier. Ich bin ausgewesen. Ich habe gesehen: Hospitäler. Ich habe einen Menschen gesehen, welcher schwankte und umsank. Die Leute versammelten sich um ihn, das ersparte mir den Rest. Ich habe eine schwangere Frau gesehen. Sie schob sich schwer an einer hohen Mauer entlang, nach der sie manchmal tastete, wie um sich zu überzeugen, ob sie

825 In ungefähr einem Viertel der Texte von Feldmann spielen von Foucault als Heterotopien beschriebene Orte eine Rolle.

noch da sei. Ja, sie war noch da. Dahinter? Ich suchte auf dem Plan: Maison d'Accouchement. Gut. Man wird sie entbinden – man kann das. Weiter rue Saint-Jaques, ein großes Gebäude mit einer Kuppel. Der Plan gab an Val-de-grâce, Hôpital militaire. Das brauchte ich eigentlich nicht zu wissen [...]. Dann habe ich ein eigentümlich starrblindes Haus gesehen, es war im Plan nicht zu finden, aber über der Tür stand noch ziemlich leserlich: Asyle de nuit.<sup>826</sup>

Malte möchte die Augen vor den an diesen Orten (hier: Hospitäler, Entbindungsheim und Obdachlosenasyll) sichtbar werdenden gesellschaftlichen Realitäten am liebsten verschließen – „Die Leute versammelten sich um ihn, das ersparte mir den Rest.“ – und ist froh, wenn sie hinter Mauern von dem öffentlichen Leben abgeschlossen bleiben. Else Feldmann dagegen lenkt ihren Blick auf Menschen, die sich in der Gesellschaft in einem krisenhaften Zustand befinden: „Ich interessierte mich damals für diese Erscheinung der schwangeren Frau am Bau“, schreibt sie in einem Beitrag für das *Neue Wiener Journal*, in dem sie berichtet, „daß drei Viertel aller Arbeiterinnen, die Mörtel schleppten, Ziegel führten, auf Leitern und Gerüsten kletterten, in Sonne, Regen und Wind im Freien waren, neue Menschenleben in sich trugen“, die aufgrund der Arbeitsumstände dieser Frauen nur von kurzer Dauer sind. „Die Frau bekam jedes Jahr ein Kind. Sie konnte keines mehr groß bringen, sowie es ein paar Monate alt war, starb es. Die Frau arbeitete bis zu ihrer Niederkunft am Bau.“<sup>827</sup>

Armut wird bei Feldmann nicht wie bei Rilke in seinem Gedicht *Sie sind es nicht* (1903) als ein „großer Glanz aus Innen ...“<sup>828</sup> romantisiert, sondern dem Leser in der Drastik ihrer Auswirkungen vor Augen geführt. Wie z. B. in einem anderen Feuilleton, wo Feldmann – mit dem Titel „*Zu den Müttern müßt ihr hinuntersteigen ...*“ auf das Thema der ledigen Mutterschaft in *Faust* Bezug nehmend – den Fall einer jungen Frau aufgreift, die sich, um der „Eintönigkeit des Bureaubens zu entgehen“,<sup>829</sup> auf eine Affäre mit einem Kollegen einlässt und, als dieser zum Kriegsdienst einberufen wird, ein lediges Kind erwartet.

Feldmann schildert darin sowohl die krisenhafte Zeit der Schwangerschaft, in der die Frau, als das Kriegsende nicht abzusehen ist und die Entfremdung zwischen beiden zunimmt, „begriff [...], daß das Neue, der Dienst im Krieg ihn gefangen hielt, ihm langsam sein eigentliches Selbst nahm und einer Kette

826 Rainer Maria Rilke: Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. Kommentierte Ausgabe. Stuttgart. Reclam 1997. S. 7.

827 Else Feldmann: Vor dem Kriege. In: NWJ Nr.: 9195. 08.07.1919. S. 7–8. Hier: S. 8.

828 Rainer Maria Rilke: ‚Sie sind es nicht‘ [aus dem Stundenbuch]. In: Rainer Maria Rilke. Sämtliche Werke. Hg. v. Ernst Zinn. Bd. 1–6. Wiesbaden, Frankfurt am Main. Insel 1955–1966. S. 3555.

829 Dies.: „Zu den Müttern müßt ihr hinuntersteigen ...“ In: DA Nr.: 61. 29.03.1917. S. 7.

eingliederte“ und „ihre Sehnsucht langsam versiegt“, zunächst daran denkt, „ins Wasser zu gehen“,<sup>830</sup> als auch die Ausnahmesituation der Geburt.

Als die Schwangerschaft nicht mehr zu verheimlichen ist, kündigt sie, um der gesellschaftlichen Ächtung zu entgehen, ihre Stelle im Büro und geht in die Fabrik. Dazu zieht sie – wie Schnitzlers *Therese* (1928)<sup>831</sup> in dem gleichnamigen Roman, wo die Geburt des unehelichen Kindes ebenfalls ‚außerhalb‘ der Gesellschaft stattfindet – in ein fremdes Viertel, wo niemand sie kennt und bringt dort ihr Kind „ohne jede Hilfeleistung“ zur Welt: „Es schrie nicht, es lebte bloß. Die winzigen Glieder wanden sich wurmartig.“<sup>832</sup>

Mittels der Schilderung des psychischen Zustandes der ledigen Mutter, die kurz daran denkt, das Neugeborene zu töten, erzeugt Feldmann eine greifbare Nähe zu der Ausnahmesituation, in der sich die Frau befindet: „[...] satanartig fuhr ihr der Gedanke in den Kopf [...]. Befreie es von diesem furchtbaren Leben, rief eine Stimme in ihr [...]. Wie sie es aber ansah, konnte sie ihm nichts tun. Aber sie konnte es auch nicht lieben.“<sup>833</sup> Sie lässt ihr Kind zunächst in der Lade des Tisches zurück, versperrt die Tür und geht fort, kehrt, nachdem sich „der Wahnsinn, der die ganze Zeit über ihr Gehirn umklammert hielt“, gelöst hatte, aber zurück und findet das Kind, zwar „blaugefroren am ganzen Körper“,<sup>834</sup> aber lebendig vor.

Krisen- und Übergangszustand ist auch die Krankheit Mariannes, Protagonistin in *Löwenzahn*, nach dem Tod der Schwester, bei der sie vorübergehend das Augenlicht verliert und sechs Wochen lang an das Bett gefesselt ist:

Wochen um Wochen lag ich. [...] alles war Ruhe. Leere und Finsternis. [...] Ich dachte: Gut, es gibt vielleicht auch ein solches Leben: wo man still im Bette liegt und nichts sieht. Man hat schließlich ein Zimmer und die Eltern haben einen lieb; man bekommt alles. Man ist abgeschlossen von aller Feindschaft und von allem Haß. (LZ<sup>2</sup> 118f.)

Das Zuhause, das Zimmer, das eigene Bett als möglicher Ort des Rückzuges vor der feindlichen Welt in der Zeit des Heranwachsens taucht bei Feldmann an mehreren Stellen auf:

Ich hätte nicht hinaufgehen sollen. Man bleibt zu Hause in seinen vier Wänden – dann kann einem nichts geschehen. [...] Was wird später sein? Wie kann man sich vor allem Furchtbaren, das es gibt, retten? (LZ<sup>2</sup> 168)

830 Ebd.: S. 7.

831 Arthur Schnitzler: *Therese*. Chronik eines Frauenlebens. Fischer. Berlin 1928.

832 Ebd.: S. 7.

833 Ebd.: S. 7.

834 Ebd.: S. 7.

Am nächsten Tag wollte ich nicht wieder mitgehen. Es war mir bange vor Plonis einsamen Wegen. Auch wäre ich gerne zu Hause geblieben, hätte beim Fenster gegessen und hinausgeblickt [...]. (LZ<sup>2</sup> 14)

Wie schön ist es, zu Hause im Bett. Kein Licht. Tiefe Dunkelheit. Alleinsein! Wie schön! Den Kopf unter die Decke, sich verkriechen. Wie klug, daß die Mutter eines Tages gesagt hatte: Das große Mädchen, bald vierzehnjährig, muß aus unserem Schlafzimmer hinaus. Sie kann ein neues, weiß lackiertes Eisenbett ins Wohnzimmer an die Wand gerückt bekommen. Dort schläft sie fortan allein.<sup>835</sup> Und dabei blieb es.

Die schützende Qualität des Zuhauses sowie des Bettes kann sich aber auch verkehren: „Wie geht es deiner kranken Schwester?“, fragt eine Schulkameradin Mariannes:

Sie ist tot.

Wo liegt sie?

Zu Hause. [...]

Ich dachte an das Bett, wo Johanna unter einer Decke lag, still und kalt; daß ich sie für immer verloren hatte. (LZ<sup>2</sup> 111)

Der Tod wird als unzugänglicher, rätselhafter Ort für die Lebenden beschrieben und das Sterben in *Löwenzahn* auf kindliche Weise imaginiert, jedoch bereits mit präziser Kälte beschrieben:

Ich weiß, ein Engel kommt und trägt einem die Seele fort; der Körper aber wird eingegraben und von den Würmern gefressen. (LZ<sup>2</sup> 12)

[...] wir hatten die Nacht im selben Zimmer mit einer Leiche geschlafen. Die Lebenden bei der Toten. (LZ<sup>2</sup> 109)

Nun war auch Klara Benedikt in der ‚schwarzen Halle‘. (LZ<sup>2</sup> 90)

Als Laich eine Stelle als Träger in einer Klinik annimmt, findet er sich wieder

[...] mit drei Leichen im modernen Kühlhaus zusammen. Sie waren am Nachmittag für die Angehörigen aufgebahrt worden und mußten rasch hereingebracht werden zum ‚Nachschauen‘, ehe sie am folgenden Tag bestattet wurden. Es waren solche, die an seltensamen Krankheiten gestorben waren. Eine von ihnen war ein Mann von vierzig Jahren; seine Augen standen weit offen, und weil sie verglast waren, leuchteten sie. (LDM 232f.)

Die nach Foucaults Auffassung im Verschwinden begriffenen Krisenheterotopien – wie z. B. das Sterben im Kreise der Familie (vgl. Johanna in *Löwenzahn*),

835 Else Feldmann: Mit vierzehn Jahren. Kindergeschichte. In: AZ Nr.: 95. 06.04.1927. S. 12.

das auch Rilke in seinen *Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge* (1910) eindrucksvoll an der Gestalt des alten Kammerherren Brigge beschrieben hat, der zwei Monate lang „und so laut, daß man ihn hörte bis aufs Vorwerk hinaus“,<sup>836</sup> mit dem Tod ringt – werden laut Foucault abgelöst von Abweichungsheterotopien (wie dem „fabrikmäßige[n]“<sup>837</sup> Sterben im *hôtel dieu*), worunter er Erholungsheime, Krankenhäuser, psychiatrische Kliniken, Gefängnisse, Erziehungsanstalten, aber auch Altersheime, die „an der Grenze zwischen Krisenheterotopien und Abweichungsheterotopien liegen“,<sup>838</sup> zählt. Sie alle sind Orte, an die Individuen, deren Verhalten von der Norm abweicht (im Diskurs der Ordnung also eine Außenseiterposition einnehmen), verbracht werden.

Bei Feldmann finden sich sowohl im Rahmen ihrer journalistischen Arbeiten als auch in ihren Romanen zahlreiche Darstellungen solcher von Foucault als Beispiele für Abweichungsheterotopien angeführten Orte, die auf das eingangs erwähnte, in der Moderne virulent gewordene Problem der Lagerung rekurrieren. Auch die Aufladung des Raumes mit unterschiedlichen Qualitäten wird an ihnen deutlich.

### Erholungsheime

Bereits in und nach dem Ersten Weltkrieg steigt der Bedarf an Orten, an denen sich die Menschen von den Verletzungen der Kriegszeit und deren Folgeerscheinungen erholen bzw. wieder gesund werden können. In seinem Roman *Der Zauberberg* (1924) hat Thomas Mann das Sanatorium in Davos als einen solchen, von den Geschehnissen der realen Welt entrückten Ort beschrieben.

Das Sanatorium bezeichnet der Mediziner Erich Stern in seiner Studie über die *Psyche des Lungenkranken* (1925) als eine Zwischenform zwischen Krankenheilanstalt und Hotel: „Es ist viel eleganter und verschwenderischer, häufig mit einer gewissen Üppigkeit und großem Luxus eingerichtet“ und hebt dessen profit-orientierten Charakter deutlich hervor: „Aber hinter dem Sanatorium stehen Geldgeber und Banken, steht eine Aktiengesellschaft, steht das wirtschaftliche Interesse: das Sanatorium soll sich rentieren, es soll Überschüsse erzielen, Dividenden zahlen können.“<sup>839</sup>

836 Rainer Maria Rilke: *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge*. O. a.: S. 12.

837 Ebd.: S. 11.

838 Ebd.: S. 41.

839 Erich Stern: *Die Psyche des Lungenkranken. Der Einfluß der Lungentuberkulose und des Sanatorienlebens auf die Seele des Kranken*. Halle 1925. S. 76. Zit. nach: Dietrich von Engelhardt: *Krankheit und Medizin, Patient und Arzt in Thomas Manns Zauberberg (1924) in medizinischer Sicht*. In: Dietrich von Engelhardt; Hans Wißkirchen (Hg.): *„Der Zauberberg“ – die Welt der Wissenschaften in Thomas Manns Roman*. Stuttgart, New York 2003. S. 1–28. Hier: S. 19.

Im *Wiener Journal* von 1919 findet sich ein Feuilleton, in dem Feldmann die luxuriöse Atmosphäre in einem solchen Sanatorium beschreibt – „Hier war der Duft von Rosen im Zimmer, die Wärme der Glashäuser.“ – und über den gesellschaftlichen Hintergrund sowie die Ursache der Krankheiten von dessen Bewohnern polemisierend befindet: „[...] ein Geldsack hatte einen anderen geheiratet – ein Großgrundbesitz hatte sich mit einer Textilfabrik verbunden, dem entsproß Epilepsie oder die Fallsucht.“<sup>840</sup>

In *Die Macht des Ringes* schildert sie das Leben in einem Kurort, in dem sich, anders als in einem Sanatorium, Menschen aus einfacheren Verhältnissen von ihren Krankheiten erholen. Darin beschreibt sie die sich anbahnende Beziehung zwischen zwei jungen Leuten, die – wie später auch im Roman *Martha und Antonia* – zu einer den eintönigen Alltag durchbrechenden Sensation und gleichzeitig zum Gesprächsmittelpunkt der gelangweilten Kurgäste avanciert:

Die alten griesgrämigen Leute sahen zu und waren voll Neugierde. Das war wohl ein kleiner, notdürftiger und abgestandener Rest von Jugend, der in ihnen rebellierte. [...] Die alten Leute sahen ihnen nach. Sie wurden boshaft und schlecht, und manche rächten sich im Klatsch. Es wurde spioniert und nachgeschlichen, [...] ein Fieber war los, eine Erregung.<sup>841</sup>

Als Sehnsuchtsort im Süden hingegen gestaltet sich für Johanna, die todkranke Schwester Mariannes in *Löwenzahn*, die Erinnerung an ihren Aufenthalt in der Heilanstalt für kranke Kinder am Mittelmeer, wohin sie durch Hilfe eines Arztes verbracht worden war.

Ich dachte an dort. Wäre ich doch immer dort geblieben. Hier fürchte ich mich, wenn ich die anderen Menschen sehe, die groß und aufrecht sind. Aber dort war es schön unter Leidenden und Kranken. [...] Schwester Pia sagte oft ‚Geh nicht zurück in dieses grausame Leben.‘ (LZ<sup>2</sup> 94)

Einem „Palast“ gleicht das Erholungsheim, in das Antonia, nach der Geburt ihres Kindes gebracht wird: „[...] es duftet von Sauberkeit, ungebrochen flutet das Sonnenlicht herein, überall grüne Pflanzen – eine Freitreppe, breite Gänge und Hallen –, die Landschaft, in die es hineingebettet ist, gleicht einem Paradies.“ (MUA 146)

Dem gegenüber sind Krankenhäuser als institutionalisierter Ort von Krankheit, Sterben und Tod qualitativ völlig anders aufgeladen: „Münder, fiebervertrocknet, angstverzerrt, öffnen sich [hier] zum stummen Schrei: sie alle

840 Else Feldmann: Sanatorium. In: NWJ Nr.: 9375. 11.12.1919. S. 3.

841 Dies.: Die Macht des Ringes. In: NWJ Nr.: 9683. 19.10.1920. S. 3–4. Hier: S. 3.

wissen es mit letztem Verstand: Hier dürfen sie nicht laut werden! Spitalordnung!<sup>842</sup> Das Spital in der Großstadt erscheint wie eine vom Leben abgetrennte Parallelwelt:

Wenn man von draußen kommt, von der Straße, von der Welt, fühlt man einen Augenblick die beklemmende Stille. Draußen geht das Leben weiter: man hört die Signale der Straßenbahn und der Autos, der Lärm und die Erregung der Menschen dringen durch das offene Tor herein. Zeitungen werden ausgerufen ... Hier, auf den Betten unter den Bäumen liegen die Kranken.<sup>843</sup>

In den „vielen Höfen dieser Krankenstadt“ sieht man: Kriegsverletzte, galizische Flüchtlinge, Kinder mit amputierten Beinen, Schwangere, die auf die Geburt ihres Kindes warten. Hoffnung, Schwermut und Verzweiflung liegen nahe beisammen und über der ganzen Szenerie weht als Memento mori der Klang des Sterbeglöckchens.

In Erinnerung an einen eigenen Spitalsaufenthalt berichtet Feldmann von dem starken Kontrast des Lebens in einem Krankenhaus bei Tag und Nacht: Sieht „so ein Krankensaal [tagsüber] sehr hübsch, fast freudig aus – keine Verbände, keine blutigen Glieder. Alles ist hier schneeweiß, das macht so wohlhabenden Eindruck. Wie im Sanatorium“, so ändert sich das Bild in der Nacht: „Das entsetzliche, schreckensvolle Leben bricht in die Spitalruhe ein [...]. Die Nacht der Selbstmörder. Die Geretteten werden gebracht.“<sup>844</sup>

Bereits in einem ihrer frühen Texte noch vor dem Ersten Weltkrieg gibt sie ihre Eindrücke von einem *Sederabend im Allgemeinen Krankenhaus* wieder, wo sie die „traurige Gemeinde“, die „langen, bleichen, schleichenden Gestalten, in ihre Spitalskittel wie in Schicksalsgewänder gehüllt [...], mit ihren starren, bleichen Gesichtern“, in denen „der unausrottbare, durch Jahrtausende eingebrannte Wunderglaube“<sup>845</sup> weiterlebt, beschreibt.

842 Dies.: Sterben im Spital. In: AZ Nr.: 46. 15.02.1926. S. 6.

843 Dies.: Hof im Allgemeinen Krankenhaus. In: NWJ Nr.: 9313. 07.10.1919. S. 6. Der nahezu gleiche Artikel erscheint unter demselben Titel mit einigen den veränderten Umständen des späteren Erscheinungsjahres angepassten Abänderungen auch noch einmal 1934 in der Zeitschrift: Die Frau Nr.: 10. 01.12.1924. S. 9. Hier verweist Feldmann auf die nach wie vor anwesenden ehemaligen Soldaten: „Und noch immer die Menschenwracks des Weltkrieges – sie kommen noch immer hierher zurück, wenn ihre Wunden aufs neue zu eitern beginnen; noch viele sind es, nun gealtert, nun grau geworden, seltsame Nachzügler.“

844 Dies.: Aus dem Wasser gezogen. In: AS Nr.: 24. 08.07.1934. S. 8.

845 Dies.: Sederabend im allgemeinen Krankenhaus. In: Dr. Bloch's Österreichische Wochenschrift Nr.: 14. 05.04.1912. S. 231.



Weniger beklemmend wirkt ein *Fest auf dem Steinhof*, der psychiatrischen Klinik der Stadt Wien:<sup>846</sup>

Man könnte nicht einmal sagen, daß etwas Gespenstisches über dem großen Theatersaal lag, in dem mehr als sechshundert Irre zu einem fröhlichen Abend versammelt waren. Nicht mehr Gespenstisches als auch an den fröhlichen Festen der Außenwelt für den, der in den Tiefen der menschlichen Naturen zu lesen versteht.<sup>847</sup>

Psychiatrische Kliniken, die neben den Gefängnissen zu den klassischen Aussperrungsorten gesellschaftlicher Sanktion und Deportation gehören, tauchen auch in späteren Texten Feldmanns auf.

Die groteske Verkehrung des menschlichen Lebens durch den Krieg wird in einem Feuilleton von 1930 deutlich, wo sie die gegenwärtigen Zustände beschreibt. Noch Jahre nach Kriegsende „bis zum heutigen Tage“ sind

[d]ie Irren- und Siechenhäuser [...] mit den Opfern des Krieges überfüllt. Sie sterben, andere werden hereingebracht, auf den langen Holzbahnen trägt man sie herein, schält sie aus weißen Tüchern – dann liegen sie reglos da wie bleiche Holzpuppen, atmend und starrend.<sup>848</sup>

Unter ihnen ist auch einer der letzten Kunden der Blumengusta, einer Prostituierten, die Soldaten, die Angst davor hatten, ins Feld zurückgeschickt zu werden, auf eigenen Wunsch hin mit der „richtigen Krankheit“ infizierte: „Die Soldaten aber waren aufgegeben, zerschunden und, was die Hauptsache war: sie wollten nicht mehr. Sie machten sich Injektionen mit Petroleum“, was aufgedeckt und streng geahndet wird. Unter den Soldaten lebte auch ein Trachomverkäufer:

Einer, der den Kameraden den eitrigen Ausfluß seiner fast erblindeten Augen verkaufte. Um ein wenig Geld, ein paar Zigaretten. Um ein wenig Tabak schmierte er den anderen den kostbaren Ansteckungsstoff aus seinen kranken Augen in ihre gesunden. Besser verstanden sie es nicht. Sie hatten alle miteinander den Tod an der Front gesehen. Das furchtbarste Leben zogen sie solchem Tode vor.<sup>849</sup>

Ähnlich verkehrt sich der Sinn der Gefängnisse – allerdings angesichts begrüßenswerter Veränderungen, im Zuge der Jugendgerichtsreform. Im Rahmen

846 Bei Steinhof handelt es sich um eine alte Ortsbezeichnung, womit das Otto-Wagner-Spital mit der in seinem Zentrum gelegenen Kirche Am Steinhof gemeint ist. In der NS-Zeit wurde die Anstalt nach dem Flurnamen Am Spiegelgrund genannt, wo zahlreiche Kinder Opfer von Euthanasie wurden.

847 Else Feldmann: Ein Fest auf dem Steinhof. In: AZ Nr.: 337. 08.12.1925. S. 12.

848 Dies.: Bazillenverkäufer. In: AZ Nr.: 198. 20.07.1930. S. 13.

849 Ebd.: S. 13.

ihrer Reportagen berichtet Feldmann von einem Jungen, der das Urteil, in den Arrest zu müssen, „freudig erregt“ annimmt:

Denn der Arrest bedeutete für ihn das Ende des grausamen Hungerns, Frierens, der furchtbarsten Lebensunlust. Das Gefängnis des Jugendgerichts ist eine menschliche Stätte, mit durchwärmten Räumen, ordentlichen Betten – hell und sauber gehalten –, hier bekommen die Häftlinge ausreichende Nahrung. [...] Wie traurig ist es um eine Jugend bestellt, die erst im Arrest Erholung findet, dort zum erstenmal in einem Bett allein schlafen und ausruhen kann.<sup>850</sup>

Feldmann berichtet aber auch von unhaltbaren Zuständen noch einige Jahre zuvor, wo die Häftlinge u. a. zum Hungern verurteilt waren: „Wer zu zwei Jahren Kerker verurteilt wurde, für den bedeutet das gleichermaßen ein Todesurteil.“<sup>851</sup>

In *Vor der Tür des Gefängnisses* vermittelt sie einen Eindruck der stummen Verzweiflung einer Mutter, der das Brot, welches sie für ihren inhaftierten Sohn mitgebracht hat, von dem Justizwachebeamten aus den Händen gerissen wird: „Die Mutter aber stand wie angebunden und rührte sich nicht weg. Sie verzog krampfartig das Gesicht zum Weinen – es blieb so auch später, als sie schon auf der Straße ging – aber keine Träne kam.“<sup>852</sup> Auf die schlechte Ernährungssituation der Häftlinge nimmt Feldmann auch in einem *Gespräch mit einem Gefängnisdirektor* Bezug, der zynisch erwidert: „*Sie gewöhnen sich.*“ [Hervorh. v. E. F.]“; und auf die an wissenschaftlichen Grundätzen des neuen Ernährungssystems bemessene Kalorienzufuhr für Häftlinge verweist: „Es wird angenommen, daß die ausgegebenen Mahlzeiten die Menge an Kalorien enthalten, die der Erhaltung des erwachsenen Menschen vollständig entsprechen.“<sup>853</sup>

Auch in ihrem Roman *Martha und Antonia* erscheint das Gefängnis als stark negativ aufgeladener Ort, der hier die letzte Konsequenz des gesellschaftlichen Abstiegs markiert: „Ich erinnere mich, daß ich mehrere Hiebe mit dem Knüppel bekam, daß ich in einer finsternen Zelle auf dem Fußboden lag, daß ich mich an einem Nagel ritzte. Am dritten Tag, vor fünf Uhr morgens, entließ man mich.“ (MUA 365)

Abweichungsheterotopien stellen auch Erziehungs- und Besserungsanstalten dar, in die Individuen, deren Verhalten von dem der übrigen Gesellschaft abweicht, verbracht werden. Auch hier beschreibt Feldmann stark abweichende

850 Else Feldmann: Der Arrest als Märchenland. Ein Bild vom Jugendgericht. In: AZ Nr.: 16. 16.01.1924. S. 7.

851 Dies.: Sträflinge ohne Bewachung und ohne Zellen. Der Reuhof. In: AZ Nr.: 207. 27.07.1928. S. 7.

852 Ebd.: S. 7.

853 Dies.: Man gewöhnt sich. Gespräch mit einem Gefängnisdirektor. In: AZ Nr.: 224. 17.08.1925. S. 6.

Realitäten wie z. B. die in der Taubstummenschule der Stadt Wien, wo die Schüler nach reformpädagogischen Maßstäben unterrichtet werden, wie sie in *Märchen der Wirklichkeit* begeistert berichtet.<sup>854</sup>

Ganz anders ist ihr Eindruck von der Besserungsanstalt für Jugendliche, die in Korneuburg im gleichen „kasernenartigen Gebäude“ wie das Zuchthaus für Erwachsene untergebracht ist: „Zwänglinge und Jugendliche leben in einer grauvollen Gemeinschaft, der nur dadurch Schranken gesetzt sind, daß es Erwachsenen und Jugendlichen bei schwerer Strafe verboten ist, miteinander zu sprechen.“<sup>855</sup>

In der kleinen, dreiteiligen Serie über *Sträfliche Jugenderziehung im Morgen* berichtet Feldmann von den verschärften Haftbedingungen, die dort herrschen: „Wir sahen den Arrest: [...] eine kahle, modrige Zelle, mit einem kleinen Behälter aus Blech in der Ecke; in der anderen Ecke stand – ein Mensch.“<sup>856</sup> Erst am Abend wird zum Schlafen eine Pritsche hineingetragen. Bei Strafverschärfung – „Dunkelheit, hartes Lager und Fasten“ – werden auch die absolut lichtundurchlässigen Läden der vergitterten Fenster geschlossen, als Lager dient eine Decke auf bloßem Boden und die Essenzuteilung wird ausgesetzt. Feldmann berichtet von der sonntäglichen Messe in einer Art Käfig sowie der doppelten Ausgrenzung der Arretierten in der Krankenabteilung der Besserungsanstalt.

Zwei Jahre später nimmt sie noch einmal auf diese Artikel Bezug, wenn sie in *Wie aus einer ‚Besserungs‘-Anstalt ein Erziehungsheim wurde* von den dortigen Neuerungen berichtet:

In diesem Jahr sind die Mauern gefallen. Friedliche Staketenzäune, mit Laub bepflanzt, umgeben Haus und Hof. Keine verschlossenen Tore, keine Bewachung mehr. Und das Ergebnis? Früher kamen täglich Fluchtversuche vor; seit der einfache Zaun besteht, Türen und Tore offen stehen, flüchtet niemand mehr. [...] Menschen in Freiheit revoltieren nicht.<sup>857</sup>

Der Strafvollzug für Jugendliche ist durch mehrere Jahre hindurch Thema in Feldmanns journalistischen Arbeiten. Ein Jahr später erscheint ein Artikel über den Reuhof, wo sie über verbesserte Haftbedingungen – „Achtstundentag, Fußball, Theater“ – sowie Anreize, die auf eine Reintegration der Insassen abzielen, schreibt: „In Reuhof gibt es keine Bewachung, keine Gitter an den Fenstern, die Insassen betätigen sich in der Landwirtschaft und Viehzucht.

854 Vgl.: Else Feldmann: Märchen der Wirklichkeit. In der Taubstummenschule der Gemeinde Wien. In: AZ Nr.: 183. 03.07.1928. S. 8.

855 Dies.: Sträfliche Jugenderziehung. In: DM Nr.: 24. 14.06.1926. S. 6–7.

856 Dies.: Sträfliche Jugenderziehung. In: DM Nr.: 25. 21.06.1926. S. 7.

857 Dies.: Wie aus einer ‚Besserungs‘-Anstalt ein Erziehungsheim wurde. In: DM Nr.: 50. 12.12.1927. S. 8–9.

Das bessert die Leute eher, als strenge Bewachung und menschenunwürdige Haftbedingungen.“<sup>858</sup>

Altersheime bzw. Orte für alte Menschen, in und nach dem Ersten Weltkrieg vor allem Armen- und Siechenhäuser, die von Foucault an der Grenze zwischen Krisenheterotopien und Abweichungsheterotopien angesiedelt werden, sind ebenfalls ein Thema, mit dem sich Feldmann über einen längeren Zeitraum hinweg beschäftigt und denen sie einen ähnlichen Stellenwert wie dem Thema Kinder und Jugendliche beimisst:

Die Tragödie des alten Menschen gehört zu dem ergreifendsten, das die Natur geschaffen hat. Das abgenützte Individuum, voll von Krankheiten, Gebrechen, Hinfalligkeiten. Der Körper des alten Menschen ist für sich ein Drama; erst recht, wenn wirtschaftliche Not hinzukommt.<sup>859</sup>

Bereits in der Kindheit erscheint ihr das Gemeindearmenhaus, das u. a. ein Ort für alte Menschen ist, wo sie die Großmutter ihrer Freundin Dini aus der gleichnamigen Erzählung besucht, als unheimlicher, bereits in die Nähe von Tod und Sterben gerückter Ort:

[...] das Armenhaus. Es war so wie Dini erzählt hatte. Lange, schreckliche, unheimliche Gänge voll Gespenstern – denn nicht anders als Gespenster sahen die vielen alten Weiblein aus, die auf den Gängen herumstanden und hockten. [...] Von den Fenstern hatte man den Ausblick auf den alten Friedhof mit seinen Bäumen, Hügeln und Grabsteinen. ‚Oh, wie schauerlich, sagte ich zu Dini, daß die Alten da immer hinuntersehen müssen und denken: Jetzt liege ich oben, bald werde ich unten liegen.‘<sup>860</sup>

Im Beitrag über *Alte Menschen* im *Neuen Wiener Journal* ersteht beim Zuhören eines Gesprächs in der Straßenbahn ein zugegebenermaßen etwas eindimensionales Bild über die Lage alter Menschen in allen Gesellschaftsschichten, die entweder in Sanatorien im Beisein ihrer Familie, die nur auf ihr Erbe warten, langsam dahinstirben, oder, für ihre Verwandten längst zur Last geworden, in öffentlichen Siechenhäusern dahinvegetieren: „Was wissen sie von dem einsamen Schmerzenslager alter Menschen ...“<sup>861</sup>

Das prunkvolle Sterben in den Sanatorien, das etwas „von Narretei und etwas von trauriger Größe wie die Schlußakte in den Shakespeare-Dramen“ hat, stellt sie dem Sterben in einem Spitalbett gegenüber, das sich „in einem großen

858 Dies.: Sträflinge ohne Bewachung, ohne Zellen. Der Reuhof. In: AZ Nr.: 207. 27.07.1928. S. 7.

859 Dies.: Das erste Heim für alte Menschen in Österreich. In: DM Nr.: 43. 27.10.1924. S. 8.

860 Dies.: Dini. In: AZ Nr.: 176. 28.06.1925. S. 18.

861 Dies.: Alte Menschen. In: NWJ Nr.: 9271. 25.08.1919. S. 3–4. Hier: S. 3.

Saal, wo noch dreißig bis vierzig andere Kranke liegen, wo gestöhnt, geweint, gestorben wird“,<sup>862</sup> vollzieht.

Als *Stätte des Grauens* bezeichnet Feldmann das Versorgungshaus Lainz, ein Riesenhaus, das – im Jahr 1920 völlig überbelegt – einem „einzige[n], weiße[n] Totenlaken“ gleicht. Anstatt 4.000 Menschen sind dort 5.800 Menschen untergebracht.

Die alten, kranken Menschen liegen auf einer Matratze am Fußboden – eine Sterbende sah ich dort liegen. [...] sie war ein Menschenskelett mit weißem Haar: eine Verhungerte. [...] Ist in unseren Versorgungshäusern doch die Sitte, den Leuten ihr Essen vorzusetzen und sie im Übrigen auf den Tod warten zu lassen.<sup>863</sup>

In Anbetracht der wirtschaftlichen Zustände – „Es ist begreiflich: ein Mensch mehr kann heute in einem armen Haushalt ein Verhängnis sein – wie erst ein Mensch, der alt, krank und pflegebedürftig ist, teure Arzneien braucht.“ – kommt es (insofern als Abweichungsheterotopie zu bezeichnen) zur Auslagerung des Sterbens in das Spital: „Man entledigt sich der alten Leute, um wieder seine zwei Hände frei zu bekommen. Daher die Überzahl der Erdlager.“<sup>864</sup>

Ein Jahr später berichtet Feldmann (das erste und letzte Mal in der *Wiener Morgenzeitung*) noch einmal über die Zustände in Lainz, die unverändert geblieben sind: „In Lainz gehen die Menschen seit Jahren an Entbehrungen elend zugrunde. Die Behandlung der alten Leute im Lainzer Versorgungs- und Siechenhaus [...] hat nichts ihresgleichen an Erbarmungslosigkeit.“<sup>865</sup> Dem Kontext der Zeitung geschuldet, verweist sie hier vor allem auf das Schicksal der Juden:

Aber wenn alle Menschen in Lainz leiden, am schlechtesten geht es den Juden. Zu der täglichen Not des Körpers, ungenügend ernährt, ungenügend gepflegt zu werden, kommt noch der große Schmerz der Seele. Die Juden in Lainz werden gehaßt. Zu den Leiden ihres alten, kranken, verhungerten Körpers kommen noch die Qualen, Beschimpfungen anzuhören, Rohheiten zu erdulden und ihr Martyrium ist ohne Grenzen.<sup>866</sup>

Als 1924 Das erste Heim für alte Menschen in Österreich in Baden bei Wien eingerichtet werden soll, begrüßt Feldmann diese Idee und ruft zum Spenden

862 Ebd.: S. 3.

863 Dies.: Die Stätte des Grauens. In: NWJ Nr.: 9494. 11.04.1920. S. 6.

864 Ebd.: S. 6.

865 Dies.: Die Juden in Lainz. In: Wiener Morgenzeitung Nr.: 895. 24.07.1921. S. 4–5. Hier: S. 4.

866 Ebd.: S. 4.

am Sammeltag für das Heim auf:<sup>867</sup> „Wohl dem, der seine Mutter in der Geborgenheit eines eigenen Heimes mit allen Gaben der Liebe umgeben kann!“<sup>868</sup>

In hartem Kontrast zu der Geborgenheit, die ein solches Altenheim künftig vermitteln soll, steht das Los der alten Menschen in *Inferno*. Darin beschreibt Feldmann das Schicksal sechs alter Frauen, die „bei einer armen Bedienerin“ wohnen, wo ihnen aufgrund ihrer ganz unterschiedlichen Bedürfnisse das Leben zu Qual wird:

Alle wollen das Fenster zuhaben, nur die eine, die an Atemnot leidet, nicht. [...] Sie erhebt sich und schleppt sich zum Gangfenster. [...] Da berührt die Kahlköpfige sie mit ihrem kalten, dünnen Arm, so daß sie zurückwankt wie ein Luftkissen. „Das Fenster bleibt zu“, höhnt die Hundertjährige, „es bleibt zu“ ...<sup>869</sup>

Als Beispiel für die Veränderbarkeit von Heterotopien im Laufe der Geschichte führt Foucault den Friedhof an, der ein „mit der Gesamtheit der Stätten der Stadt oder der Gesellschaft des Dorfes“ insofern verbundener Ort ist, als „jedes Individuum, jede Familie auf dem Friedhof Verwandte hat“.<sup>870</sup> „Hast du jemanden dort?“, fragt Vladimir Martha in *Martha und Antonia* am Ende des Romans, als sie mit dem Zug in Wien einfahren. „Ja, meine Mutter, meinen Vater und eine kleine Schwester.“ (MUA 346)

Als Ort, der sowohl mit der Stadt als auch mit all seinen Bewohnern verbunden ist, hat der Friedhof im Laufe der Zeit eine bedeutende Veränderung durchgemacht. Im Zuge der Säkularisierung ist es nicht nur zu einer Individualisierung des Todes gekommen, wodurch der Verlust des Jenseits zu kompensieren versucht wird – dem verstorbenen Leib wird seit dem 19. Jahrhundert mehr Aufmerksamkeit geschenkt als früher –, auch die Lage des Friedhofs hat sich verändert.

Aufgrund der Angst vor der Verbreitung von Seuchen ist er aus der Mitte der Städte an deren Rand gerückt. Bezeichnend dafür ist die Propagierung der Feuerbestattung, die in Wien von den Sozialdemokraten forciert und 1923 schließlich eingeführt wird.

867 Es handelt sich dabei um das Altersheim Sorgenfrei, das 1928 in Baden bei Wien ins Leben gerufen wurde. Eingerichtet wurde es von Henriette Weiß (1864–1931), einer der wichtigsten Verfechterinnen der Ausbildung von Frauen in der Krankenpflege. Bereits während des Ersten Weltkriegs wurden die Erholungsheime Wällischhof in Maria Enzersdorf und Sans Souci in Mauer bei Wien sowie 1914 die Wiener Kriegswaldschule für Kinder gegründet. Nach dem Ersten Weltkrieg war Weiß als Leiterin des Sanatoriums Alland, das im Krieg schwer beschädigt worden war, tätig.

868 Else Feldmann: *Das erste Heim für alte Menschen*. O. a.: S. 8.

869 Dies.: *Inferno*. In: *NWJ* Nr.: 29297. 21.09.1918. S. 8.

870 Michel Foucault: *Andere Räume*. O. a.: S. 41.

Befindet sich der alte jüdische Friedhof, von dem in der bereits angeführten Erzählung *Dini* die Rede ist, noch im Inneren der Stadt, so beschreibt Feldmann an anderer Stelle den schon weiter außen gelegenen Wiener Zentralfriedhof, der sich am Ende der Simmeringer Hauptstraße, wo „die ‚Unendlichkeit‘“ beginnt, als „riesige[s] Totenfeld der Millionenstadt“<sup>871</sup> erstreckt. Auf seine Zwischenstellung nimmt Feldmann mit einer atmosphärischen Beschreibung dieses ‚anderen Ortes‘ Bezug:

Dünne Sonnenstreifen liegen über dem langen Wege, der sich ohne Ende hinzieht in dieser Straße, in der das lebendige Leben einen Doppelsinn zu haben scheint. Kein anderer Bezirk Wiens gleicht diesem. ‚Nichteingeborene‘ kennen nur die eine Straße; auch an Werktagen hat sie etwas von der Feierlichkeit des Sonntags: Leichenwagen fahren schnell an den Häusern vorbei. Fremden Menschen blickt man häufig ins Auge, die von wer weiß wo kommen, in schwarz umkleideten Händen Blumen halten. Menschen in ihrer traurigsten Stunde.<sup>872</sup>

Auch an einem besonderen Ort, wie dem Friedhof, werden aber gesellschaftliche Unterschiede deutlich: „Hier gibt es Kreuze und wieder Kreuze; an der Wand entlang im ganzen Viereck ehrwürdige Bürgergräber mit kostbaren Marmorsteinen, Topfblumen; Photographien in Uniform und in Zivil.“<sup>873</sup> Dagegen erinnern am ‚Friedhof der Namenlosen‘ am Donauufer bei Albern nur „einfache Holzkreuze“<sup>874</sup> auf den Armengräbern an die dort aus dem Wasser gezogenen Selbstmörder.

Drittens kann die Heterotopie mehrere Orte und Platzierungen, die an und für sich von ihrer Lokalisation unvereinbar sind, an einem einzigen Ort zusammenlegen, wie z. B.: Theater, Kinos und Gärten.

Auf der Bühne des Theaters kann eine ganze Reihe von fremden Orten aufeinanderfolgend dargestellt werden, im Kino werden verschiedene Räume auf die Leinwand projiziert und der Garten oder Park ist, wie Foucault schreibt, ein geheiligter Raum, wo innerhalb eines Rechtecks die vier Teile der Welt repräsentiert sind, in deren Mitte zumeist ein Bassin oder Wasserstrahl den Nabel der Welt symbolisiert: „Der Garten ist die kleinste Parzelle der Welt und darauf ist er die Totalität der Welt. Der Garten ist seit dem ältesten Altertum eine selige und universalisierende Heterotopie (daher unsere zoologischen Gärten).“<sup>875</sup>

871 Else Feldmann: Jute in Simmering. In: AZ Nr.: 116. 27.04.1928. S. 6.

872 Ebd.: S. 6.

873 Dies.: Ein Zwiegespräch um den Tod. In: AZ Nr.: 302. 01.11.1933. S. 5.

874 Dies.: Kulturarbeit I. Die Ärzte. In: DM 47. 25.11.1918. S. 5.

875 Michel Foucault: Andere Räume. O. a.: S. 43.

Feldmann beschreibt die Faszination, die Theater als Orte, an denen sich dem Alltag entgegengesetzte Parallelwelten entfalten, als Mädchen auf sie ausübten, egal, ob es sich dabei um das kleine, fahrende Theater, welches im Frühling, nur ein paar Straßen von der Wohnung ihrer Eltern entfernt, im Bezirk gastierte – „[...] ein winziges Varieté kam neben uns in die Passage. Es bestand nur aus drei Kräften: einer Liedersängerin, einem Zauberkünstler und einem Riesen, er hieß Piljak und stammte aus Rußland.“<sup>876</sup> –, oder aber das große Carl-Theater handelt:

Wir sollten alle zum Theaterstück ins wirkliche Theater gehen. [...] Nein, ein derartiges großes Haus, wie ist das möglich! Logen gab es dort; so also schaut ein richtiges Theater aus! Ohne Anfang und ohne Ende! Eine Bühne mit Schauspielern! Programm bitte! Ein Zettel lag auf unserem Platz. [...] Plötzlich finster. Musik, Vorhang geht auf, Feen und Geister, eine blaue Beleuchtung und sie sprechen! Nein, daß es so etwas gab! Alexander kaut Nägel vor Staunen, und ich schaue, schaue wie mit vier Paar Augen.<sup>877</sup>

Sie erinnert sich, wie sie nach Ende der Vorstellung mit ihrem Bruder diesen besonderen Ort, der inmitten des eintönigen Lebens in eine schillernde Parallelwelt zu versetzen vermag, genauestens erkundet:

Als das Stück zu Ende war, wollten wir nicht sogleich gehen. [...] Und im Hinuntergehen sahen wir uns noch alles im Hause an, die Messingstangen an dem Treppengeländer prüften wir, und die Behälter in den Ecken sahen wir an, wo die Schläuche der Feuerwehr verwahrt lagen. Zuletzt gingen wir durch die schmale Tür, wo Notausgang stand, wir wollten sehen, wo man da hin komme, wir kamen auf die Straße. [...] aber jetzt wußten wir, was drinnen war. [...] Das wirkliche Theater! Früher waren wir noch klein und hörten uns dummes Zeug an – Tonio auf den schmutzigen Wirtshausbrettern [...]. Hier hingegen ein herrliches Gebäude, echte Schauspieler, die sprechen in Gold- und Silberkleidern, wenn es Feen, und gewöhnlichen, wenn es Menschen sind – ach Theater, Theater!!<sup>878</sup>

Viertes Merkmal der Heterotopie ist, dass sie oft an Zeitschnitte gebunden ist und die Menschen dort mit der herkömmlichen Zeit brechen, wie z. B. der Friedhof den Verlust des Lebens sowie den Beginn einer Quasi-Ewigkeit markiert.

Auch in Museen oder Bibliotheken kommt es zu einer solchen Anhäufung von Zeit, die nicht aufhört, indem man dort Objekte, Bilder und Bücher aus verschiedensten Jahrhunderten zusammenzutragen versucht.

---

876 Dies.: Da wurde es Frühling. In: AZ Nr.: 88. 30.03.1933. S. 6.

877 Dies.: Allerlei Theater. In: AZ Nr.: 99. 01.04.1928. S. 19–20. Hier: S. 19.

878 Ebd.: S. 20.



Neben den an Speicherung von Zeit gebundenen Heterotopien gibt es auch solche die, im Gegensatz dazu in der Weise des Festes an das „Flüchtigste, an das Vorübergehendste, an das Prekärste der Zeit geknüpft sind“.<sup>879</sup> Foucault nennt Festwiesen, Schaubuden und Feriendörfer.

In *Überall Fest* schildert Feldmann den Ausnahmezustand am Weihnachtsabend:

Es gibt einen Tag im Jahr, an dem überall das Fest gefeiert wird. Selbst in den Kasernen, wo Wehrmänner herangebildet werden, kommen Briefe von zu Hause, Kranzkuchen mit einem Zweiglein Tannengrün. Überall ist das Bestreben, besser zu essen und Wollsachen geschenkt zu bekommen.<sup>880</sup>

Gefeiert wird in den öffentlichen Krankenhäusern, in den Alterssylen, den Siechenhäusern, in den Korrekptionsanstalten für Jugendliche, in den Zuchthäusern für Mädchen, in den Obdachlosenheimen, wobei die Umstände des Festes dem Charakter des jeweiligen Ortes geschuldet sind.<sup>881</sup>

In *Aschanti und Buren* erzählt sie von einem anderen singulären Ereignis: dem ‚Besuch‘ der Aschantis, der ihr als besondere Attraktion ihrer Kinderjahre in Erinnerung geblieben ist:

Auf dem Praterstern wartete unser eine Überraschung, die uns schnell versöhnte: Zwei Neger trugen ein Plakat: Aschantidorf in Wien! – Eröffnung morgen! Täglich im Tiergarten zu sehen! Etwas Neues, Wunderbares! Die Aschanti sind da. Morgen und alle Tage gehen wir zu ihnen.<sup>882</sup>

Dabei handelt es sich um eine Art Völkerschau im Wiener Tiergarten am Praterschüttel in den Jahren 1896/97, wo ein Dorf des südafrikanischen Stammes mitsamt eingeborenen Statisten aufgebaut ist, die „auf der Basis von Erwartungshaltungen eine konstruierte Authentizität, ein vorgebliches Alltagsleben demonstrierten [...]“.<sup>883</sup> und quer durch die Gesellschaftsschichten eine große Anziehungskraft entfalten.<sup>884</sup>

879 Michel Foucault: *Andere Räume*. O. a.: S. 44.

880 Else Feldmann: *Überall Fest!* In: *Das Jahr 1928*. Österreichischer Arbeiterkalender Nr.: 57. Wien. Vorwärts 1928. S. 102.

881 Vgl.: ebd.: S. 102.

882 Dies.: *Ludmilla, die Kugeltänzerin*. In: *AZ* Nr.: 192. 12.07.1928. S. 4.

883 Peter Plener: (K)ein Mohr im Hemd. *Aschantis in Budapest und Wien, 1896/97*. In: *Kakanien revisited* 06.11.2001. S. 1–4. Hier: S. 2. <http://www.kakanien-revisited.at/beitr/fallstudie/PPlener2.pdf> (Stand: 30.06.2017).

884 Die dieser Schau anhaftende, durch das vorgeblich naturhistorische Interesse nur schwach verbrämte Ambivalenz diskutiert Peter Plener in o. a. Beitrag. Darin verweist er auch auf

Wie in diesem Zusammenhang deutlich wird, tritt bei Feldmann bereits als Kind eine starke soziale Ader hervor: Sie versucht, den Aschantis Deutsch beizubringen, und einmal sieht sie „eine kleine Aschantifrau ganz verlassen auf der Erde“ sitzen sieht: „– alle sind zum Feste ausgezogen und haben sie allein gelassen –, man hat mir gesagt, daß sie krank war“. Sie stiehlt sich trotz der Warnung ihres Bruders – „[...] hast du keine Angst, geraubt zu werden? Vergiß nicht, das sind Wilde!“ – in die Hütte, um sie zu trösten: „[...] ich habe keine Angst gehabt und bin zu ihr in die Hütte gekommen und habe sie angeschaut und ihre schwarze Hand gestreichelt ...“<sup>885</sup>

Fünftens setzen Heterotopien immer ein System von Öffnung und Schließung voraus, das sie insofern „gleichzeitig isoliert und durchdringlich macht“,<sup>886</sup> als sie nicht ohne weiteres und nicht für jeden zugänglich sind. Dabei kann es sich, wie im Fall des Gefängnisses oder der Kaserne, um einen erzwungenen Eintritt handeln, oder der Eintritt wird nur nach Erlaubnis sowie Vollziehung bestimmter Gesten gewährt, wie sie z. B. das Schminken der Lippen sowie das offene Tragen des Wohnungsschlüssels als Erkennungszeichen für die Freier darstellt, wenn Martha als Prostituierte auf der Gasse geht (vgl.: MUA 33).

Die Unfreiwilligkeit des Eintritts trifft nicht nur auf das Gefängnis, sondern auch auf den, wie an anderer Stelle bereits ausgeführt, bei Feldmann fast durchwegs angstbesetzten Ort der Schule zu, als der er auch von Robert Musil in den *Verwirrungen des Zöglings Törleß* (1906), von Hermann Hesse in *Unterm Rad* (1906) oder später von Friedrich Torberg in *Der Schüler Gerber* (1930) beschrieben worden ist.<sup>887</sup>

Zum Aspekt der unfreiwilligen Aufnahme hinzu kommt im Fall des Eingeschlossen-Seins in einem Gefängnis die einseitige Abschließung gegenüber der Außenwelt, die Feldmann als für das Individuum besonders schwer zu ertragen beschreibt. In *Postentzug* schildert sie die Auswirkungen des Verbots für die Gefangenen, Briefe zu schreiben oder zu empfangen:

Ein wirksameres Strafmittel konnte es nicht geben. Es wirkte ätzend wie eine Giftsäure, riß brennende Wunden in das Herz des Gefangenen, diese Gewißheit: keine Verbindung mit der Welt. Erst dieses Bewußtsein machte sie zu wirklichen Gefangenen.<sup>888</sup>

Sechster Grundzug der Heterotopie ist, dass sie „gegenüber dem verbleibenden Raum eine Funktion“ hat, die sich zwischen zwei extremen Polen entfaltet.

---

Peter Altenbergs Buch *Ashantee* (1897), das eine genaue und differenzierte Darstellung der damaligen Schauen vermittelt.

885 Else Feldmann: *Aschanti und Buren*. In: AZ Nr.: 15. 15.01.1928. S. 19.

886 Michel Foucault: *Andere Räume*. O. a.: S. 44.

887 Vgl.: S. 137 vorliegender Arbeit.

888 Else Feldmann: *Postentzug*. In: AZ Nr.: 32. 01.02.1925. S. 19.

Als extreme Arten von Heterotopien führt Foucault das Bordell sowie das Schiff als „einen Ort ohne Ort, der aus sich selber lebt und in sich geschlossen ist“<sup>889</sup> an.

Nicht nur das Bordell, bzw. das einem solchen entsprechende ‚Haus der Frau Fenchel‘ in dem Roman *Martha und Antonia*, findet sich bei Feldmann; auch das seit jeher in der Literatur bedeutungstragende Motiv des Schiffes taucht bei ihr auf.

Johanna, Mariannes kranke Schwester aus *Löwenzahn*, will zunächst nicht in das Santorium an der adriatischen Küste:

Muss man da übers Meer?  
Natürlich übers Adriatische Meer. (LZ 41)

Schon seit dem Mittelalter symbolisiert die Fahrt mit dem Schiff über das Meer die Lebensreise des Menschen. Die Ankunft des Schiffes entspricht dabei dem Tod eines Menschen, was Johanna, die zu diesem Zeitpunkt bereits um die Begrenztheit ihres Lebens weiß, fürchten lässt, ihr Sterben könnte ins Nirgendwo – an einen Ort außerhalb der Orte – verlagert und sie für immer von ihrer Familie getrennt werden: „Nein, nein, dann sterbe ich auf dem Schiff und sie werfen mich in das Meer.“ (LZ<sup>2</sup> 41)

In Zeiten großer sozialer Umwälzungen, der „Epoche des Simultanen, [...] des Nahen und des Fernen, des Nebeneinander und des Auseinander“<sup>890</sup> gelingt Feldmann mittels Erschließung solch ‚anderer Räume‘ eine Erweiterung des sozialen Wissens und Gewissens, indem sie in ihren Texten Räume, die von der übrigen Gesellschaft zwar abgeschlossen sind, diese aber in sich eingeschrieben tragen, erschließt und in den Blick der Öffentlichkeit rückt.

---

889 Michel Foucault: *Andere Räume*. O. a.: S. 46.

890 Ebd.: S. 34.

## „Aber was ist am Schluß aller dieser neuen Dinge? Ach, nichts ...“

„Aber was ist am Schluß aller dieser neuen Dinge? Ach, nichts ...“<sup>891</sup>, mit diesem Satz bricht der letzte – Fragment gebliebene – Roman Feldmanns ab.

Tatsächlich setzt das Verbot der *Arbeiter Zeitung* infolge der Februaraufstände 1934 einen unumkehrbaren Schlussstrich unter das in einer Zeit gesellschaftlicher Auf- und Umbrüche entstandene Werk Feldmanns, was dem eingangs zitierten Satz angesichts darauffolgender Repression, Vertreibung und Ermordung der Autorin durch die Nationalsozialisten – im Nachhinein gesehen – eine paradigmatische Bedeutung verleiht.

Selbst aus ärmlichen Verhältnissen stammend, ist es Else Feldmann gelungen, sich im Wien der Zwischenkriegszeit als Schriftstellerin und Journalistin zu emanzipieren, und sich dabei, wie im Rahmen dieser Arbeit aufgezeigt worden ist, in einem männlich dominierten Umfeld zu behaupten.

Wie beschrieben, bewegt sie sich dabei, sowohl thematisch als auch die Wahl ihrer Figuren betreffend, zunächst noch im Umfeld einer um die Jahrhundertwende entstandenen Literatur, wobei auch ihren frühen Texten bereits ein unterschwelliger sozialkritischer Aspekt unterlegt ist, der für ihr späteres Werk bezeichnend sein wird. Dabei entwickelt Feldmann eine eigenständige Art des Schreibens, die sich – auch was die Umsetzung bereits vorhandener Genres betrifft – von der ihrer männlichen Kollegen insofern absetzt, als sie ihren Blick darin gleichzeitig auf die äußersten Ränder der damaligen Gesellschaft sowie die innersten Bezirke der menschlichen Seele ausdehnt.

Diese Emanzipation hat sich zunächst im jüdischen Milieu, angesichts nach dem Zerfall der Habsburgermonarchie brüchig gewordener Identitätskonstruktionen, später vor allem im sozialistischen Umfeld vollzogen, wobei Feldmann als selbst dem Proletariat entstammender Sozialistin, Jüdin und Frau, wie Silverman argumentiert, eine besondere Stellung zukommt, die ihr sowohl eine zustimmende als auch kritische Haltung gegenüber sozialdemokratischen Reformprogrammen im Roten Wien der Zwischenkriegszeit ermöglicht.

Kritik formuliert Feldmann dabei nicht nur ausdrücklich, wie anhand von Briefen an männliche Kollegen sowie am Beispiel diverser Zeitungsartikel aufgezeigt, sondern auch verdeckt, indem sie in ihren Texten politische Ideale mit der Beschreibung der tatsächlichen Lebensrealität von Menschen an den Randzonen der Gesellschaft kontrastiert.

Dabei schärft vor allem das Erleben des u. a. in ihren Kindheitserinnerungen beschriebenen Gefühls der eigenen Unzugehörigkeit den Blick für das Aus-

---

891 Else Feldmann: Martha und Antonia. Wien. Milena 1997. S. 370.

einanderklaffen von Ideal und Wirklichkeit sowie für die gesellschaftlichen Missstände ihrer Zeit.

Wie gezeigt, reüssiert Feldmann sowohl als Theater- und Romanautorin als auch als Feuilletonistin und (Sozial-)Reporterin, womit sie nicht nur an verschiedenen Genres wie Theaterstück, (Ghetto-)Erzählung, (Sozial-)Reportage, Feuilleton und Roman, sondern auch an unterschiedlichen literarischen Strömungen, vor allem aber der ‚Neuen Sachlichkeit‘, partizipiert.

Ihre demzufolge auf unterschiedliche Art und Weise gestalteten Schilderungen, die sich mit Ausnahme einiger früher Erzählungen, durchwegs mit der Lebensrealität von in den Randbezirken der Gesellschaft lebenden Menschen befassen und Missstände (wie z. B.: Unzulänglichkeiten in der Jugendgerichtsbarkeit, Arbeitslosigkeit, Wohnungsnot, Prostitution u. a.) thematisieren, zielen implizit oder explizit immer auch auf gesellschaftliche Veränderungen ab.

Im Unterschied zu anderen Autoren und Autorinnen, die wie Feldmann von dem Elend ihrer Zeit berichten, belässt es Feldmann nicht bei der Benennung von Missständen, sondern engagiert sich, über ihr journalistisches und schriftstellerisches Schaffen hinausgehend, für eine Verbesserung der Lebensumstände vor allem von Kindern und Frauen.

Als ein Beleg dafür, dass ihre Texte nie Selbstzweck sind, mag dabei eine Anekdote dienen, die der Herausgeber des *Morgen*, Carl Colbert, in seinem Artikel über die Aktion *Wiener Kinder aufs Land* wiedergibt. Als er Feldmann, die sich bei ihm für die Aufnahme der Kinder eines bestimmten Hauses in die Aktion einsetzt, entgegenhält, dass es „wohl auch anderswo viele Kinder“ gebe, die dafür in Frage kämen und auf seine „reichhaltige Sammlung vom Wohnungselend“ verweist, gibt sie nicht nach, sondern insistiert – dabei den herausgeberischen Erwägungen Colberts entgegenkommend –, dass „das [...] sicherlich Perlen des Elends, wahre Schau- und Prachtstücke [seien], aber ihr Haus sei es nicht minder und sie wolle es ja nicht aus Eitelkeit zeigen, sondern weil dort gar so viel Kinder sind –“<sup>892</sup>

In Hinblick auf Feldmanns, wie sie selbst sagt, „heftige Hingezogenheit für Unglückliche und Leidende“<sup>893</sup> kommt dem ambivalenten Gefühl des Mitleids, das von Sznajder im Kontext des Kapitalismus als positiver Beitrag zur sozialen Ordnung rehabilitiert worden ist, sowohl in ihrem eigenen Leben als auch in dem Roman *Leib der Mutter* eine zentrale Bedeutung zu, in dem sie den Protagonisten Laich – der wohl Züge der Autorin selbst trägt – als einen an den

892 Alpheus (= Carl Colbert): Wiener Kinder aufs Land. In: DM Nr.: 22. 28.05.1917. S. 5–6. Hier: S. 5.

893 Else Feldmann: Gedenkblatt. In: Österreichischer Arbeiterkalender. Wien. 1925. S. 56–58. Hier: S. 56.

Anforderungen der Moderne sowie seinen eigenen moralischen Ansprüchen zerbrechenden Menschen darstellt.

Wie anhand zahlreicher Beispiele sowohl aus ihrem journalistischen als auch ihrem literarischen Werk belegt worden ist, stellt ein wesentliches Merkmal ihres Schaffens die Beschreibung von Raum dar, die nicht nur auf tatsächliche, sondern auch auf innerpsychische sowie im Sinne Foucaults auf heterotope, zwar existente, aber vom Rest der Gesellschaft abgeschlossene, ‚andere‘ Räume verweist und ihr eine subtile Kritik an gesellschaftlichen Ungerechtigkeiten ermöglicht.

Am „Schluß all dieser neuen Dinge“, die in der Atmosphäre des gesellschaftlichen Auf- und Umbruchs im Wien der Zwischenkriegszeit ihren Anfang nehmen, mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten aber jäh zerschlagen werden, bleibt das Werk einer Autorin, in dem die Lebensrealität der Menschen an der gesellschaftlichen Peripherie während und nach dem Ersten Weltkrieg bis hin zu den frühen 1930er Jahren eindrucksvoll dargestellt wird und dem dabei die – nach wie vor aktuelle – Warnung, die Augen vor den Folgen sozialer Ungleichheit nicht zu verschließen, eingeschrieben ist.



# Literaturverzeichnis

## Primärtexte von Else Feldmann

- Der Schrei, den niemand hört! Trauerspiel aus dem Ghetto. Hg. v. Eckhart Früh. Wien. gratis und franko 2005. [http://theodorkramer.at/site/assets/files/1050/else\\_feldmann\\_schrei.pdf](http://theodorkramer.at/site/assets/files/1050/else_feldmann_schrei.pdf) (Stand: 08.06.2017).
- Der Schrei, den niemand hört! Trauerspiel aus dem Ghetto. In: Adolf Opel; Marino Valdéz (Hg.): Else Feldmann. Arbeiten für das Theater. Gedenkbuch zum 65. Todestag von Else Feldmann. Berlin. LiDi 2007. S. 27–160.
- Kluy, Alexander (Hg.): Else Feldmann. Travestie der Liebe und andere Erzählungen. Wien. edition atelier 2013.
- Leib der Mutter. Leipzig. Prager 1931.
- Liebe ohne Hoffnung. Berlin. Büchergilde Gutenberg 1928.
- Löwenzahn. Eine Kindheit. Wien. Verlag für Gesellschaftskritik 1993.
- Löwenzahn. Eine Kindheit. Mit einem Nachwort von Eva Geber und Herbert Exenberger. Wien. Milena 2003.
- Martha und Antonia. Wien. Milena 1997.

## Journalistische Beiträge von Else Feldmann in chronologischer Ordnung

- Sederabend im allgemeinen Krankenhaus. In: Dr. Bloch's Österreichische Wochenschrift Nr.: 14. 05.04.1912. S. 231.
- Die Vormundschaft der Frauen. In: Der Abend Nr.: 69. 24.03.1916. S. 4.
- Alfred Grunewald (= Grünewald). In: Der Abend Nr.: 84. 12.04.1916. S. 3.
- Waldschulkind. In: Der Abend Nr.: 275. 01.12.1916. S. 3–4.
- Bücher. Drei Tage, eine Novelle aus Petzholds Arbeitstagen. In: Der Abend Nr.: 296. 29.12.1916. S. 4.
- Lia Rosen. In: Der Abend Nr.: 9. 12.01.1917. S. 4.
- Hofoper. Manon, neuinszeniert. In: Der Abend Nr.: 23. 29.01.1917. S. 4.
- Strindberg. In: Der Abend Nr.: 48. 14.03.1917. S. 4.
- Konzert. In: Der Abend Nr.: 70. 10.04.1917. S. 4.
- Vor dem Jugendgericht. In: Der Abend Nr.: 74. 14.04.1917. S. 3.
- Vom Jugendgericht. Die Räuberbande. In: Der Abend Nr.: 80. 21.04.1917. S. 4.
- Jugendgerichtsstudien (Verhandlung vom 27. April). In: Der Abend Nr.: 86. 28.04.1917. S. 3.



- Bibel-Euripides-Abend. Lia Rosen. In: Der Abend Nr.: 89. 03.05.1917. S. 4.
- Vom Jugendgericht. In: Der Abend Nr.: 91. 05.05.1917. S. 3.
- Jugendgerichtsstudien. Hunger. In: Der Abend Nr.: 108. 26.05.1917. S. 3.
- Jugendgerichtsstudien. Die Ursache. In: Der Abend Nr.: 113. 02.06.1917. S. 3.
- Jugendgerichtshof. In: Der Abend Nr.: 118. 09.06.1917. S. 3.
- Jugendgerichtshof. Ein unglaublicher Fall. In: Der Abend Nr.: 172. 13.08.1917. S. 3.
- Jugendgerichtshof. In: Der Abend Nr.: 177. 20.08.1917. S. 4.
- Bilder vom Jugendgericht. Ein Abend in Ottakring. In: Der Abend Nr.: 183. 27.08.1917. S. 3–4.
- Bilder vom Jugendgericht. Dämonen. In: Der Abend Nr.: 189. 03.09.1917. S. 4.
- Jugendsenat. Die Zelle. In: Der Abend Nr.: 206. 24.09.1917. S. 4.
- Bilder vom Jugendgericht. Der Ministrant. In: Der Abend Nr.: 212. 01.10.1917. S. 3–4.
- Bilder vom Jugendgericht. Aus einem großen Warenhaus. In: Der Abend Nr.: 218. 08.10.1917. S. 3–4.
- Bilder vom Jugendgericht. In: Der Abend Nr.: 224. 15.10.1917. S. 3.
- Bilder vom Jugendgericht. Seelentuberkulose. In: Der Abend Nr.: 230. 22.10.1917. S. 4.
- Vorträge über Jugendfürsorge. In: Der Abend Nr.: 231. 23.10.1917. S. 4.
- Bilder vom Jugendgericht. Kohlen. In: Der Abend Nr.: 286. 29.10.1917. S. 3.
- Bilder vom Jugendgericht. Kirschen, Trauben, Pflaumen. In: Der Abend Nr.: 241. 05.11.1917. S. 3.
- Bilder vom Jugendgericht. In: Der Abend Nr.: 247. 12.11.1917. S. 3–4.
- Bilder vom Jugendgericht. In: Der Abend Nr.: 252. 19.11.1917. S. 3.
- Bilder vom Jugendgericht. Studienköpfe aus Ottakring. In: Der Abend Nr.: 258. 26.11.1917. S. 3.
- Bilder vom Jugendgericht. Der Hunger. In: Der Abend Nr.: 264. 03.12.1917. S. 3.
- Bilder vom Jugendgericht. Die k.k. Post. In: Der Abend Nr.: 269. 10.12.1917. S. 3.
- Bilder vom Jugendgericht. In: Der Abend Nr.: 281. 24.12.1917. S. 3.
- Bilder vom Jugendgericht. Jugendsenat. In: Der Abend Nr.: 285. 31.12.1917. S. 4.
- Bilder vom Jugendgericht. Spielende Kinder. In: Der Abend Nr.: 5. 07.01.1918. S. 4.
- Bilder vom Jugendgericht. Der Lehrling. In: Der Abend Nr.: 11. 14.01.1918. S. 3–4.
- Bilder vom Jugendgericht. Die Schwachsinnigen. In: Der Abend Nr.: 15. 21.01.1918. S. 4.
- Bilder vom Jugendgericht. In: Der Abend Nr.: 21. 28.1.1918. S. 4.
- Bilder vom Jugendgericht. In: Der Abend Nr.: 26. 04.02.1918. S. 3–4.
- Bilder vom Jugendgericht. Kinder als Wirtschaftler und Köche. In: Der Abend Nr.: 32. 11.02.1918. S. 4.
- Bilder vom Jugendgericht. In: Der Abend Nr.: 38. 18.02.1918. S. 3–4.
- Bilder vom Jugendgericht. Die tanzenden Narren. In: Der Abend Nr.: 44. 25.02.1918. S. 4.

- Bilder vom Jugendgericht. Der erste Staatsanwalt an die Geschworenen. In: Der Abend Nr.: 50. 04.03.1918. S. 4.
- Bilder vom Jugendgericht. Jugendsenat. In: Der Abend Nr.: 56. 11.03.1918. S. 4.
- Bilder vom Jugendgericht. Die Depravierten. In: Der Abend Nr.: 62. 18.03.1918. S. 3.
- Volksgift. Bilder aus der Trinkerfürsorge. In: Neues Wiener Journal Nr.: 8835. 09.06.1918. S. 6.
- Bilder vom Jugendgericht. Die Heimat eines kleinen Kohlendiebes. In: Der neue Abend Nr.: 1. 10.06.1918. S. 3–4.
- Bilder vom Jugendgericht. In: Der neue Abend Nr.: 7. 17.06.1918. S. 3–4.
- Bilder vom Jugendgericht. Revolte beim Erdäpfelwagen. In: Der Morgen Nr.: 27. 08.07.1918. S. 6.
- Für die Heilbaren. Ein Weg zur Hilfe. In: Der Morgen Nr.: 27. 08.07.1918. S. 6.
- Der Mensch ist gut (Leonhard Frank). In: Der Morgen Nr.: 28. 15.07.1918. S. 5.
- Aus dem Leben einer jungen Arbeiterin. In: Der Morgen Nr.: 29. 22.07.1918. S. 5.
- In die weite Welt. In: Der Morgen Nr.: 31. 05.08.1918. S. 5.
- Mit Wiener Kindern in Ungarn. In: Der Morgen Nr.: 33. 19.08.1918. S. 5–6.
- Mit Wiener Kindern in Ungarn. Lose Blätter. In: Der Morgen Nr.: 39. 30.09.1918. S. 6.
- Bilder von der menschlichen Seele. Mutter und Sohn. In: Neues Wiener Journal Nr.: 8981. 03.11.1918. S. 3
- Die Reservistenfrauen. In: Neues Wiener Journal Nr.: 8986. 08.11.1918. S. 4–5.
- Bilder von der menschlichen Seele. Gespensterträume. In: Neues Wiener Journal Nr.: 8988. 10.11.1918. S. 3.
- Mittelalterliches vom Jugendsenat. In: Der Morgen Nr.: 46. 18.11.1918. S. 5.
- Bilder von der menschlichen Seele. Die Seuche. In: Neues Wiener Journal Nr.: 8997. 19.11.1918. S. 3.
- Kulturarbeit I. Die Ärzte. In: Der Morgen Nr.: 47. 25.11.1918. S. 5.
- Bilder von der menschlichen Seele. Kälte und Finsternis. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9009. 01.12.1918. S. 3.
- Bilder von der menschlichen Seele. Der Mann ohne Gesicht. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9015. 07.12.1918. S. 3.
- Kulturarbeit II. Spitäler und Heilstätten. In: Der Morgen Nr.: 48. 09.12.1918. S. 5–6.
- Bücher. Gedanken. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9023. 15.12.1918. S. 7.
- Beethovens Stammbuch. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9030. 22.12.1918. S. 6–7.
- Kaffeehausleben. In: Der Morgen Nr.: 51. 23.12.1918. S. 5.
- Bilder von der menschlichen Seele. Der Diebstahl. In: Neues Wiener Journal Nr.: 2034. 27.12.1918. S. 3–4.
- Bilder von der menschlichen Seele. Schlaflose Nacht des Arbeitslosen. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9039. 01.01.1919. S. 8–9.

- Kulturarbeit. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9043. 05.01.1919. S. 6.
- Im Warenhaus. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9049. 12.01.1919. S. 6–7.
- Der Leidensweg der Mütter. In: Der Morgen Nr.: 2. 13.01.1919. S. 5–6.
- Wiener Kinderelend. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9056. 19.01.1919. S. 6.
- Wiener Kinderelend. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9061. 24.01.1919. S. 4–5.
- Menschen ohne Herz. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9063. 26.01.1919. S. 7.
- Der Leidensweg der Mütter. In: Der Morgen Nr.: 4. 27.01.1919. S. 5.
- Zitronen. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9073. 05.02.1919. S. 5.
- Die Kommunistische Partei. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9077. 09.02.1919. S. 7–8.
- Von Dienenden. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9086. 18.02.1919. S. 3–4.
- Popper-Lynkeus. 81. Geburtstag. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9091. 23.02.1919. S. 5.
- Wiener Kinderelend. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9098. 02.03.1919. S. 7.
- Bilder des Elends. Rachitis. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9105. 09.03.1919. S. 5–6.
- Vorfrühling im Wiener Armenbezirk. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9126. 30.03.1919. S. 8–9.
- Kinder in die Schweiz. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9129. 02.04.1919. S. 5–6.
- Ein Tag des Friedens. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9133. 06.04.1919. S. 8.
- Kondensmilch. Ein Mahnwort an die Regierung. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9137. 10.04.1919. S. 4.
- Knut Hamsuns Segen der Erde. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9140. 13.04.1919. S. 8.
- Dostojewski. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9147. 20.04.1919. S. 9.
- Entartung. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9153. 27.04.1919. S. 8–9.
- Der Sozialismus ein Rechtskampf. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9157. 01.05.1919. S. 5–6.
- Am Tische der Armen. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9160. 04.05.1919. S. 9.
- Bilder aus dem Wiener Ghetto. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9163. 07.05.1919. S. 6.
- Das Leben der Maschine. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9167. 11.05.1919. S. 7.
- Ein Linkswalzer um den Blaufuchs. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9170. 14.05.1919. S. 6.
- Das Leben der Armen. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9174. 18.05.1919. S. 8.
- Vor der Tür des Gefängnisses. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9178. 22.05.1919. S. 5.
- Umherziehende Kinder. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9181. 25.05.1919. S. 8–9.
- Die Privatkrisen. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9188. 01.06.1919. S. 8.
- Vor dem Kriege. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9195. 08.06.1919. S. 7–8.
- Joseph Popper-Lynkeus. Selbstbiographie. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9200. 14.06.1919. S. 5–6.
- Der Jugendrichter. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9208. 22.06.1919. S. 7.
- Erlebnisse einer Serviertochter. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9216. 30.06.1919. S. 3.

- Sommerabend in Ottakring. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9222. 06.07.1919. S. 8–9.
- Die Erzieherin. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9229. 13.07.1919. S. 9–10.
- Kinderelend und Jugendverbrechen. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9236. 20.07.1919. S. 8.
- Die Tuberkulose. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9240. 25.07.1919. S. 5.
- Blumen am Fenster. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9242. 27.07.1919. S. 8.
- Das Zölibat der Spitalsärzte. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9246. 31.07.1919. S. 5.
- Jahrestag. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9252. 06.08.1919. S. 4.
- Ferienkinder. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9256. 10.08.1919. S. 10.
- Alte Menschen. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9271. 25.08.1919. S. 3–4.
- Augarten. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9284. 07.09.1919. S. 8.
- Menagerie. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9290. 14.09.1919. S. 8.
- Inferno. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9297. 21.09.1919. S. 8–9.
- Der Fasanengarten. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9306. 30.09.1919. S. 6.
- Hof im Allgemeinen Krankenhaus. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9313. 07.10.1919. S. 6.
- Menschengesichter. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9318. 12.10.1919. S. 8.
- Justiz. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9325. 19.10.1919. S. 8.
- Die Epidemie der Verzweiflung. Ein Wiener Stimmungsbild für die Entente. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9332. 26.10.1919. S. 6.
- Eine Zuflucht. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9340. 04.11.1919. S. 3.
- Stube der Armut. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9345. 09.11.1919. S. 5.
- Mit der englischen Hilfsmission bei den ‚Verurteilten‘. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9351. 15.11.1919. S. 5–6.
- Ich glaube an die Menschen. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9358. 23.11.1919. S. 7–8.
- Menschliche Wohnungen. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9365. 30.11.1919. S. 5–6.
- Sanatorium. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9375. 11.12.1919. S. 3.
- Ohne Heim. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9385. 21.12.1919. S. 7.
- Der Vater. Bilder von der menschlichen Seele. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9398. 04.01.1920. S. 6.
- Bilder von der menschlichen Seele. Das nervöse Stubenmädchen. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9412. 18.01.1920. S. 7.
- Bilder von der menschlichen Seele. Blick in fremde Türen. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9419. 25.01.1920. S. 6.
- Begabte Kinder und ein Genie. Ausstellung: Kind und Kunst. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9426. 01.02.1920. S. 6.
- Der geistige Arbeiter Popper-Lynkeus. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9432. 08.02.1920. S. 5.

- Das Märchenschloß von Ottakring. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9453. 09.02.1920. S. 6.
- Bilder vom Jugendgericht. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9444. 20.02.1920. S. 4.
- Laßt uns arbeiten. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9446. 22.02.1920. S. 4.
- Bilder vom Jugendgericht. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9451. 27.02.1920. S. 4.
- Maitag. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9474. 21.03.1920. S. 6.
- Menschliche Tragödie. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9481. 28.03.1920. S. 5.
- Bilder vom Jugendgericht. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9485. 01.04.1920. S. 3.
- Die Stätte des Grauens. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9494. 11.04.1920. S. 6.
- Tuberkulose im Volke. Die Arbeit der Fürsorgestelle. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9501. 18.04.1920. S. 5.
- Lehrlingsheime. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9513. 30.04.1920. S. 4.
- Gedanken unter blühenden Bäumen. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9514. 01.05.1920. S. 6.
- Eine Flugschrift von Popper-Lynkeus. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9528. 16.05.1920. S. 5.
- Tagebuch eines fünfzehnjährigen Mädchens. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9604. 01.08.1920. S. 9–10.
- Soziale Fürsorge in Schweden. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9618. 15.08.1920. S. 9.
- Abschied von Schweden. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9625. 22.08.1920. S. 8.
- Kinderelend und Jugendverbrechen. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9645. 11.09.1920. S. 3.
- Der Aufstieg der Kinderfreunde. In: Arbeiterzeitung Nr.: 339. 10.12.1920. S. 4.
- Die Juden in Lainz. In: Wiener Morgenzeitung Nr.: 895. 24.07.1921. S. 4–5.
- Kinderelend und Jugendverbrechen. In: Neue Freie Presse Nr.: 20478. 02.09.1921. S. 3–4.
- Kinderelend und Jugendverbrechen. Das Jugendheim in Judenau In: Neue Freie Presse Nr.: 20557. 21.11.1921. S. 5–6.
- Bilder vom Jugendgericht. Gerichtssaal. In: Arbeiterzeitung Nr.: 336. 08.12.1921. S. 9.
- Aufstieg. Roman von Johannes Schlaf. In: Das Literarische Echo Jg.: 13. Berlin. 1920/21. S. 1552–1553.
- Verwahrloste und mißhandelte Jugend. Bilder vom Jugendgericht. In: Arbeiterzeitung Nr.: 53. 22.02.1922. S. 6.
- Der Alkohol. In: Neue Freie Presse Nr.: 20654. 27.02.1922. S. 6–7.
- Blick aus dem Hotelfenster. In: Arbeiterzeitung Nr.: 64. 05.03.1922. S. 5–6.
- Kriegsopfer. Anlässlich der Sammelstage der Kriegsopferwoche. In: Neue Freie Presse Nr.: 20680. 25.03.1922. S. 4.
- Eine Stunde auf der Polizeistube. In: Arbeiterzeitung Nr.: 84. 25.03.1922. S. 7–8.

- Zweierlei Anblicke. In: Arbeiterzeitung Nr.: 100. 11.04.1922. S. 4.
- Das Ereignis. In: Arbeiterzeitung Nr.: 138. 21.05.1922. S. 7.
- Popper-Lynkeus. Zur ersten Wiederkehr seines Todes. In: Neue Freie Presse Nr.: 20941. 27.12.1922. S. 6.
- Bilder vom Jugendgericht. In: Arbeiterzeitung Nr.: 117. 30.04.1923. S. 3.
- Die neuen Häuser von Wien. In: Arbeiterzeitung Nr.: 268. 30.09.1923. S. 15.
- Der Arrest als Märchenland. Ein Bild vom Jugendgericht. In: Arbeiterzeitung Nr.: 16. 16.01.1924. S. 7.
- Proletarierkind und Kinderfreundwerk. In: Arbeiterzeitung Nr.: 40. 10.02.1924. S. 9.
- Jugendgericht, aber keine Anstalten! In: Arbeiterzeitung Nr.: 71. 12.03.1924. S. 2.
- Als ich zum erstenmal den Frühling sah. In: Arbeiterwille 16.05.1924. S. 3–4.
- Käthe Kollwitz. In: Arbeiterzeitung Nr.: 197. 18.07.1924. S. 7–8.
- Kinder als Diebe. In: Arbeiterzeitung Nr.: 288. 18.10.1924. S. 7.
- Die Kindertragödie am Tivoli. In: Arbeiterzeitung Nr.: 296. 26.10.1924. S. 9.
- Das erste Heim für alte Menschen in Österreich. In: Der Morgen Nr.: 43. 27.10.1924. S. 8.
- Der Grenzfall. Im Jugendgericht – Abteilung für Verbrechen. In: Arbeiterzeitung Nr.: 322. 23.11.1924. S. 15.
- Hof im allgemeinen Krankenhaus. In: Die Frau Nr.: 10. 01.12.1924. S. 9.
- Luftballon. In: Die Frau Nr.: 10. 01.12.1924. S. 2–3.
- Postenzug. In: Arbeiterzeitung Nr.: 32. 01.02.1925. S. 19.
- Hände. In: Arbeiterzeitung Nr.: 37. 07.02.1925. S. 5.
- Haushalt und Staat. In: Arbeiterzeitung Nr.: 80. 22.03.1925. S. 19.
- Das letzte Kapitel. In: Arbeiterzeitung Nr.: 102. 14.04.1925. S. 5.
- Gulliver bei den Riesen. Jugendgericht In: Arbeiterzeitung Nr.: 139. 21.05.1925. S. 7.
- Gespensterstunde im Schieberlokal. In: Arbeiterzeitung Nr.: 189. 12.07.1925. S. 18.
- Jugendgericht. In: Der Morgen Nr.: 28. 13.07.1925. S. 5–6.
- Sommergedanken. In: Arbeiterzeitung Nr.: 20. 27.07.1925. S. 3.
- Man gewöhnt sich. Gespräch mit einem Gefängnisdirektor. In: Arbeiterzeitung Nr.: 224. 17.08.1925. S. 6.
- Ein Fest auf dem Steinhof. In: Arbeiterzeitung Nr.: 337. 08.12.1925. S. 12.
- Das unsichtbare Bordell von Salzburg. In: Arbeiterzeitung Nr.: 15. 15.01.1926. S. 6.
- Die Kette. Ein neues Buch von Henri Barbusse. In: Arbeiterzeitung Nr.: 32. 01.02.1926. S. 5.
- Sterben im Spital. In: Arbeiterzeitung Nr.: 46. 15.02.1926. S. 6.
- Erster Abend in einer Stadt. In: Arbeiterzeitung Nr.: 28.02.1926. S. 18.
- Ein Uhr Nachts. In: Arbeiterwille 25.03.1926. S. 4.
- Drei neue Novellenbücher von Leonhard Frank: An der Landstraße – Im letzten Wagen

- Die Schicksalsbrücke. In: Arbeiterzeitung Nr.: 88. 29.03.1926. S. 6.
- Sträfliche Jugenderziehung. In: Der Morgen Nr.: 22. 31.05.1926. S. 8–9.
- Sträfliche Jugenderziehung. In: Der Morgen Nr.: 24. 14.06.1926. S. 6–7.
- Sträfliche Jugenderziehung. In: Der Morgen Nr.: 25. 21.06.1926. S. 7.
- Musik dem Volke! In: Der Morgen Nr.: 26. 28.06.1926. S. 8.
- Motten (Bild nach Daumier). In: Der Tag Nr.: 1284. 29.06.1926. S. 10.
- Die Vierzehnjährigen. In: Arbeiterzeitung Nr.: 227. 18.08.1926. S. 9.
- Der letzte Abend Popper-Lynkeus'. In: Der Tag Nr.: 1457. 21.12.1926. S. 4–5.
- Immensee und die Jugend. In: Der Tag Nr.: 1473. 08.01.1927. S. 5.
- D. H. Lawrence. Ein neuer großer Dichter. In: Arbeiterzeitung Nr.: 86. 28.03.1927. S. 7.
- Die Unsinnigkeit der Jugendsenate. In: Der Morgen Nr.: 28. 11.07.1927. S. 6.
- Noch immer schlagen Eltern ihre Kinder! In: Der Morgen Nr.: 37. 12.09.1927. S. 6.
- Der Mantel. In: Arbeiterzeitung Nr.: 283. 16.10.1927. S. 3–4.
- Monolog des Junggesellen. In: Der Tag Nr.: 1797. 04.12.1927. S. 20.
- Wie aus einer Besserungs-Anstalt ein Erziehungsheim wurde. In: Der Morgen Nr.: 50. 12.12.1927. S. 8–9.
- Überall Fest! Das Jahr 1928. In: Österreichischer Arbeiterkalender. Nr.: 57. Vorwärts. Wien 1928. S. 102.
- Die beiden Alten. In: Der Tag Nr.: 1831. 08.01.1928. S. 18.
- Der Zeichner des Lumpenproletariats. Heinrich Zille zum 70. Geburtstag. In: Arbeiterzeitung Nr.: 10. 10.01.1928. S. 5.
- Jute in Simmering. In: Arbeiterzeitung Nr.: 116. 27.04.1928. S. 6.
- Wie glückliche Kinder leben. In: Arbeiterzeitung Nr.: 155. 05.06.1928. S. 3.
- Märchen der Wirklichkeit. In der Taubstummschule der Gemeinde Wien. In: Arbeiterzeitung Nr.: 183. 03.07.1928. S. 8.
- Sträflinge ohne Bewachung, ohne Zellen. Der Neuhof. In: Arbeiterzeitung Nr.: 207. 27.07.1928. S. 7.
- Die Frau auf dem Markte. In: Arbeiterzeitung Nr.: 212. 01.08.1928. S. 3.
- Der Ernst des Lebens. Kindergespräch. In: Arbeiterzeitung Nr.: 244. 02.09.1928. S. 5–6.
- Von neuen Büchern. Neger, die Dichter sind. In: Arbeiterzeitung Nr.: 349. 18.12.1928. S. 6.
- Gustav Landauer. Sein Lebensgang in Briefen. In: Arbeiterzeitung Nr.: 233. 24.08.1929. S. 5–6.
- Ohne Geld. In: Arbeiterzeitung Nr.: 267. 27.09.1929. S. 5.
- Ballett der Straße. Ein Entwurf für Jazzmusik. In: Kunst und Volk. Mitteilungen des Vereins Sozialdemokratische Kunststelle. Nr.: 9. Mai 1930. S. 291–295.
- Bazillenverkäufer. In: Arbeiterzeitung Nr.: 198. 20.07.1930. S. 13.
- Tagebuch eines fünfzehnjährigen Mädchens. In: Die Frau. Nr.: 3. März 1932. S. 15–16.

- Der Tod in Sibirien. In: Arbeiterzeitung Nr.: 310. 08.11.1932. S. 5.
- Die Wärmestuben sind eröffnet! In: Arbeiterzeitung Nr.: 330. 29.11.1932. S. 6.
- Verregneter Sommer. Eine Jugenderinnerung. In: Arbeiterzeitung Nr.: 232. 23.08.1933. S. 6.
- Die Arbeiterjugend und der Alkohol. In: Arbeiter Sonntag Nr.: 18. 27.05.1934. S. 6.
- Die Schüler und die Lehrmittel. In: Arbeiter Sonntag Nr.: 22. 01. 07.1934. S. 3.
- Aus dem Wasser gezogen. In: Arbeiter Sonntag Nr.: 24. 08.07.1934. S. 8.
- Beethovens Stammbuch. In: Arbeiter Sonntag Nr.: 27. 29.07.1934. S. 8–9.
- Das Glück ist da ... In: Bunte Woche Nr.: 32. 16.09.1934. S. 3–4.
- Hausgehilfinnen im Spital. In: Arbeiter Sonntag Nr.: 35. 23.09.1934. S. 8.
- Nach Jahr und Tag. Ein Buch Knut Hamsuns. In: Arbeiter Sonntag Nr.: 48. 23.12.1934. S. 10–11.
- Hof im allgemeinen Krankenhaus. In: Arbeiter Woche Nr.: 4. 01.06.1935. S. 14.

## **Erzählungen von Else Feldmann**

- Bettina und der Faun. In: Die Zeit Nr.: 2076. 05.07.1908. S. 5–7.
- Sophia. In: Die Zeit Nr.: 2090. 19.07.1908. S. 3–5.
- Meine Freundin Jeanny. In: Die Zeit Nr.: 2173. 11.10.1908. S. 3–6.
- Das rote Licht. In: Die Zeit Nr.: 2483. 22.08.1909. S. 1–2.
- Gerty Hein und ihre Gäste. In: Die Zeit Nr.: 3219. 10.09.1911. S. 4–5.
- Absalon. In: Die Zeit Nr.: 3809. 04.05.1913. S. 1–3.
- Am Strande. In: Die Zeit Nr.: 3920. 24.08.1913. S. 6–7.
- Ich bin es nicht! ... In: Die Zeit Nr.: 4048. 04.01.1914. S. 1.
- Vom Finden und Verlieren. In: Die Zeit Nr.: 4165. 03.05.1914. S. 7.
- Angst. In: Die Zeit Nr.: 4297. 13.09.1914. S. 7.
- Das Nachttier. In: Die Zeit Nr.: 4781. 16.01.1916. S. 1–2.
- Der Augenblick des Glücks. In: Die Zeit Nr.: 4788. 23.01.1916. S. 4.
- Klein Mia. In: Die Zeit Nr.: 4809. 13.02.1916. 1–2.
- Aus einem Kinderhospital. In: Die Zeit Nr.: 4823. 27.02.1916. S. 2–3.
- Das ist das Glück. Ein Bild aus unseren Tagen. In: Der Abend Nr.: 134. 13.06.1916. S. 3–4.
- Die Alten. In: Der Abend Nr.: 220. 26.09.1916. S. 4.
- „Zu den Müttern müßt ihr hinuntersteigen ...“ In: Der Abend Nr.: 61. 29.03.1917. S. 3–4.
- Gebet im Frühling. In: Neues Wiener Journal Nr.: 8812. 16.05.1918. S. 3.
- Der Augenblick des Glücks. In: Neues Wiener Journal Nr.: 8821. 26.05.1918. S. 3.



- Im Kinderhospital. In: Neues Wiener Journal Nr.: 8828. 02.06.1918. S. 3–4.
- Im Warenhaus. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9049. 12.01.1919. S. 6–7.
- Zwei Dichter. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9116. 20.03.1919. S. 3–4.
- Bilder aus dem Wiener Ghetto. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9163. 07.05.1919. S. 6.
- Das Leben der Armen. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9174. 18.05.1919. S. 8.
- Aus der Kindheit. Aus einem unveröffentlichten sozialen Kinderroman. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9203. 17.06.1919. S. 3.
- Blumen am Fenster. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9242. 27.07.1919. S. 8.
- Jahrestag. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9252. 06.08.1919. S. 4.
- Inferno. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9297. 21.09.1919. S. 8–9.
- Eine Zuflucht. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9340. 04.11.1919. S. 3.
- Stube der Armut. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9345. 09.11.1919. S. 5.
- Sanatorium. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9375. 11.12.1919. S. 3.
- Der Vater. Bilder von der menschlichen Seele. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9398. 04.01.1920. S. 6.
- Maitag. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9474. 21.03.1920. S. 6.
- Aus der Kindheit. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9488. 04.04.1920. S. 8.
- Briefe von der menschlichen Seele. Briefe nach Amerika. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9525. 13.05.1920. S. 4.
- Aus der Kindheit. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9535. 23.05.1920. S. 7–8.
- Tagebuch eines fünfzehnjährigen Mädchens. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9604. 01.08.1920. S. 9–10.
- Die Macht des Ringes. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9683. 19.10.1920. S. 3–4.
- Aus der Kindheit. In: Neues Wiener Journal Nr.: 9706. 12.11.1920. S. 5.
- Ein Märchen, das wahr ist. In: Neue Freie Presse Nr.: 20254. 17.01.1921. S. 1–3.
- Spaziergang in Sorgen. In: Prager Tagblatt Nr.: 183 07.08.1921. S. 21.
- Der Spaziergang. In: Arbeiterzeitung Nr.: 263. 25.09.1921. S. 7.
- Das alte Haus. In: Arbeiterzeitung Nr.: 294. 26.10.1921. S. 6.
- Liebe ohne Hoffnung. In: Arbeiterzeitung Nr.: 346. 18.12.1921. S. 12.
- Mit dreizehn Jahren. In: Arbeiterzeitung Nr.: 50. 19.02.1922. S. 5.
- Der Junggeselle. In: Arbeiterzeitung Nr.: 78. 19.03.1922. S. 5.
- Die nassen Wände. In: Arbeiterzeitung Nr.: 152. 04.06.1922. S. 13–14.
- Als ich zum ersten Mal den Frühling sah. In: Arbeiterzeitung Nr.: 200. 23.07.1922. S. 7.
- Der Schein. In: Arbeiterzeitung Nr.: 97. 10.04.1923. S. 4.
- Der weiße Baum. In: Arbeiterzeitung Nr.: 107. 20.04.1923. S. 4.
- Josefine. In: Arbeiterzeitung Nr.: 220. 12.08.1923. S. 7–8.
- Michael. Eine Knabengeschichte. In: Arbeiterzeitung Nr.: 241. 02.09.1923. S. 9–10.
- Die Träume. In: Arbeiterzeitung Nr.: 275. 07.10.1923. S. 15–16.

- Herbsttag. In: Arbeiterzeitung Nr.: 280. 12.10.1923. S. 9.
- Besuch. In: Arbeiterzeitung Nr.: 303. 04.11.1923. S. 9–10.
- Aus der Kindheit. In: Arbeiterzeitung Nr.: 353. 27.12.1923. S. 4.
- Aus der Kindheit. In: Arbeiterzeitung Nr.: 33. 02.02.1924. S. 10–11.
- Der Leib der Mutter. Roman. In: Arbeiterzeitung Nr.: 82. 23.03.1924. S. 17. – Nr.: 124. 05.05.1924. S. 4.
- Als ich zum erstenmal den Frühling sah. In: Arbeiterwille 16.05.1924. S. 3–4.
- Herzklopfen. In: Arbeiterzeitung Nr.: 160. 11.06.1924. S. 9–10.
- Abenteuer. In: Arbeiterzeitung Nr.: 183. 04.07.1924. S. 9–10.
- Aus der Kindheit. In: Arbeiterwille 26.08.1924. S. 3–4.
- Luftballon. In: Die Frau Nr.: 10. 01.12.1924.
- Travestie der Liebe. In: Der Morgen Nr.: 4. 26.01.1925. S. 5.
- Hände. In: Arbeiterzeitung Nr.: 37. 07.02.1925. S. 5.
- Die weinenden Kinder. In: Arbeiterzeitung Nr.: 88. 30.03.1925. S. 3.
- Dini. In: Arbeiterzeitung Nr.: 176. 28.06.1925. S. 18.
- Gespensterstunde im Schieberlokal. In: Arbeiterzeitung Nr.: 189. 12.07.1925. S. 18.
- Kastanienbäume. In: Arbeiterzeitung Nr.: 190. 13.07.1925. S. 6.
- Das Fräulein. In: Arbeiterzeitung Nr.: 210. 02.08.1925. S. 15–16.
- Regenwürmer im Schneckenhaus. Tiermärchen. In: Arbeiterzeitung Nr.: 258. 20.09.1925. S. 17.
- Die schwere Aufgabe. In: Arbeiterzeitung Nr.: 307. 08.11.1925. S. 18–19.
- Allein. Die Geschichte von einem jungen Menschen und einem Hunde. In: Arbeiterzeitung Nr.: 314. 15.11.1925. S. 18–19.
- Das Glück des Affen Putz. Erzählung. In: Arbeiterzeitung Nr.: 336. 07.12.1925. S. 4.
- Das Eselchen. Erzählung. In: Arbeiterzeitung Nr.: 342. 13.12.1925. S. 19.
- Gedenkblatt. In: Österreichischer Arbeiterkalender. Vorwärts. Wien 1925. S. 56–58.
- Ein Uhr Nachts. In: Arbeiterwille 25.03.1926. S. 4.
- Schwalbenmärchen. In: Arbeiterwille 31.03.1926. S. 2–3.
- Menschliches. Nicht einen Heller. In: Arbeiterzeitung Nr.: 100. 11.04.1926. S. 18.
- ... Daß nicht alle Blüenträume reifen ... Erzählung. In: Die Frau Nr.: 6. 01.06.1926.
- Die Wölfe. In: Arbeiterzeitung Nr.: 175. 27.06.1926. S. 19.
- Motten (Bild nach Daumier). In: Der Tag Nr.: 1284. 29.06.1926. S. 10.
- Ein Abenteuer. In: Arbeiterwille Nr.: 199. 23.07.1926.
- Herr Janek. In: Arbeiterzeitung Nr.: 202. 24.07.1926. S. 7.
- Arm, ärmer, am ärmsten. In: Arbeiterzeitung Nr.: 300. 30.10.1926. S. 8–9.
- Die Bloßfüßigen. Eine Kindergeschichte. In: Arbeiterzeitung Nr.: 334. 05.12.1926. S. 28.
- Kindergeschichten. In: Österreichischer Arbeiterkalender. Nr.: 55. Wien. Vorwärts

1926. S. 74–78.
- Mit vierzehn Jahren. Kindergeschichte. In: Arbeiterzeitung Nr.: 95. 06.04.1927. S. 12.
- Keramik. In: Arbeiterzeitung Nr.: 119. 01.05.1927. S. 22.
- Schloß Habenichts zu Dünkelberg. In: Arbeiterzeitung Nr.: 140. 22.05.1927. S. 18–20.
- Tänzerin. In: Arbeiterzeitung Nr.: 154. 05.06.1927. S. 17–18.
- Das Lied vom Leben. In: Arbeiterzeitung Nr.: 180. 02.07.1927. S. 12.
- Unser schönes Zimmer. In: Arbeiterzeitung Nr.: 183. 05.07.1927. S. 3–4.
- An was Marie denkt. In: Arbeiterzeitung Nr.: 215. 08.08.1927. S. 7.
- Leichtsinn. In: Arbeiterzeitung Nr.: 258. 21.09.1927. S. 3.
- Der Mantel. In: Arbeiterzeitung Nr.: 283. 16.10.1927. S. 3–4.
- Kastanienbäume im Augarten. In: Arbeiterzeitung Nr.: 309. 11.11.1927. S. 3.
- Monolog des Junggesellen. In: Der Tag Nr.: 1797. 04.12.1927. S. 20.
- Das Postamt. In: Arbeiterzeitung Nr.: 338. 11.12.1927. S. 3.
- Aschanti und Buren. In: Arbeiterzeitung Nr.: 15. 15.01.1928. S. 19.
- Verzauberung. In: Arbeiterzeitung Nr.: 78. 18.03.1928. S. 20–21.
- Die Nähmaschine. In: Der Abend Nr.: 71. 24.03.1928. S. 11.
- Allerlei Theater. In: Arbeiterzeitung Nr.: 99. 01.04.1928. S. 19–20.
- Ludmilla, die Kugeltänzerin. In: Arbeiterzeitung Nr.: 192. 12.07.1928. S. 4.
- Der Maler. In: Arbeiterzeitung Nr.: 202. 22.07.1928. S. 17–18.
- Die Frau auf dem Markte. In: Arbeiterzeitung Nr.: 212. 01.08.1928. S. 3.
- Drei Menschen. In: Arbeiterzeitung Nr.: 222. 11.08.1928. S. 3.
- Keine Schuhe. In: Arbeiterzeitung Nr.: 306. 03.11.1928. S. 3.
- Von „Gnädigen und Diensthöfen“. In: Die Frau Nr.: 12. 01.12.1928.
- Im Tanzsaal. In: Arbeiterzeitung. Nr.: 20. 20.01.1929. S. 3–4.
- Als ich ein bißchen älter wurde ... In: Arbeiterzeitung Nr.: 90. 31.03.1929. S. 5–6.
- Der Vogelfund im Garten. In: Arbeiterzeitung Nr.: 225. 16.08.1929. S. 5–6.
- Anna. In: Arbeiterzeitung Nr.: 67. 09.03.1930. S. 19.
- Ballett der Straße. Ein Entwurf für Jazzmusik. In: Kunst und Volk. Mitteilungen des Vereins Sozialdemokratische Kunststelle Nr.: 9. Mai 1930. S. 291–295.
- Mein weißes Kleid. In: Arbeiterzeitung Nr.: 261. 21.09.1930. S. 13.
- Fetzenpuppe. In: Arbeiterzeitung Nr.: 280. 10.10.1930. S. 7.
- Eisenbahnfahrt. In: Arbeiterzeitung Nr.: 288. 18.10.1930. S. 7.
- Sind wir wieder gut? Eine Kindergeschichte. In: Arbeiterzeitung Nr.: 314. 14.11.1930. S. 7.
- Wie könnt man zwei Kreuzer verdienen? In: Arbeiterzeitung Nr.: 118. 29.04.1931. S. 7.
- Maricka und die Vier. In: Arbeiterzeitung Nr.: 236. 28.08.1931. S. 7.
- Ein Zirkel und seine Folgen. In: Arbeiterzeitung Nr.: 332. 02.12.1931. S. 9.
- Und am Weihnachtstag ... In: Arbeiterzeitung Nr.: 355. 25.12.1931. S. 19.

- Tagebuch eines fünfzehnjährigen Mädchens. In: Die Frau Nr.: 3. März 1932. S. 15–16.
- Vom Strumpfsticken. In: Arbeiterzeitung Nr.: 176. 26.06.1932. S. 16–17.
- Rote Schminke vor Weihnachten. In: Arbeiterzeitung Nr.: 344. 13.12.1932. S. 4.
- Letzte Küsse. In: Arbeiterzeitung Nr.: 64. 05.03.1933. S. 18.
- Da wurde es Frühling. In: Arbeiterzeitung Nr.: 88. 30.03.1933. S. 6.
- Neue Bekanntschaft. In: Arbeiterzeitung Nr.: 136. 18.05.1933. S. 6.
- Armenschülerin. In: Arbeiterzeitung Nr.: 176. 28.06.1933. S. 8.
- Verregneter Sommer. Eine Jugenderinnerung. In: Arbeiterzeitung Nr.: 232. 23.08.1933. S. 6.
- Wir lernen vom Menschen. In: Arbeiterzeitung Nr.: 248. 08.09.1933. S. 6.
- Er ist der Herr! ... In: Arbeiterzeitung Nr.: 289. 19.10.1933. S. 6.
- Ein Zwiesgespräch um den Tod. In: Arbeiterzeitung Nr.: 302. 01.11.1933. S. 5.
- Ein Stern schaut ins Fenster. In: Bunte Woche Nr.: 45. 05.11.1933. S. 13.
- Nun will es dunkel werden. In: Arbeiterzeitung Nr.: 312. 11.11.1933. S. 6.
- Martha und Antonia. Roman. In: Arbeiterzeitung Nr.: 320. 19.11.1933. S. 10. – Erschienen bis zur 79. Fortsetzung in Nr.: 39. 11.02.1934. S. 3.
- Liebesgedichte. In: Bunte Woche Nr.: 10. 15.04.1934. S. 4.
- Die Erinnerung. In: Arbeiter Sonntag Nr.: 21. 27.06.1934. S. 8.
- Letzte Station. Erzählung. In: Arbeiter Sonntag Nr.: 29. 12.08.1934. S. 9.
- Die reine große Wahrheit. In: Arbeiter Sonntag Nr.: 31. 26.08.1934. S. 9.
- Die Geschichte von einem Fuchs. In: Arbeiter Sonntag Nr.: 31. 26.08.1934. S. 9.
- Erlebtes und Erträumtes. In: Arbeiter Sonntag Nr.: 39. 21.10.1934. S. 8–9.
- Kindergeschichten. In: Arbeiter Sonntag Nr.: 39. 21.10.1934. S. 8–9.
- Die Puppe. In: Arbeiter Sonntag Nr.: 41. 04.11.1934. S. 8.
- Das Mädchen aus dem Café. In: Arbeiter Sonntag Nr.: 43. 18.11.1934. S. 8.
- Haarfärbemittel für schwarz. Eine Jugenderinnerung. In: Arbeiter Sonntag Nr.: 45. 02.12.1934. S. 11.
- Der Eintänzer. In: Arbeiter Sonntag Nr.: 47. 16.12.1934. S. 8.
- An einem Silvesterabend. In: Arbeiter Sonntag Nr.: 49. 30.12.1934. S. 10.
- Die Geschichte des kleinen Hansl. In: Arbeiter Sonntag Nr.: 8. 24.02.1935. S. 9–10.
- Der schottische Mantel. In: Arbeiter Sonntag Nr.: 12. 24.03.1935. S. 8.
- Reden wir über Stiefmütter. In: Arbeiter Woche Nr.: 7. 22.06.1935. S. 9.
- In einer anderen Schule. In: Arbeiter Woche Nr.: 7. 22.06.1935. S. 11.
- Das Glück des Affen Putz. Erzählung. In: Der neue illustrierte Familienkalender 1938. Jahrbuch für Haus und Familie in Stadt und Land. Wien. (Großeinkaufsgesellschaft österreichischer Consumvereine) 1938. S. 76–78.

## Primärliteratur

- Adler, Alfred: Gesellschaft und Kultur 1892–1937. Hg. v. Almuth Bruder-Bezzel. Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht 2015.
- Alpheus (= Colbert, Carl): Wiener Kinder aufs Land. In: Der Morgen 28.05.1917. S. 5–6.
- Bauer, Ludwig: Die Frauen, von denen man nicht spricht. In: Neue Freie Presse Nr.: 23155. 02.03.1929. S. 10–11.
- Benedikt, Clothilde: Offener Brief an Frll. Else Feldmann. In: Dr. Bloch's Wochenschrift Nr.: 10. 03.03.1916. S. 166.
- Benjamin, Walter: Ursprung des deutschen Trauerspiels. Frankfurt am Main. Suhrkamp 1963.
- Bettauer, Hugo: Die achte Hölle. In: Bettauers Wochenschrift Nr.: 10. 1924. S. 1–2.
- Colbert, Carl: Der Schrei, den niemand hört! In: Der Abend Nr.: 35. 14.02.1916. S. 4.
- Erb, Wilhelm: Über die wachsende Nervosität unserer Zeit. Akademische Rede zum Geburtstagsfeste des höchstselbigen Großherzogs Karl Friedrich am 22. November 1893 beim Vortrage des Jahresberichtes und der Verkündigung der akademischen Preise gehalten von Dr. Wilhelm Erb. Heidelberg. Hörning 1893.
- Else Feldmann über unsere Ostjuden. (N. gez.) In: Volkssturm Nr.: 4. 28.02.1922. S. 15
- Eröffnung des Kaiser Franz Joseph-Arbeiterinnen-Erholungsheimes des Wiener Vereines ‚Frauenhort‘. (N. gez.) In: Dr. Bloch's Österreichische Wochenschrift Nr.: 24. Jg.: 21. 11.06.1909. S. 419–420.
- Fleißer, Marieluise: Der Heinrich Kleist der Novellen (1927). In: Günther Rühle; Eva Pfister (Hg.): Marieluise Fleißer. Gesammelte Werke. Bd.: 4. Frankfurt am Main. Suhrkamp 1989. S. 403–407.
- Frei, Bruno: Ein Favoritner Heim. In: Der Abend 25.01.1918. S. 4.
- Frei, Bruno: Ein Gang durch Wiener Elendswohnungen. Einst und jetzt. In: Der Abend 11.01.1918. S. 3–4.
- Frei, Bruno: Vor dem Jugendrichter. Wie die Alten summen ... In: Der Abend 13.12.1920. S. 4.
- Herzog-Hauser, Gertrud: Die Schriftstellerin. In: Martha Brauen u. a. (Hg.): Frauenbewegung, Frauenbildung und Frauenarbeit in Österreich. 1930. S. 327–332.
- Kaus, Gina: Die Frau in der modernen Literatur. Die Literarische Welt 5. Nr.: 11. 15.03.1929. S. 1.
- Kisch, Egon Erwin: Der rasende Reporter (Vorwort). In: Anton Kaes (Hg.): Manifeste und Dokumente zur dt. Literatur 1918–1933. Stuttgart. Metzler 1983. S. 319–321.
- Kläger, Emil: Durch die Wiener Quartiere des Elends und Verbrechens. Ein Wanderbuch aus dem Jenseits. Wien. Karl Mitschke Verlag 1908.
- Kracauer, Siegfried: Die Angestellten. Aus dem Neuen Deutschland. In: Karsten Witte

- (Hg.): Kracauer: Schriften. Bd. 1. Frankfurt am Main. Suhrkamp 1971. S. 205–304.
- Kracauer, Siegfried: Über den Schriftsteller. In: Die neue Rundschau 42. Nr.: 6. 1931. S. 860–862.
- Mann, Erika: Frau und Buch. (1931) In: Irmela v. der Lühe; Uwe Naumann (Hg.): Erika Mann: Blicke überm Ozean. Aufsätze, Reden, Reportagen. Reinbek 2000. S. 84–85.
- Nansen, Fridtjof (Hg.): Für unsere kleinen russischen Brüder! Gaben westeuropäischer Schriftsteller und Künstler für die notleidenden Kinder in den Hungersnotdistrikten Rußlands. Hohes Kommissariat. Genf 1922.
- Nußbaum, Anna; Feldmann, Else (Hg.): Das Reisebuch des Wiener Kindes. Eine Sammlung von Briefen, Aufsätzen und Zeichnungen der Wiener Schulkinder im Ausland. Wien. Gloriette 1921.
- Opel, Adolf; Valdéz, Marino (Hg.): Else Feldmann. Arbeiten für das Theater. Gedenkbuch zum 65. Todestag von Else Feldmann. Berlin. LiDi 2007.
- P., F. (= Probst, Franz): Prostitution und Gesellschaftsordnung. Ursachen der Prostitution. In: Arbeiterinnenzeitung Hft.: 22. 1919. S. 3–4.
- P., F. (= Probst, Franz): Prostitution und Gesellschaftsordnung. Bekämpfung der Prostitution und ihrer Folgen. In: Arbeiterinnenzeitung Hft.: 23. 1919. S. 5–6.
- Rilke, Rainer Maria: Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. Kommentierte Ausgabe. Stuttgart. Reclam 1997.
- Schnitzler, Arthur: Tagebuch Band 1909–1912 Wien. VÖAW 1995.
- Schnitzler, Arthur: Tagebuch Band 1913–1916. Wien. VÖAW 1983.
- Simmel, Georg: Die Großstädte und das Geistesleben. In: Rüdiger Kramme; Angela Rammstedt u. a. (Hg.): Georg Simmel. Aufsätze und Abhandlungen 1901–1908. Bd. 1. Frankfurt am Main. Suhrkamp 1995. S. 116–131.
- Simmel, Georg: Soziologie des Raumes. In: Rüdiger Kramme; Angela Rammstedt u. a. (Hg.): Georg Simmel. Aufsätze und Abhandlungen 1901–1908. Bd. 1. Frankfurt am Main. Suhrkamp 1995. S. 132–183.
- Spiel, Hilde: Die hellen und die finsternen Zeiten. München. List 1989.
- Spiller, Else: Aus meinem Leben. Erinnerungen. Zürich 1929.
- Spiller, Else: Slums. Erlebnisse in den Schlammierteln moderner Großstädte. Hg. v. Peter Payer. Wien. Czernin 2008.
- Volksbühne. Der Schrei, den niemand hört! Ein Ghetto-Schauspiel von Else Feldmann. (N. gez.) Reichspost 13.02.1916. S. 13.
- W.: Der zerrissene Schleier. In: Neue Freie Presse 30.03.1902. S. 1–3.
- Zweig, Stefan: Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers. Frankfurt am Main. Fischer 1978.
- Zweig, Stefan: Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers. Frankfurt am Main. Fischer 1992.

## Sekundärliteratur Auswahl

- A...s (Alpheus = Colbert, Carl): Der Schrei, den niemand hört! Schauspiel aus dem Ghetto. In: Der Abend Nr.: 35. 14.02.1916. S. 4.
- Atzinger, Hildegard: Gina Kaus: Schriftstellerin und Öffentlichkeit. Zur Stellung einer Schriftstellerin in der literarischen Öffentlichkeit der Zwischenkriegszeit in Österreich und Deutschland. Frankfurt am Main. Peter Lang 2008.
- B., C. (= Benedikt, Clothilde): Der Schrei, den niemand hört! In: Dr. Bloch's Wochenschrift. Nr.: 8. 18.02.1916. S. 131–132.
- Bandhauer-Schöffmann, Irene: Frauenbewegung und Studentinnen. Zum Engagement der österreichischen Frauenvereine für das Frauenstudium. In: Waltraud Heindl; Marina Tichy (Hg.): „Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück ...“: Frauen an der Universität Wien. Wien. WUV 1993. S. 49–76.
- Barth, Mechthild: Mit den Augen des Kindes. Narrative Inszenierungen des kindlichen Blicks im 20. Jahrhundert. Heidelberg. Universitätsverlag 2009.
- Bascoy Lamelas, Montserrat: Die Frau und die Mutter: Darstellungen des weiblichen Körpers in Else Feldmanns Roman ‚Der Leib der Mutter‘. In: Dolors Sabaté Planes; Jaime Feijó (Hg.): Apropos Avantgarde. Berlin. Frank & Timme 2012. S. 191–207.
- Bauer, Bernhard A.: Wie bist du Weib? Wien. Rikola 1923.
- Becker, Sabina: „... zu den Problemen der Realität zugelassen“. Autorinnen der Neuen Sachlichkeit. In: Walter Fähnders; Helga Karrenbrock (Hg.): Autorinnen der Weimarer Republik. Bielefeld. Aisthesis 2003. S. 187–213.
- Benedikt, Clothilde: Theater und Literatur. Der Schrei, den niemand hört! In: Dr. Bloch's Wochenschrift Nr.: 8. 18.02.1916. S. 166.
- Bergengruen, Maximilian; Müller-Wille, Klaus; Pross, Caroline: Nerven – Zur literarischen Produktivität eines ‚Modeworts‘. In: dies. (Hg.): Neurasthenie: Die Krankheit der Moderne und die moderne Literatur. Freiburg i. Br., Wien (u. a.). Rombach 2010. S. 9–22.
- Bergmann, Klaus (Hg.): Schwarze Reportagen. Aus dem Leben der untersten Schichten vor 1914: Huren, Vagabunden, Lumpen. Reinbek. 1984.
- Berman, Russell A.: Literarische Öffentlichkeit. In: Alexander Bormann; Horst Albert Glaser (Hg.): Weimarer Republik – Drittes Reich: Avantgardismus, Parteilichkeit, Exil 1918–1945. Reinbek. Rowohlt 1983. S. 51–60.
- Bn. (= Beckmann, Paul): Volksbühne. Der Schrei, den niemand hört! In: Arbeiter Zeitung Nr.: 44. 13.02.1916. S. 19.
- Bortenschlager, Sigrid; Schnedl, Hanna (Hg.): Totgeschwiegen. Texte zur Situation der Frau von 1880 bis in die Zwischenkriegszeit. Wien. Bundesverlag 1982.
- Brettschneider, Rudolf: Das feile Weib. Triebleben und Umwelt der Dirne. Wien, Leip-

- zig. Verlag für Kulturforschung 1929. [Nachdruck 1980.]
- Buber, Martin: Die chassidischen Bücher. Hellerau. Hegner 1984. S. 5.
- Cohen, Benjamin: Geschichtsphilosophische Bestimmungen der Tragödie in jüdischer Perspektive. Das Judentum auf der tragischen Bühne der Weltgeschichte. In: Bernhard Greiner (Hg.): Die Tragödie. Eine Literaturgeschichte des aufrechten Ganges. Grundlagen und Interpretationen. Stuttgart. Alfred Kröner Verlag 2012. S. 728–750.
- Colvin, Sarah: Women and Drama at the Turn of the Century, or Thresholds of Gender and Genre. In: Nicholas Saul; Daniel Steurer u. a. (Hg.): Schwellen: germanistische Erkundungen einer Metapher. Würzburg. Königshausen und Neumann 1999. S. 265–278.
- Debazi, Elisabeth H.: Wandernde Geschlechter. Diskurse über das Aufbrechen von Geschlechterrollen im Feuilleton der 20er Jahre. In: Primus-Heinz Kucher; Julia Bertschik (Hg.): „baustelle kultur“. Diskurslagen in der österreichischen Literatur 1918–1933/38. Bielefeld. Aisthesis 2011. S. 217–249.
- Dehne, Corinna: Der ‚Gedächtnisort‘ Roman. Zur Literarisierung von Familiengedächtnis und Zeitgeschichte im Werk Jean Rouands. Berlin. Erich Schmidt Verlag 2002.
- Derka, Hedwig: Zur Berufsgeschichte österreichischer Tageszeitungsjournalistinnen. Diplomarbeit. Univ. Wien 1995.
- Dünne, Jörg: Einleitung Teil IV: Soziale Räume. In: Jörg Dünne; Stefan Günzel (Hg.): Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt a. Main. Suhrkamp 2015<sup>8</sup>. S. 289–303.
- Dünne, Jörg; Günzel Stephan (Hg.): Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt am Main. Suhrkamp 2006.
- Düsel, Friedrich: Löwenzahn. In: Westermannsche Monatshefte September 1922.
- Eijiro, Iwasaki (Hg.): Begegnung mit dem ‚Fremden‘: Grenzen – Traditionen – Vergleiche. Akten des VIII. Internationalen Germanisten-Kongresses in Tokyo 1990. München. iudicum 1991.
- Fähnders, Walter; Karrenbrock, Helga (Hg.): Autorinnen der Weimarer Republik. Bielefeld. Aisthesis 2003.
- Fischer, Lisa; Brix, Emil (Hg.): Die Frauen der Wiener Moderne. München. Oldenbourg 1997.
- Fischer-Homberger, Esther: Die Neurasthenie im Wettlauf des zivilisatorischen Fortschritts. Zur Geschichte des Kampfs um Prioritäten. In: dies. (Hg.): Neurasthenie: Die Krankheit der Moderne und die moderne Literatur. Freiburg i. Br., Wien u. a. Rombach 2010. S. 23–72.
- Foucault, Michel: Andere Räume. In: Karlheinz Barck u. a. (Hg.): Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik. Leipzig. Reclam 1992. S. 34–46.



- Gómez Pato, Rosa Marta: Schriftstellerinnen der Wiener Moderne „auf der (literarischen) Bühne“: eine vergessene Tradition. In: Dolors Sabaté Planes; Jaime Feijóo (Hg.): *Apropos Avantgarde. Neue Einblicke nach einhundert Jahren*. Berlin. Frank & Timme 2012. S. 99–116.
- Gürtler, Christa; Schmid-Bortenschlager, Sigrid: *Erfolg und Verfolgung. Österreichische Schriftstellerinnen 1918–1945*. Salzburg, Wien. Residenz 2002.
- Haas, Hannes: *Empirischer Journalismus. Verfahren zur Erkundung gesellschaftlicher Wirklichkeit*. Wien, Köln, Weimar. Böhlau 1999.
- Hacker, Lucia: *Schreibende Frauen um 1900: Rollen – Bilder – Gesten*. Münster. LIT Verlag 2007.
- Hassel, Ursula: *Familie als Drama. Studien zu einer Thematik im bürgerlichen Trauerspiel, Wiener Volkstheater und kritischen Volksstück*. Bielefeld. Aisthesis 2002.
- Hecht, Dieter J.: Nischen und Chancen – jüdische Journalistinnen in der österreichischen Tagespresse vor 1938. In: *Medien und Zeit* 2/2003. S. 31–39.
- Heindl, Waltraud; Tichy, Marina (Hg.): *„Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück ...“: Frauen an der Universität Wien*. Wien. WUV 1993.
- Holdenried, Michaela: *Autobiographie*. Stuttgart. Reclam 2000.
- Holdenried, Michaela: *Im Spiegel ein anderer. Erfahrungskrise und Subjektdiskurs im modernen autobiographischen Roman*. Heidelberg. Carl Winter 1991.
- Iwasaki, Eijiro (Hg.): *Begegnung mit dem ‚Fremden‘: Grenzen – Traditionen – Vergleiche. Akten des VIII. Internationalen Germanisten-Kongresses*. Tokyo 1990. München. iudicum 1991.
- Jušek, Karin: *Auf der Suche nach der Verlorenen. Die Prostitutionsdebatte im Wien der Jahrhundertwende*. Wien. Löcker 1994.
- Kanner, Heinrich: *Theater und Kunst*. In: *Die Zeit* Nr.: 4809. 13.02.1916. S. 3–4.
- Karrenbrock, Helga: *„Das Heraustreten der Frau aus dem Bild des Mannes“: Zum Selbstverständnis schreibender Frauen in den zwanziger Jahren*. In: Walter Fähnders; Helga Karrenbrock (Hg.): *Autorinnen der Weimarer Republik*. Bielefeld. Aisthesis 2003. S. 21–38.
- Kernjak, Katja: *Der Prostitutionsdiskurs in der österreichischen Prosa der 1920er Jahre*. Diplomarbeit. Univ. Klagenfurt 2010.
- Klaus, Elisabeth; Wischermann, Ulla: *Journalistinnen. Eine Geschichte in Biographien und Texten 1848–1990*. Münster. LIT Verlag 2013.
- Korotin, Ilse (Hg.): *biografiA. Lexikon österreichischer Frauen*. Bd. 1. Wien, Köln, Weimar. Böhlau 2016.
- Kos, Wolfgang (Hg.): *Kampf um die Stadt. Politik, Kunst und Alltag um 1930*. Wien. Czernin Verlag 2010.
- Kucher, Primus-Heinz: *Ghetto-Literatur. Zwischen Kanon-Sehnsucht und Kanon-*

- Ausschluss. In: Jürgen Struger (Hg.): *Der Kanon – Perspektiven, Erweiterungen und Revisionen. Tagung österreichischer und tschechischer Germanistinnen und Germanisten*. Olmütz/Olomouc. 20.–23.09.2007. Wien. Präsens 2008. S. 271–288.
- Kulka, Leopoldine: *Wozu brauchen wir weibliche Juristinnen?* In: *Neues Frauenleben* Nr.: 8. August 1908.
- Kürbisch, Friedrich G.: *Über die Sozialreportage. Einige Hinweise und Befunde*. In: Friedrich G. Kürbisch (Hg.): *Der Arbeitsmann, er stirbt, verdirbt, wann steht er auf? Sozialreportagen 1880 bis 1914*. Berlin, Bonn. Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 1982. S. 7–18.
- L., A.: *Theater und Kunst. Der Schrei, den niemand hört!* In: *Österreichische Volkszeitung* 13.02.1916. S. 8.
- Leidinger, Hannes: *Die Selbstmordepidemie*. In: Wolfgang Kos (Hg.): *Kampf um die Stadt. Politik, Kunst und Alltag um 1930*. Wien. Czernin Verlag 2010. S. 214–222.
- Lejeune, Philippe: *Der autobiographische Pakt*. Frankfurt am Main. Suhrkamp 1994.
- Lesser, Max: *Löwenzahn*. In: *Neues Wiener Abendblatt* Nr.: 73. 14.03.1922. S. 4.
- Lorenz, Dagmar C. G.: *Flucht und Endpunkt Avantgarde. Zwei Städte, zwei Traditionen, zwei Autorinnen: Veza Taubner-Calderon (Canetti) und Gertrud Chodziesner (Kolmar)*. In: Dolores Sabaté Planes (Hg.): *Apropos Avantgarde*. Berlin. Frank & Timme 2012. S. 117–133.
- Marderthaner, Wolfgang; Musner, Lutz: *Die Anarchie der Vorstadt. Das andere Wien um 1900*. Frankfurt am Main, New York. Campus Verlag 2000<sup>2</sup>.
- Mattl, Siegfried: *Das wirkliche Leben. Elend als Stimulationskraft der Sicherheitsgesellschaft. Überlegungen zu den Werken Max Winters und Emil Klägers*. In: Werner Schwarz; Margarethe Szeless u. a. (Hg.): *Ganz unten. Die Entdeckung des Elends. Katalog zur Ausstellung im Wien Museum*. Wien. Christian Brandstätter Verlag 2007. S. 111–117.
- Menkes, Hermann: *Theater und Kunst*. In: *Neues Wiener Journal* Nr.: 8006. 13.02.1916. S. 16.
- Migerka, Helene: *Die Zulassung der Frau zum Jusstudium*. In: *Frauenleben* Nr.: 5. Mai 1900.
- Montane, H. [= Höftberger, Franz]: *Die Prostitution in Wien. Ihre Geschichte und Entwicklung von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Hamburg, Leipzig, Wien. Verlag Paula Rasch 1925.
- N., P. (= Novotny, Paula): *Löwenzahn. Eine Kindheit. Roman von Else Feldmann*. In: *Der Abend* Nr.: 143. 26.06.1922. S. 3–4.
- Nebosis, Monika: *Aber was bleibt am Schluß? Else Feldmanns Romane. Löwenzahn, Der Leib der Mutter und Martha und Antonia*. Diplomarbeit. Univ. Wien 1999.
- Novotny, Paula: *Löwenzahn. Erzählung von Else Feldmann*. In: *Die Unzufriedene* Nr.:

52. 27.12.1930. S. 416.
- Ober, Kenneth H.: Die Ghettogeschichte. Entstehung und Entwicklung einer Gattung. Göttingen. Wallstein 2001.
- Paupié, Kurt: Handbuch der österreichischen Pressegeschichte. 1848–1959. Bd. 1. Wien. Braumüller 1960.
- Radkau, Joachim: Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler. München, Wien. Hanser Verlag 1998.
- Rieder, Thomas: Die Sozialreportage im Kontext von Beobachtung, Beschreibung und Veränderung gesellschaftlicher Wirklichkeit. Versuch einer interdisziplinären Entwicklungsgeschichte. Diplomarbeit. Univ. Wien 2009.
- Riesenfellner, Stefan (Hg.): Der Sozialreporter. Max Winter im alten Österreich. Wien. Verlag für Gesellschaftskritik 1987.
- Rosenfeld, Fritz: Else Feldmann: Liebe ohne Hoffnung. In: Bildungsarbeit Nr.: 12. Dezember 1918.
- Rosenfeld, Fritz: Zeitromane. In: Arbeiterzeitung Nr.: 233. 25.08.1931. S. 7.
- Salten, Felix: Else Feldmann. Löwenzahn. Eine Kindheit. In: Neue Freie Presse Nr.: 20611. 05.01.1922. S. 31.
- Sauder, Gerhard: Suchbilder. Literarische Autobiographien der neunziger Jahre. In: Peter Winterhoff-Spurk; Konrad Hilpert (Hg.): Die Lust am öffentlichen Bekenntnis. Persönliche Probleme in den Medien. St. Ingbert 1999. S. 103–128.
- Scheyer, Moritz: Theater, Kunst und Literatur. In: Neues Wiener Tagblatt 13.02.1916. S. 19.
- Schmid-Bortenschlager, Sigrid: Frauenliteratur im 19. Jahrhundert – Ideologie, Fiktion, Realität. Dargestellt am Beispiel der Thematik der ‚Versorgungsehe‘. In: Eijiro Iwasaki (Hg.): Begegnung mit dem ‚Fremden‘: Grenzen – Traditionen – Vergleiche. Akten des VIII. Internationalen Germanisten-Kongresses. Tokyo 1990. München. iudicum 1991. S. 246–250.
- Schmid-Bortenschlager, Sigrid: Österreichische Schriftstellerinnen 1800–2000. Darmstadt. WGB 2009.
- Schöblier, Franziska: Einführung in das bürgerliche Trauerspiel und das soziale Drama. Wissenschaftliche Buchgesellschaft. Darmstadt 2003.
- Silverman, Lisa D.: The Transformation of Jewish Identity in Vienna, 1918–1938. Diss. 2004. UMI Dissertation Press 2005.
- Sloterdijk, Peter: Literatur und Lebenserfahrung. Autobiographie der Zwanziger Jahre. München. Hanser 1978.
- Spreitzer, Brigitte: Grenzzersetzung. Universale Fremdheit an der Schwelle von der Ordnung zum Chaos. In: Texturen. Die österreichische Moderne der Frauen. Studien zur Moderne 8. Wien. Passagen 1999. S. 241–283.

- Spreitzer, Brigitte: *Veza Canettis Roman ‚Die gelbe Straße‘ im Kontext der literarischen Moderne*. In: Ingrid Spörk; Alexandra Strohmaier (Hg.): *Veza Canetti*. Graz, Wien. Droschl 2005. S. 11–31.
- Spring, Ulrike: *Verlagstätigkeit im niederländischen Exil 1933–1940*. Diplomarbeit. Univ. Wien 1994.
- St., E.: *Else Feldmann: Der Leib der Mutter*. In: *Bildungsarbeit. Blätter für sozialistisches Bildungswesen* Nr.: 9/10. 1931. S. 91.
- Suhr, Susanne: *Die weiblichen Angestellten*. Berlin 1930.
- Szeless, Margarethe: *Die Sozialreporter Emil Kläger und Hermann Drawe*. Im Duo durch die Wiener Elendsquartiere der Jahrhundertwende. In: Christian Ehalt (Hg.): *Wien: Die Stadt lesen. Diskurse, Erzählungen, Gedichte Bilder*. Wien, Linz u. a. Bibliothek der Provinz 2000. S. 61–68.
- Sznaider, Natan: *Über das Mitleid im Kapitalismus*. Wien, Linz u. a. Bibliothek der Provinz 2000.
- Tichy, Marina: *Soziale Herkunft, Elternhaus und Vorbildung der Studentinnen*. In: Waltraud Heindl; Marina Tichy (Hg.): *„Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück ...“: Frauen an der Universität Wien*. Wien. WUV 1993. S. 93–107.
- Ullmann, Ludwig: *Theater und Kunst. Der Schrei, den niemand hört!* In: *Wiener Mittags-Zeitung* 15.02.1916. S. 4.
- Veth, Hilke: *Literatur von Frauen*. In: Bernhard Weyengraf (Hg.): *Literatur der Weimarer Republik 1918–1933*. (= Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Bd. 8) München. Hanser 1995. S. 446–482.
- Weiershausen, Romana: *Wissenschaft und Weiblichkeit. Die Studentin in der Literatur der Jahrhundertwende*. Göttingen. Wallstein 2004.
- Werner, Bruno E.: *Die Zwanziger Jahre*. München. Bruckmann 1962.
- Wistrich, Robert S.: *Sozialdemokratie, Antisemitismus und die Wiener Juden*. In: Gerhard Botz; Ivar Oxaal u. a. (Hg.): *Eine zerstörte Kultur. Jüdisches Leben und Antisemitismus im Wien seit dem 19. Jahrhundert*. Wien. Czernin 2002. S. 187–195.
- Yerushalmi, Yosef Haim: *Zachor – Erinnere Dich! Jüdischen Geschichte und jüdisches Gedächtnis*. Aus dem Amerikanischen von Wolfgang Heuss. Berlin. Wagenbach 1988.
- Zelinka, Inge: *Der autoritäre Sozialstaat: Machtgewinn durch Mitgefühl in der Genese staatlicher Fürsorge*. Münster. LIT Verlag 2005.
- Zifferer, Paul: *Theater- und Kunstnachrichten*. In: *Neue Freie Presse* Nr.: 18491. 13.02.1916. S. 19.
- Zipfel, Frank: *Autofiktion. Zwischen Grenzen von Faktualität, Fiktionalität und Literalität?* In: Simone Winko; Fotis Jannidis u. a. (Hg.): *Grenzen der Literatur. Zu Begriff und Phänomen des Literarischen*. Berlin, New York. De Gruyter 2009. S. 285–313.

## Onlinequellen

- Canetti, Elias: Brief an Adolf Opel vom 06.01.1994 mit einer Erwähnung Else Feldmanns. Mit einer Umschrift des Textes angeführt in dem Verzeichnis von Autographen, signierten Büchern, Widmungsexemplaren des Antiquariats Richard Hußlein. Pdf online einsehbar: <http://studylibde.com/doc/2017042/860-acklin-j%C3%BCrg-alias—antiquariat-richard-hu%C3%9Flein> (Stand: 17.06.2017).
- Czeike, Felix: Historisches Lexikon Wien. Bd. 1. S. 3. <http://www.digital.wienbibliothek.at/wbrobv/content/pageview/1112801> (Stand: 01.05.2017).
- Debazi, Elisabeth: Vereinigung sozialistischer Schriftsteller Österreichs. <https://litkult1920er.aau.at/litkult-lexikon/vereinigung-sozialistischer-schriftsteller-oesterreichs/> (Stand: 17.06.2017).
- Frei, Bruno: Erinnerungen an Popper-Lynkeus. In: Theodor Kramer Archiv. [http://theodorkramer.at/site/assets/files/1050/efe\\_vi\\_4\\_web.pdf](http://theodorkramer.at/site/assets/files/1050/efe_vi_4_web.pdf) (Stand: 18.05.2017).
- Früh, Eckhart (Hg.): Spuren und Überbleibsel. Bio-bibliographische Blätter. (Selbstverlag) 2005. Pdf abrufbar unter: [http://theodorkramer.at/site/assets/files/1050/feldmann\\_spuren.pdf](http://theodorkramer.at/site/assets/files/1050/feldmann_spuren.pdf) (Stand: 17.06.2017).
- Gauß, Karl Markus: Neu entdeckt. Else Feldmann: ‚Leib der Mutter‘. In: Die Zeit online <http://www.zeit.de/1993/46/Vorstadtengel> (Stand: 30.10.2009).
- Jacono, Domenico: Der Sexmarkt im Wien des Fin de Siècle. In: Kakanien revisited 12. 10. 2009. S. 1–14. <http://www.kakanien-revisited.at/beitr/essay/DJacono1.pdf> (Stand: 01.06.2017).
- Millner, Alexandra: Prostitutions-Utopien und -Realitäten der Habsburger Monarchie. Zu einem Text von Paul Zschorlich. In: Kakanien revisited 28. 11. 2007. S. 1–3. <http://www.kakanien-revisited.at/beitr/fallstudie/AMillner2.pdf> (Stand: 01.06.2017).
- Plener, Peter: (K)ein Mohr im Hemd. Aschantis in Budapest und Wien, 1896/97. In: Kakanien revisited 06.11.2001. S. 1–4. Hier: S. 2. <http://www.kakanien-revisited.at/beitr/fallstudie/PPlener2.pdf> (Stand: 30.06.2017).
- Silverman, Lisa D.: Zwischenzeit und Zwischenort. Veza Canetti, Else Feldmann, and Jewish writing in Interwar Vienna. 2006. [http://www.accessmylibrary.com/coms2/summary\\_0286-30123558\\_ITM](http://www.accessmylibrary.com/coms2/summary_0286-30123558_ITM) (Stand: 29.07.2007).
- Suhr, Susanne: Die weiblichen Angestellten. Berlin 1930. S. 3–4. <http://library.fes.de/pdf-files/bibliothek/bestand/a-12366.pdf> (Stand: 15.07.2013).

## Archiv

- Brief Else Feldmann an Arthur Schnitzler vom 24.10.1914. In: Deutsches Literaturarchiv. Marbach. HS. NZ 85. 0001.0299.
- Brief Else Feldmann an Otto König. 12.06.1925. In: Handschriftensammlung der Österreichischen Nationalbibliothek 1026/44-1. Digital einsehbar unter: <http://data.onb.ac.at/rep/1003440A>. (Stand: 09.09.2020)
- Brief Else Feldmann an Otto König. 15.07.1925. In: Handschriftensammlung der Österreichischen Nationalbibliothek 1026/44-2. Digital einsehbar unter: <http://data.onb.ac.at/rep/1003440A>. (Stand: 09.09.2020)
- Brief Else Feldmann an Otto König vom 13.07.1933. In: Handschriftensammlung der Österreichischen Nationalbibliothek. 1026/44-3. Digital einsehbar unter: <http://data.onb.ac.at/rep/1003440A>. (Stand: 09.09.2020)
- Brief Else Feldmann an Siegfried Kracauer vom 22.01.1933. In: Deutsches Literaturarchiv Marbach. Nachlass Kracauer. Mdnr.: 006651153. Zugangsnr.: 72.22.55.
- Brief Allert de Lange an Else Feldmann vom 10.03.1934. In: International Institute of Social History. Amsterdam. Name des Archivs: Verlag Allert de Lange. Identifikationsnummer: 61Ve6. Brief von Else Feldmann 6/363 (6.3.34)+.
- Brief Else Feldmann an den Verlag Allert de Lange vom 06.03.1934. In: International Institute of Social History. Amsterdam. Name des Archivs: Verlag Allert de Lange. Identifikationsnummer: 61Ve6. Brief von Else Feldmann 6/363 (6.3.34)+.
- Vereinigung Sozialistischer Schriftsteller (Mappe). In: Wiener Stadt- und Landesbibliothek im Rathaus. Dokumentationssammlung. Tagblattarchiv.

## Verwendete Siglen

- AS: Arbeiter Sonntag  
 AZ: Arbeiterzeitung  
 DA: Der Abend  
 DM: Der Morgen  
 DS: Der Schrei, den niemand hört!  
 DT: Der Tag  
 LDM: Leib der Mutter  
 LZ: Löwenzahn. Eine Kindheit. Wien. Verlag für Gesellschaftskritik 1993.  
 LZ<sup>2</sup>: Löwenzahn. Eine Kindheit. Wien. Milena 2003.  
 MUA: Martha und Antonia  
 NFP: Neue Freie Presse  
 NWJ: Neues Wiener Journal



# Personenregister

## A

Adler, Alfred 191, 194, 195, 197,  
199, 209, 211  
Adler, Victor 116  
Allesch, Ea von 21  
Altenberg, Peter 92, 128  
Andreas-Salomé, Lou 21  
Arlt, Ilse 32  
Asenijeff, Elsa 21, 89

## B

Bach, David Josef (auch Joseph) 43,  
44, 113, 253  
Bahr, Hermann 67, 79  
Bartl, Fritz 36  
Baum, Vicki 27, 37, 148  
Beckmann, Paul 67, 69, 70  
Benedikt, Clothilde 23, 68, 72  
Blum, Klara 36  
Bruch-Stein, Carola 22

## C

Canetti, Elias 113, 114  
Canetti, Veza 21, 27, 37, 39, 65, 114,  
148, 297  
Cloeter, Hermine 26, 32  
Colbert, Carl 13, 14, 69, 70, 72, 81,  
108, 111, 113, 276

## D

Drawe, Hermann 93  
Druschkovich, Helena Maria 22

## E

Eckstein-Diener, Bertha (Sir Galahad)  
29

## F

Falk, Norbert 80  
Fanta, Benedikt 36  
Feigenbaum, Rosa 22  
Fickert, Auguste 187  
Franzos, Karl Emil 22  
Frei, Bruno 13, 81, 93, 111–114, 117

## G

Grazie, Marie Eugenie delle 22  
Grogger, Paula 29  
Groner, Auguste 32

## H

Hainisch, Marianne 21  
Halberstam, Inge 36  
Handel-Manzetti, Enrica 22, 65  
Harden, Maximilian 22  
Hartwig, Mela 37  
Hauser, Carry 145  
Herzfeld, Marie 22  
Herzog-Hauser, Gertrud 31

## I

Ichenhäuser, Eliza 33

## J

Jahoda, Marie 36  
Janitschek, Maria 89  
Janstein, Elisabeth 26, 32  
Jerusalem, Else 23, 65, 187, 253  
Jesenská, Milena 21, 37

## K

Karlweis, Martha 21, 32  
Kaus, Gina 12, 21, 30, 32, 37, 65,  
148, 185  
Kirschner, Aloisia 22



Kisch, Egon Erwin 12, 128  
 Kläger, Emil 82, 91, 93, 94  
 Klaudy, Lilli 32  
 Klopstein, Regine 22  
 Kompert, Leopold 50  
 König, Alma Johanna 29, 37, 65  
 König, Otto 39, 44, 95, 112, 113,  
 129  
 Körber, Lilli (auch Lili) 28  
 Kracauer, Siegfried 20, 125, 184,  
 185  
 Kübeck, Blanche 26, 32

**L**

Lazar, Maria 21, 32  
 Ledóchowska, Maria Theresia 22  
 Leichter, Käthe 36, 37  
 Leifehl, Hans 36  
 Leitich, Ann Tizia 32, 37, 39  
 Lesser, Max 17, 99, 135  
 Lindenbaum, Walter 36, 37  
 Lippowitz, Karl 41  
 Lippowitz, Jakob 82  
 Loos, Lina 21, 65

**M**

Mann, Erika 12, 37, 108  
 Maresch, Maria 32  
 Mataja, Emilie 22  
 Mautner, Klara 32  
 Mayreder, Rosa 21, 65, 89, 187, 197  
 Meinhardt, Frida 16  
 Meisel-Hess, Grete 22  
 Menkes, Hermann 67  
 Miksch, Willy 36  
 Müller-Cohen, Anitta 32, 93

**N**

Novotny, Paula 32, 135  
 Nußbaum, Anna 15, 32

**O**

Opel, Adolf 113, 209  
 Oppenheim, Ida 58  
 Ostwald, Hans 93

**P**

Paoli, Betty 39  
 Pariser, Anton 36  
 Petrides, Margarethe 36  
 Pollak, Marianne 32  
 Popp, Adelheid 21, 38  
 Popper-Lynkeus, Josef 80, 83, 91,  
 115, 120, 248

**R**

Roda Roda, Marie 21  
 Rosen, Lia 69  
 Rosenfeld, Fritz 94, 145, 168  
 Rossi, Hedwig 36  
 Roth, Joseph 29  
 Rundt, Arthur 70

**S**

Sacher-Masoch, Wanda von 89  
 Salten, Felix 14, 36, 79, 99, 113, 132,  
 135, 140, 184, 185, 197, 213  
 Schalek, Alice 27, 32, 39  
 Scheyer, Moritz 68, 69  
 Schiller, Marmorek 36  
 Schlesinger-Eckstein, Therese 21,  
 187  
 Schmutzer, Alice 32  
 Schnitzler, Arthur 60, 72, 90, 91,  
 253, 259  
 Schoepp, Meta 93  
 Silberer, Rose 32  
 Singer, Isidor 67, 105, 106  
 Sombart, Werner 79  
 Spiel, Hilde 132  
 Spiller, Else 91, 93  
 Steinitz, Heinrich 37

Stona, Marie 32  
Suttner, Bertha von 79

**T**

Tau, Max 185  
Tauber, Elsa 32  
Trebitsch-Stein, Marianne 32  
Trescher, Franz 36  
Troll-Borostyáni, Irma von 89, 187  
Tuschak, Helene 32

**U**

Ullmann, Ludwig 67, 68, 70  
Ungar, Adolf 36  
Urban, Gisela 32  
Urbanitzky, Grete von 32, 36, 148

**W**

Weintraub, Alfred 36  
Weyr, Marie 22  
Widmar, Josefine 32  
Wildgans, Anton 79  
Winter, Max 82, 92, 96–99, 103,  
104, 108, 113

**Z**

Zellwenker, Edwin 36  
Zifferer, Paul 67  
Zifferer, Rosa 22  
Zur Mühlen, Hermynia 37  
Zweig, Stefan 186